

CO1875973

PT
2617
.E85
Z544

LIBRARY
UNIVERSITY OF TEXAS
AT SAN ANTONIO

HERMA SV HESSE

R. J. HUMM

BRIDFWECHESE

Hausgehirn von

Ursch und Voller Mädel

Schulung Trüb

HERMANN HESSE

R. J. HUMM

BRIEFWECHSEL

Herausgegeben von
Ursula und Volker Michels
Suhrkamp Verlag

LIBRARY
University of Texas
At San Antonio

Erste Auflage 1977
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977
Alle Rechte vorbehalten
Druck: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen
Printed in Germany

R. J. Humm
ANSTELLE EINES VORWORTES

Hermann Hesse begegnete ich zum ersten Mal an einem frostigen, nebligen Nachmittag im kältesten Winter unseres Jahrhunderts, am 27. Februar 1929, einem Mittwoch. Einige Monate vorher war mein erstes Buch, »Das Linsengericht«, erschienen; einer meiner Freunde, der Bildhauer Karl Geiser, hatte das Buch Hesse zugestellt, dieser hatte es in der National-Zeitung freundlich besprochen, und als dann Hesse, wie er es jeden Winter zu tun pflegte, während einiger Wochen in Zürich weilte, brachte mich Karl Geiser zu ihm.

In jenem Winter wohnte Hesse in einer Pension am unteren Schanzengraben. Ich sehe noch das unbehaglich eingerichtete, große Zimmer und Hesse vor dem Stehpult und seine Frau etwas abseits, und ich erinnere mich, daß ich ihm etwas gebracht hatte, eine kleine Marionette, die zu einem Puppenspiel gehörte, das meine Frau und ich unseren Kindern zum Weihnachtstag gelaubsägelt und bemalt hatten. Ich dachte, die kleine vergoldete Holzfigur würde Hesse Freude machen. Doch schon daran merkte ich, wie anders seine Art war. Er drehte die Marionette mit einem verwunderten, ja befremdeten Lächeln zwischen seinen Fingern, und ich sah gleich, daß er mit der kleinen Figur nichts anzufangen wußte. Ich erfuhr später, daß er auch zum größeren Theater keine besondere Beziehung hatte. Er war exklusiv Epiker und Lyriker, und ein Lyriker war er auch als Epiker. In seinen Romanen geht er nie von objektiven Figuren aus wie Tolstoi, Fontane oder Balzac, sondern immer nur von der einen subjektiven Figur des eigenen Ich. Hesse hat sein Leben lang nur sich selber dargestellt, in verschiedenen Abwandlungen immer nur sich selber. Und es wird immer bewundernswürdig bleiben, wieviel er aus dieser einzigen Figur, die ihn interessierte, herauszuholen vermocht hat.

Ich kannte damals einige seiner Bücher. Insbesondere hatte sein »Demian« in meinen jüngeren Jahren einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht. Die Problemstellung in diesem Buch war aber auch dazu angetan, damals junge Leute bis in den Grund aufzuwühlen. Ich sage »damals«, denn ob das Buch noch heute auf junge

Menschen die gleiche Wirkung ausübt, muß ich bezweifeln. Ich aber war ein Kind meiner Zeit und geriet beim Lesen so richtig in einen Taumel; in jenen Identifikationstaumel, in den Hesses Bücher junge Menschen damals oft versetzten. Ich las das Buch auf der Eisenbahn, als ich wieder einmal über den Gotthard nach Italien fuhr; allein in meinem Abteil, war ich während der ganzen Fahrt einfach nicht bei Sinnen; ich glaubte wahrhaftig, ein leuchtendes Zeichen auf der Stirne zu haben, Demians Zeichen. Am Ziel meiner Reise verließ ich den Zug in einem Zustand der Ent-rückung, der Berauschtigkeit, den kein anderes Buch mich je wieder hat erleben lassen.

Als Karl Geiser mich zu ihm führte, war für mich Hermann Hesse der Verfasser dieses zauberhaften »Demian«, dazu aber überhaupt der erste bedeutende Schriftsteller, den ich kennenlernte. Man kann sich vorstellen, mit welcher Bangigkeit ich seiner Wohnung zu-strebte, nicht anders als würde ich jetzt Klingsors Zauberpalast betreten; und wie erstaunt ich mich in dem nüchternen Miet-zimmer umsah, das prosaische Stehpult anstarrte und verzagt die-sen Mann betrachtete, diesen Hermann Hesse, der sich ganz nor-mal mit mir unterhielt, so gar nichts demianisch Dämonisches an sich hatte, sondern bequem und heiter plauderte und sogar ein bißchen schwäbelte. Ich war davon so benommen, daß ich dar-über eine Skizze schreiben mußte, in der ich mich als einen dar-stellte, dessen eine Hälfte unten auf der Straße geblieben war.* Und das war eben die Hälfte, für die Hesse eine mythologische Figur war.

Nun, diese Überspanntheit legte sich in der Folge. Aber mytholo-gisch ist mir Hermann Hesse doch immer geblieben, auch als ich ihn besser kennenlernte. Jahre später war ich wiederholt in Mon-tagnola bei ihm zu Gast, oft mehrere Wochen, und diese Aufent-halte möchte ich mir in die Erinnerung zurückrufen, um sie Ihnen zu vergegenwärtigen.

Collina d'Oro, so heißt der Hügelzug, auf dem Montagnola liegt, nicht weit von Lugano. Etwas außerhalb des Dorfes stand Hesses Haus, auf der Flanke des Hügels, einsam für sich. Unter dem Haus senkte sich ein steiler Rebberg, und weit unterhalb verlief ein tief eingeschachtetes Tal, durch das ein Sträßchen führte. Jen-

* Vgl. Anhang »Gleichnis«, S. 269 ff.

seits des Tales erhoben sich der San Salvatore und der Berg-
rücken von Carona; hinter diesem sah man in der Ferne den Ge-
neroso. Das war die Aussicht, die man vom Bibliothekszimmer
hatte. Rechterhand, unmittelbar beim Haus, begann der Wald.
Blickte man vormittags durch das große Fenster des Bibliotheks-
zimmers nach rechts hinunter, so sah man am Rand des Waldes,
in einem kleinen Garten, der in der Halde ausgespart war, Hesse
unter einem großen Strohhut arbeiten, meist über eine Pflanze ge-
bückt oder damit beschäftigt, ein Feuerchen anzuzünden. Diese
Feuerchen nährte er mit Reisig, das er im Wald sammelte, und
die Asche verwendete er als Pflanzendünger.

Den ganzen Vormittag verbrachte Hermann Hesse still für sich
in seinem Garten, und man durfte ihn dabei nicht stören. Gescha-
h es, daß man ihm im Haus oder vor dem Haus begegnete, so war
es geboten, ihn nicht zu beachten; nicht einmal guten Tag durfte
man ihm sagen. Hesse war noch nicht anwesend, er war, wie er
sagte, noch nicht ein Mensch. Der Gast verbrachte diese Stunden
entweder in seinem Zimmer oder in der Bibliothek. Diese war
ein großes, längliches Gemach, das durch eine breite Fensterwand
von der Außenwelt getrennt war, und dessen drei anderen Wände
vom Boden bis zur Decke mit Bücherregalen besetzt waren. Auf
diesen Bücherborden machte der Gast die köstlichsten Entdeckun-
gen. Bücher aus allen Jahrhunderten standen da, aus allen Lite-
raturen der Welt, aus allen Fachgebieten, Geschichte, Philosophie,
Botanik, Kuriositäten, Raritäten. Ich erinnere mich besonders an
einen großen Folianten über Käfer und Schmetterlinge, mit präch-
tigen Illustrationen, der noch aus einer Zeit stammte, in der man
die Verwandlung eines Engerlings in einen Maikäfer gerade erst
entdeckt hatte.

Gegen elf Uhr war Hesse aus dem Garten verschwunden, und bald
darauf kam seine Frau und meldete, daß man spazierenging. Auf
diese Spaziergänge komme ich noch zurück. Dem Spaziergang, der
eine Stunde dauerte, schloß sich das Mittagessen an; während des
frühen Nachmittags blieb Hesse unsichtbar, und erst zur Tee-
stunde, gegen fünf, fand er sich im Bibliothekszimmer ein. Er legte
sich auf die Couch, rauchte eine Zigarre, hob von einem niedri-
gen Tischchen dann und wann ein Glas Wein, und seine Frau und
abwechselnd sein Gast lasen ihm vor, jeder eine Stunde lang; und

das wiederholte sich abends nach dem Abendessen, wo dann aber ein anderes Buch vorgenommen wurde. Zog sich Hesse zurück, dann las er in seinem Zimmer wieder ein drittes Buch. Hesse las jeden Tag drei verschiedene Bücher oder ließ sich daraus vorlesen, und jedes las er vom Anfang bis zum Ende, auch solche, die ihn schon nach wenigen Kapiteln nicht mehr interessierten; er las sie geduldig bis zur letzten Seite. Es hat selten einen beleseneren Menschen gegeben als Hermann Hesse. Er las sozusagen alles, nicht nur Romane und Gedichte, auch politische, historische, philosophische Werke, ja sogar die unverdaulichste Linksliteratur. Er bekam auch viele Briefe, oft von Unbekannten, und er las jeden aufmerksam, und jeder, der ihm schrieb, bekam von ihm eine Antwort. Wann er aber diese gewaltige Korrespondenz bewältigte, ja wann er überhaupt seine Bücher, seine Rezensionen, seine Gedichte schrieb, ist mir bei dieser Tageseinteilung, trotz wiederholter Aufenthalte in seinem Haus, immer ein Rätsel geblieben.

Wie ich schon sagte, bekam man am Vormittag Hermann Hesse nur von ferne zu Gesicht. Am Frühstückstisch erschien er nicht; an diesem saß man allein mit seiner Gattin, und nur am Sonntag machte sich Hesse an diesem Tisch bemerkbar, aber nicht persönlich, sondern durch ein kleines Geschenk, das neben dem Teller des Gastes lag. Das war dann ein Buch oder ein merkwürdiger Stein oder ein kleiner Blumenstrauß oder ein von Hesse aquarelliertes Blatt. Erst zur Zeit des Spaziergangs war Hesse für andere Menschen ansprechbar. Trat man auf den Vorplatz, so begrüßte man einen Hermann Hesse, der völlig verschieden war von jenem, dem man den ganzen Vormittag so sorgfältig ausgewichen war; einen heiteren, aufgeräumten, zu Scherzen aufgelegten, der während des ganzen Spazierganges Wortspiele machte, Späße erzählte, die Wunderlichkeiten der Örtlichkeiten erklärte, die Begegnungen schilderte, die er da und dort gehabt – mit einem Holzfäller, einer Frau, einem Kind, einem Vogel, einer Blume.

Jeden Morgen wanderte man zu dritt auf der Collina d'Oro und machte jeden Morgen eine andere Tour. Einmal ging es auf einem schwindligen Pfad hoch oberhalb des Agnosees; ein anderes Mal hielt man sich mehr im Inneren des Waldes, kam an einsamen, stillen Plätzchen vorbei, auf denen zwischen Bäumen sich ein

Rocolo, ein Vogelfangturm, erhob; erreichte das äußerste Ende der Collina, wo man auf einer Kuppe stand, um deren Saum sich tief unten der See zog; kam auf Wegen, die sich in warme Mulden schmiegt und durch Wäldchen und Dörfchen führten, zurück. Gegen Ende des Spazierganges las man Reisig auf, und wenn man so beladen aus dem Wald trat, dann konnte es geschehen, daß Hesse stehenblieb, gegen sein Haus in der Höhe wies und die spaßigsten Bemerkungen über den sonderbaren Kauz machte, der jenes Haus bewohnte, und der ein Dichter sein sollte, vielleicht aber auch nur ein dummer, dicker, reicher Nichtsnutz war, jedenfalls aber einer, der es sehr behaglich hatte, während wir uns hier unten wie Lastträger mit Reisigbündeln schlepten. So scherzte er über sich. Und kam man endlich nach Hause, so blieb man nachher den ganzen Tag erfüllt von Bäumen, Sonnenkringeln, Veilchen, Vögeln, Hügeln, Himmeln und Horizonten; im Vorfrühling aber noch besonders von dem warmen Goldglanz, den das gefallene Laub in dieser Jahreszeit über die Collina d'Oro streut.

Dieser goldene Glanz der Collina d'Oro gehört wesentlich zu Hermann Hesse. Er war ein deutscher Dichter, aber sein jahrzehntelanger Aufenthalt in Montagnola schimmert durch alles, was er geschrieben hat.

Hatte Hesse auch Eigenheiten, Launen, schwierige Tage? Gewiß, und dafür war er auch bekannt. Viele Merkwürdigkeiten seines Charakters und Verhaltens kamen ihm von seiner schwankenden Gesundheit, die seit seinen Jünglingsjahren immer wieder Leid und Mühsal über ihn gebracht hat. Er litt manchmal an den rätselhaftesten Krankheiten. So besuchte ich ihn einmal in Zürich im alten Kantonsspital.* Er lag in einem kahlen, hohen Krankenzimmer, vollkommen unglücklich und ein richtiges Häuflein Elend, der Ausdruck ist angebracht, denn er wog nur noch 38 Kilo. Doch was ihm fehlte, konnten die Ärzte nicht herausfinden, und daß sie es nicht wußten, stimmte ihn verdrießlich; wenn er es aber mit bekümmelter Geduld und ohne Hader trug, so nur darum, weil er so schwach war, daß er nicht einmal mehr aufrecht stehen konnte. Auf die gleiche geheimnisvolle Weise, wie dieses Leiden ihn heimgesucht, wich es wieder von ihm, und schon wenige Monate später war Hesse wieder hergestellt.

* Vgl. S. 152.

Andere Eigentümlichkeiten kamen ihm von seiner starken Eingezogenheit, von seiner hochgradigen Introvertiertheit, die ihm bewußt war, die er selber so nannte, und zu der er stand. Daraus ergaben sich bisweilen die schmerzlichsten Konflikte schon wegen scheinbarer Kleinigkeiten.

Diese tiefe Eingezogenheit in sich selbst, die ihn zum Dichter machte, berührte bisweilen ein wenig unheimlich. So erinnere ich mich an die schlimme Verstimmtheit, die er eines Morgens zeigte, weil ein befreundeter Maler, der auch in Montagnola wohnte, ihn zu einer kleinen Ausstellung in seinem Atelier eingeladen hatte. Er 'fühlte sich dadurch in der Einteilung seines Vormittags tief gestört, es war eine kleine Katastrophe. Doch so rasch eine Verstörtheit über ihn gekommen war, so verflog sie auch wieder. Um elf Uhr, als wir zum Maler gingen, war Hesse wieder munter und vergnügt, und im Atelier des Malers besprach er sich mit diesem interessiert und angeregt, als hätte er seine Einladung nur erwartet.

In diesem Zustand, in dem die geringste Kleinigkeit ihn schon schmerzlich berührte, schrieb Hesse seine Bücher, und darum sind sie auch so still in sich geschlossen, so anders als die Welt, so dichterisch.

Zürich, den 25. Januar 1929

I

Sehr verehrter Herr Hesse,

In einem Brief an Karl Geiser¹, dann öffentlich in der Nationalzeitung² haben Sie sich meiner mit einer Güte angenommen, die mich tief bewegt. Ihr Brief an Geiser war das erste anerkennende Wort, das ich auf mein Buch³ hin bekam. Es hat mich glücklich gemacht. Ich hatte *jeden* Mut verloren. Aber genug davon.

Ich bin ein bißchen gereist und habe andere Bücher gelesen, das meine ist mir unwichtig geworden. Ich sehe es in seiner engen Bedingtheit. So weiß ich nicht, wie ich Ihnen als Autor danken soll. Ich habe Ihnen als Mensch unendlich mehr zu danken. Eines Ihrer Bücher ist eben so wichtig für mich geworden.

»Demian«.⁴ September 1920. In der Eisenbahn Mailand-Verona. Ich darf Ihnen nicht alles erzählen. Es war das erste Buch, das ich von Ihnen las. Ich habe dieses Buch geliebt wie einen Menschen.

Da Sie so sehr ein Stück meiner Entwicklung sind, fällt es mir ein wenig schwer, Ihnen objektiv zu schreiben. Oder anders gesagt: ich mache mit diesem Brief eine merkwürdige und mich mächtig bereichernde Erfahrung. Die Erfahrung der Objektivität. Es wird in Ihrem Angesicht in mir geschieden, was nur zu mir und was zur allgemeinen Kunst gehört.

Aber auch solche Fragen muß ich wohl zurückdrängen. Ich stelle mir vor, daß Sie ihrer überdrüssig geworden sind.

Ich bitte Sie, nicht böse zu werden, wenn die gewaltige Scheu, die ich empfinde, Ihnen beschwerlich zu fallen – aufdringlich zu erscheinen durch die Ausschüttung der tausend Zweifel, die mich plagen, Sie dazu veranlassen sollte, mir zu schreiben, nur um mir Mut zu machen, Ihnen mehr zu schreiben.

Wie schön wäre es doch, wenn ich Ihnen einmal begegnen dürfte.

Ihr sehr ergebener Humm

1 Karl Geiser, Bildhauer und Graphiker (1898-1957), sowohl mit Humm als auch mit H. H. befreundet.

2 Hesse hatte am 18. 1. 1929 in der »National-Zeitung«, Basel, in einem Feuilleton Humms ersten Roman »Das Linsengericht«, Analysen eines Empfindsamen, empfohlen. Vgl. Anhang, S. 271.

3 Das Buch war 1928 im Urban Verlag, Freiburg i. Brsg., erschienen.

4 H. H., »Demian«. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend, S. Fischer Verlag, Berlin 1919. Die ersten Auflagen erschienen unter dem Pseudonym Emil Sinclair.

Lieber, sehr verehrter Herr Hesse,

Wie soll ich Ihnen nur danken? Sie schütten über mich Geschenke aus, mit einer Geberlaune, die mich ganz verwirrt. Es ist also nicht nur Güte? Es ist wirklich Gunst? Es ist an diesem Buch etwas, das Ihnen aufrichtig gefallen hat? Vielleicht haben Sie es in irgendwelcher Hinsicht »bezeichnend« gefunden? Über all das müßte ich nachdenken. Am besten wärs, ich nähte mir auch mal einen Knopf an¹, und dächte darüber nach. Oder bin ich am End der Knopf, den Sie sich für ewige Zeiten an Ihr königliches Wams festmachen wollen? Dann hieß ichs wahrlich gut genäht.

Ich wollte Ihnen übrigens immer schreiben, aber da war ein kleines Hemmnis. Sie sagten mir, Ihnen fiele etwas schwer, unter den hiesigen Literaten eines »Menschen« zu finden. Nun, ich konnte nicht gut vortreten, und mir auf die Brust klopfen: Hier bin ich! Darum hab ich mich ein wenig gescheut. Ob ich ein Mensch bin, weiß ich überdies noch nicht. Ich merke nur, daß Geschenke Menschen zurückschenken möchten. Sie weiten aus. Das Ihre hat einen ganzen Ring des Saturnus um mich gebildet, in dem ich frei und gut atme. Sie haben mich auf eine wunderbare Weise unbefangen vor Ihnen gemacht, und ich glaube, daß dies Mensch sein heißt vor Ihnen. Das ist schön.

Sehen Sie nun, was mir weiter geschehen ist, was ich Ihnen ebenfalls zu verdanken habe. Ich habe vom Fischer-Verlag ein Angebot erhalten, ihm Manuskripte einzusenden, und zwar auf Ihren Hinweis in der Vossischen² hin. Ich habe leider nichts fertig, aber das ist nicht die Hauptsache, ich habe etwas in Arbeit. Fischer schreibt: »Herr Hermann Hesse wird Ihnen auf Wunsch gern darüber Auskunft geben, ob Sie gegebenenfalls bei uns gut aufgehoben wären.«

Was heißt das: »gut aufgehoben wären«? Ach, wenn ich mich für ein kleines gesichertes Einkommen irgendwo verkaufen könnte, damit ich ohne Not und Sorge schreiben könnte, ich glaube, ich würde den Leuten alle zwei Jahre einen Roman schon parat machen. Ich habe einen auf der Bank, der Stoff könnte wunderbar werden, wenn die Muße dazu vorhanden wäre.

Da ich so viel darüber geschrieben, darf ich auch nicht vergessen zu erwähnen, daß ich mit dem Urban³ in delikaten Beziehungen

stehe. Wenn er finanziell nur um ein Atom robuster wäre, ich würde mich überhaupt nicht besinnen, denn es steckt viel Leben und fröhliche Bangigkeit in diesem jungen Verlag.

Würden Sie mir bitte einen kleinen Anhaltspunkt geben, darüber was ich unter »gut aufgehoben« verstehen soll? Ich mache mir wohl übertriebene Vorstellungen. Es klingt halt so bezaubernd fromm und väterlich.

Anfangs März werde ich nach Berlin reisen. Sind Sie dann noch in Arosa? Ist es Ihnen sehr unangenehm, wenn ich Sie einmal oben aufsuchte? Oder nein, ich glaube, es ist besser nicht. Aber in Zürich würde ich Ihnen herzlich gern einmal begegnen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener Humm

1 Anspielung auf Hesses Betrachtung »Knopfannähen«, Erstdruck u. d. T. »Stiller Abend« in der »Kölnischen Zeitung« vom 22. 12. 1927. Vgl. H. H., »Kleine Freuden«, Kurze Prosa a. d. Nachlaß, herausgegeben von Volker Michels, Frankfurt a. M., 1976.

2 Hesse hatte Humm die erweiterte Fassung seiner Betrachtung »Stiller Abend« gesandt, die am 15. 2. 1929 u. d. T. »Winterabend« in der »Vossischen Zeitung«, Berlin, erschienen war. Dort schrieb er über Humms »Linsengericht« u. a.: »Dieses jugendliche, ebenso grüblerische wie spielerische Buch eines differenzierten und sensiblen jungen Geistigen gibt und verspricht viel. Humm ist mehr als ein Talent.«

3 Der neu gegründete Urban Verlag in Freiburg.

3

Zürich, den 2. März 1929

Sehr verehrter, lieber Herr Hesse,

Sie haben gewiß einen konfusen Eindruck von mir gehabt¹. Es ist mir nachher auch eingefallen, daß ich die ganze Zeit auf einem Fauteuil gesessen bin, während sich Frau Dolbin² mit einem Stühlchen begnügte. Fragen Sie mich nicht, warum ich solcher Sicherung bedurfte. Mit mir geht etwas vor; wenn ich doch nur endlich Klarheit darüber hätte!

Ich konnte Ihnen vor Geiser³ nicht gut sagen, daß ich am Urban-Verlag beteiligt bin. Darum mein Interesse an diesem Verlag. Wir hatten stürmische Auseinandersetzungen; wir haben uns alle Sünden mit Kübeln auf die Häupter geschüttet, die ganze Vergangenheit aufgescheert, wären wir einander begegnet, ich glaube, wir wären handgreiflich geworden. Jetzt bleibe ich bei Urban. Ich bin

in Gottes Namen auf Heil und Verderb mit dem Kerl verbunden. Es ist die reinste Ehe. Ich weiß nicht, ob Sie sich von solch leidenschaftlicher Bindung eine Vorstellung machen, aber sie hat ihren Reiz. Ihren russischen Reiz. Und außerdem ist er endlich vernünftig geworden. Er hat pariert. Und großartig, sage ich Ihnen. Fischer hat ihm Eindruck gemacht. Er hat ein paar junge Autoren gewonnen, er ist jetzt bei der L. W.⁴ zu Hause, vor der er noch vor einem Jahr einen Heidenrespekt hatte. Sie bringt heute eine Kolonne über mein Buch. Was will ich mehr. Ich glaube, er läßt die unleidigen Übersetzungen allmählich fahren. Und ich? lasse alle redaktoralen Gelüste fahren. Ja, so ist die Lage.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen so viel darüber erzähle; die Sache hat mich aufgeregt, hatte für mich symbolische Bedeutung angenommen; und da Sie sich meiner Unterkunft bei Fischer so schön angenommen hatten, glaubte ich, Ihnen einige Rechenschaft schuldig zu sein. Über diese Beteiligung mache ich kein Geheimnis, nur möchte ich nicht, daß Geiser zu bald davon erführe. Sein Buch kommt auf meine und eines Freundes Veranlassung heraus. Ich hatte einmal Geiser einen Kopf gestohlen, den ich ihm dann sehr schäbig bezahlt habe, nämlich gegen einen neuen Anzug und zwei Gipsabgüsse. Der Kopf war freilich beschädigt. Weil er aber solche Freude hatte daran, daß man in seinem Atelier auf Diebstahl losging, versuchte ich ihn wieder mit einer Freude zu entschädigen, dadurch daß ich als Beteiligter seine Zeichnungen herausgab. So hängen die Dinge zusammen. Daraus dürfen Sie aber nicht schließen, ich sei ein Krösus. Je ne suis que bon camarade. Ich liebe ihn sehr, Geiser.

Darf ich Ihnen herzlich danken für die Empfehlungen, die Sie mir mitgaben; ich werde davon reichlich Gebrauch machen. Auf meine Reise freue ich mich, mutig und bänglich zugleich. Bis jetzt reiste ich, um Volk zu sehen, nun drängts mich endlich mal, das Gesicht des heutigen Geistes kennen zu lernen. Ich werde Ihnen unterwegs schreiben. Da ich aber alle meine Sorgen hier lasse, bitte ich Sie zum voraus, nicht allzu streng zu wägen. Ich bin schon heute nicht mehr ganz hier.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Humm

Bitte, meine Empfehlung an Frau Dolbin.

- 1 Humm war inzwischen von Hesse eingeladen worden, vgl. dazu S. 5.
- 2 Ninon Dolbin, geb. Ausländer (1895-1966), Hesses spätere Frau.
- 3 Der Bildhauer Karl Geiser war offenbar bei dem Treffen mit anwesend.
- 4 »Literarische Welt«, Kulturkritische Wochenschrift, gegr. 1925 von Willy Haas in Berlin.
- 5 »Karl Geiser« par Waldemar George, Edition des quatre Chemins, Paris, 1932.

4 [Postkarte]

Zürich, den 23. Dezember 1929

Lieber Herr Hesse,

vielen Dank für Ihre Postkarte. Ich werde diese Woche einmal vorbeikommen, hätte es heute oder morgen schon getan, wenn nicht auch bei mir droben der Teufel und sogar Gott und die Engel los wären. Ich säge meinem Jungen ein Theaterchen. Das wird dann schön gemalt. Eben habe ich einen *Zauberer* zustande gebracht. Den werde ich dann mitnehmen, vielleicht hilft er Ihnen? Ich glaube, es wird mir gelingen, Ihnen die Zeit ein wenig zu vertreiben, denn ich habe vieles zu erzählen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Humm

5

Anfang März 1933

Lieber Herr Humm!

Auf der Durchreise durch Zürich sah ich gestern einen meiner Söhne. Er erzählte mir: Sie hätten in der »Information«¹ mich einmal erwähnt und hätten dort behauptet, ich sei in Amerika, oder beabsichtige, dorthin zu reisen, oder ähnlich. Ich war sehr erstaunt, denn ich war niemals in Amerika und habe nie in meinem Leben davon gesprochen, dorthin zu gehen – es war meist für mich Symbol und Inbegriff alles dessen, was ich hasse und wovor mir ekelt. Darum kann ich kaum glauben, daß Sie das wirklich geschrieben haben; denn Sie kennen mich doch und müssen eine Ahnung haben von der Zurückgezogenheit des Lebens, die mir notwendig ist.

Ich möchte keineswegs Ihre Urteile über mich beeinflussen, ich möchte bloß für den Fall, daß Ihnen wirklich dieser Lapsus mit Amerika passiert ist, um mehr Achtung vor den Tatsachen bitten; sie wären in diesem Fall ja so leicht festzustellen gewesen.

Meine Frau und ich haben Ihr »Linsengericht« je und je Freunden empfohlen und zu lesen gegeben, und manche verstehen und lieben es.

Mit Grüßen Ihr

H. Hesse

1 »Information«: Zeitschrift für Wirtschaft, Wissenschaft, Erziehung, Technik, Kunst. Zürich, Verlag Dr. Oprecht & Helbling A. G. Die erste Nummer erschien im Juni 1932. Es handelt sich um einen Beitrag Humms in der Oktobernummer 1932, »Der Gide-Skandal«. Dort schrieb er u. a.: »Der bürgerliche Dichter beginnt, entweder seinen alten Standort zu verlassen oder ihn abzuleuchten mit dem Scheinwerfer revolutionärer Philosophie, oder sich gegen reaktionäre Zumutungen zu verwahren. Falls er nicht fürs erste nach Amerika flüchtet, wie Hermann Hesse, der zu dieser Dichtergruppe gehört.«

6

Zürich, den 12. März 1933

Lieber Herr Hesse,

es ist mir offenbar ein Lapsus passiert. Der Lapsus beruht auf zwei Voraussetzungen: einer subjektiven und einer objektiven.

Die subjektive Voraussetzung bestand darin, daß ich zu jener Zeit alles im Fluß sah und über keine auch noch so unglaubliche Veränderung verwundert gewesen wäre; Thomas Mann für den Sozialismus, Gide für die Sowjetunion, das waren für mich wichtige Ereignisse. Daß auch Sie sich in Bewegung setzen würden, irgendwohin, wenn nur immer weg von der alten Konvention, hatte ich erwartet, weil Sie für mich zu der Geistesschicht mitgehören, die heute im Abgleiten, im Sich-Ändern und Sich-Umlagern begriffen ist.

Ich hatte meinen Artikel fertig geschrieben, als ich im »Volksrecht«¹ einen Aufsatz aus New York las, der Hermann Hesse gezeichnet war². Ich war auf eine solche Nachricht innerlich bereit, die Schreibweise war die Ihre, oder erschien mir so, denn ich glaubte natürlich nicht anders, als daß auch Sie ein Abenteuer gewagt hätten und jetzt in New York wären. Ich war so fest überzeugt, daß dieser Hermann Hesse kein anderer sein konnte als Sie, daß ich nicht auf den Gedanken kam, mich zu erkundigen. Wie hätte ich es können, da Sie doch in New York waren . . .

Der Inhalt des Artikels war freilich etwas sonderbar; er handelte von Begegnungen auf dem Schiff mit Leuten, die ein abenteuerliches Leben führten; es war eine Schilderung der Verwirrung aller sittlichen Begriffe, die die Krise mit sich gebracht hat. Nun konnte

es ja sein, daß Sie auf einem Schiff mit solchen Leuten zusammengekommen waren, und daß diese Verhältnisse Ihre Neugierde gereizt hatten. Im »Steppenwolf«³ ist ja auch von allerhand abenteuerlichen Leuten die Rede.

So hängt es also zusammen. Ich werde gerne berichtigen, wenn Sie mir sagen, daß das geschehen muß. Eine Böswilligkeit steckte nicht dahinter. Es ist aber möglich, daß, seitdem ich mehr mit Arbeitern und Politikern verkehre, sich viele formale Begriffe in mir geändert haben, und daß ich also einen Hermann Hesse für den richtigen nahm, der es vielleicht gar nicht würdig ist. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, kommt es mir vor, als hätte ich früher auf eine solche Vermutung, Sie seien in Amerika, vielleicht doch nicht kommen können. Es hat sich also auch in mir etwas verändert, und das hängt eben mit dem Furchtbaren zusammen, das in Deutschland vor sich geht und das mir keine Ruhe läßt. Es ist so gemein, daß es einen vielleicht selber gemeiner macht. In diesen Tagen höre ich nichts als von deutschen Geistesarbeitern, die verhaftet, geprügelt, getötet worden sind, deren Manuskripte man verbrannt hat. Wohin ich gehe, bereitet man Betten für deutsche Flüchtlinge. Und man muß noch froh sein, daß unsere Behörden sie vorläufig nicht ausliefern.

Ich habe zum »Volksrecht« keine Beziehungen, aber vielleicht kann ich mich doch gelegentlich erkundigen, wer dieser andere Hermann Hesse denn eigentlich ist.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener Humm

1 »Volksrecht«: Zürcher Tageszeitung, Organ der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz; erstmals erschienen am 19. 3. 1898. Erhielt am 28. 11. 1969 den Titel »AZ« und stellte Ende des Jahres 1973 ihr Erscheinen ein.

2 Hermann Hesse, amerikanischer Feuilletonist. Vgl. hierzu Anhang S. 272 f und nachfolgenden Brief.

3 H. H. »Der Steppenwolf«, S. Fischer, Berlin, 1927. Enthalten in »H. H. Werkausgabe« (WA) in zwölf Bänden, Frankfurt/Main, 1970, Bd. 7.

Lieber Herr Humm!

Danke für Ihren lieben Brief! Es liegt mir gar nichts an öffentlichen Berichtigungen. Es liegt mir am Einzelnen, in diesem Fall also an Ihnen, das ist alles.

Der H. Hesse, zur Zeit in Amerika, ist ein Feuilletonist, der seit wohl 20 Jahren zum Teil davon lebt, daß er meinen Namen hat. Ich finde ihn oberflächlich und sprachlich flach. Peinlich für mich, daß ich mit ihm verwechselt werden kann.

Die Änderung Ihres Standpunktes und Denkens kann ich verstehen. Ich kenne den Ruf, der uns zur Masse und zum aktuellen Mitkämpfen ruft, sehr gut, und bin mehrmals nahe daran gewesen, ihm zu folgen. Bei der deutschen Revolution war ich ohne Vorbehalt auf seiten der Revolution, und meine drei Söhne¹ sind, soweit ich dazu beitragen konnte, über die Zustände in der Welt durchaus im sozialistischen Sinn aufgeklärt. Außerdem habe ich Freunde überall in der Linken, und nahe Freunde gerade bei der deutschen Linken. Die Betten sind auch bei mir gerüstet, und ich erwarte morgen den ersten aus Deutschland entkommenen Gast².

Etwas anderes aber ist meine Einsicht in die Ungerechtigkeit der Zustände und meine Auffassung über die Änderung derselben. Ich habe den Krieg 1914-1918 so intensiv und bis zur Vernichtung erlebt, daß ich seither über eines vollkommen und unerschütterlich im klaren bin: daß ich, für meine Person, jede Änderung der Welt durch Gewalt ablehne und nicht unterstütze, auch nicht die sozialistische, auch nicht die scheinbar erwünschte und gerechte. Es werden immer die Falschen totgeschlagen, und auch wenn es die Rechten wären: an die bessernde und entsöhnende Kraft des Totschlagens glaube ich nun einmal nicht und sehe in der Zuspitzung der Parteikämpfe zum Bürgerkrieg zwar wohl die Kraft des Entschlusses, die moralische Spannung des »Entweder-Oder«, aber ich lehne die Gewalt ab. Die Welt ist krank an Ungerechtigkeit, ja. Sie ist noch viel mehr krank aus Mangel an Liebe, an Menschentum, an Brudergefühl. Das Brudergefühl, das dadurch genährt wird, daß man zu Tausenden marschiert und Waffen trägt, ist mir sowohl in der militärischen wie revolutionären Form nicht annehmbar.

Das gilt für mich, für meine Person. Ich lasse jedem andern seinen Entschluß, ich erwarte nur, falls er mich kennt, daß er meine Haltung als für mich notwendig, oder doch als von mir wohl begründet und verantwortlich anerkenne. Wunderlich war mir z. B. in dem, was Sie damals über mich gesagt haben sollen, die

Zusammenstellung mit Thomas Mann. Th. Mann ist mit mir befreundet, und die wenigen Male, wo er mit mir auf Soziales zu sprechen kam, stand er, bei aller intellektuellen Billigung des Sozialismus, mit dem Herzen so unendlich viel weiter rechts als ich, war in seinem gepflegten feinen Wesen so unangegriffen vom klaffenden Riß in der Welt, daß es mich schauderte, denn ich habe ihn aus andern Gründen sehr gern.

Ich habe auch meinen Weg und meine Wandlungen hinter mir. Es ist vielleicht der Weg eines Don Quichote, jedenfalls ist es der eines Leidens und Sichverantwortlichwissens, er hat mir ein sehr empfindliches Gewissen gegeben, das begann (vorher war es harmlos) im Jahr 1914, und wenn ich heute bewußter als je der Allein-stehende und »Träumer« bin, so bin ich es bewußt, und sehe nicht bloß einen Fluch, sondern auch ein Amt darin. Ich habe freilich auch meine Art von Gemeinschaft und von Sozialität. Ich bekomme im Jahr viele tausend Briefe, alle von jungen Menschen, die meisten unter 25, und sehr viele suchen mich auch selber auf. Es sind fast ohne Ausnahme begabte oder schwierige Junge, bestimmt zu einem überdurchschnittlichen Maß von Individuation, verwirrt durch die Etikettierungen der normierten Welt. Manche sind pathologisch, manche so prachtvoll, daß auf ihnen mein ganzer Glaube an den Fortbestand eines deutschen Geistes beruht.

Für diese Minorität von zum Teil gefährdeten, aber lebendigen jungen Geistern bin ich weder Seelsorger noch Arzt, es fehlt mir jede Autorität, und auch jeder Anspruch dazu, aber ich stärke, soweit meine Einfühlung reicht, jeden einzelnen in dem, was ihn von den Normen trennt, suche ihm den Sinn davon zu zeigen. Ich rate keinem ab, sich einer Partei anzuschließen, sage aber jedem, daß, wenn er es zu jung tut, er Gefahr läuft, nicht bloß das eigene Urteil zu verkaufen gegen die Annehmlichkeit, von Genossen umgeben zu sein, sondern (der Satz wurde durch Besuch unterbrochen, ich beginne neu:) sondern ich weise jeden, auch meine Söhne, vor allem darauf hin, daß Zugehörigkeit zu Programm und Partei kein Spiel sein darf, sondern volle Gültigkeit haben muß, daß also, wer sich auf Revolution einläßt, nicht bloß selber mit Leib und Leben seiner Sache zur Verfügung stehen, sondern auch zum Töten, zum Schießen, zum Maschinengewehr und Gas entschlossen und fähig sein muß. Ich gebe jungen Men-

schen, zumal meinen Söhnen, oft die Literatur der revolutionären Linken zu lesen, aber wenn darüber gesprochen wird, und das übliche verantwortungslose Schimpfen auf den Bürger, den Staat und den Faschismus losgeht (die ich natürlich alle zum Teufel wünsche), dann erinnere ich an die Gewissensfrage: daß man bereit zum Töten sein muß, und nicht bloß zum Töten von solchen, die man als Verbrecher kennt und haßt, sondern zum Blindlings-Töten, zum Schießen in Massen. Meinerseits bin ich dazu nicht bereit, unter keinen Umständen, und bin darin Christ, daß ich im Notfall durchaus das Getötetwerden dem Töten vorziehe, aber ich habe nie einen andern, auch nicht meine Söhne, beim Entscheid in dieser letzten Gewissensfrage irgend zu beeinflussen gesucht.

Ich erwarte in einer Stunde einen bekannten antifaschistischen Autor¹, und morgen den ersten Flüchtling aus Deutschland. Die Wellen reichen auch hierher, ich kann mich ihnen beinahe ebenso wenig entziehen wie anno 14. Nur bin ich meines persönlichen Gewissens jetzt sicherer. Damals machte der Gedanke, daß meine Freunde im Feld stehen und auf sich schießen lassen, während ich nicht dabei sei, immerhin Unruhe, so sehr, daß ich oft nahe daran war, mich der nächsten deutschen Behörde zu stellen mit dem Verlangen: »ich verdamme und verfluche euren Krieg, aber ich will nicht am Leben bleiben: bitte schießt mich tot!« Das war, naiv formuliert, etwa der Stachel, der mich damals plagte. Ich bekam dann auch allerlei auszufressen, und stand von 1916 an vollkommen allein, für die Patrioten ein Schwein, für die Revolutionäre ein rückständiger Bürgerlicher. Ein letztes Mal mußte ich das alles durchprüfen während der deutschen Revolution, als mir dort eine Tätigkeit angeboten wurde². Bei aller Sympathie für Landauer etc. blieb ich beiseite. Da stehe ich noch immer, und von Ihnen aus gesehen ist das vielleicht Stagnation, für mich war und ist es von Tag zu Tag Leben, Wandlung und Prüfung.

Herzlich grüßt Sie Ihr

H. Hesse

1 Die drei Söhne H. H.'s:

Bruno, geb. 9. 12. 1905

Heiner, geb. 1. 3. 1909

Martin, geb. 26. 7. 1911, gest. 14. 10. 1968.

2 Heinrich Wiegand (1895-1934), Lehrer, Pianist, Kabarettist, Kritiker, Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung«, des »Berliner Tageblatts«, der »Neuen Rundschau«, der »Literarischen Welt« und Herausgeber der sozialistischen Arbeiterzeitung »Kulturwille«. Wiegand war nach seiner Flucht aus Deutsch-

land bei Hesse vom 20. 3. bis 2. 4. 1933 zu Gast. Eine Edition des umfangreichen Briefwechsels zwischen H. H. und Heinrich Wiegand befindet sich in Vorbereitung.

3 Bertolt Brecht; vgl. hierzu auch »Hermann Hesse. Leben und Werk im Bild«, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt/Main, 1973, erweiterte Auflage 1974; S. 181; und »Materialien zu H. H.'s »Das Glasperlenspiel«, Band 1, Frankfurt/Main, 1973; S. 35.

4 Vgl. hierzu »Hermann Hesse. Gesammelte Briefe«, Band 1. 1895-1921, hrsg. unter Mitarbeit von Heiner Hesse von U. und V. Michels, Frankfurt/Main, 1973; S. 382.

5 Gustav Landauer (1870-1919), Philosoph, Literaturwissenschaftler u. sozialistischer Politiker, Beauftragter für Volksaufklärung der Münchner Räteregierung, 1919 ermordet. Für ihn hat sich Hesse in zahlreichen Briefen und Rezensionen immer wieder eingesetzt.

8

Gandria¹, den 5. September 1935

Lieber Herr Hesse,

es ist das das einzige Papier, das ich im Hause finde, von einem Heft, in dem ich Notizen mache. Alles andere ist eingepackt. Ich reise morgen wieder zurück nach Zürich, aber zwei Wochen lang war ich Ihr Nachbar an diesem See². Ich hab geschrieben und geschrieben und mir ein schwieriges Buch von der Seele geschrieben³, und jetzt, da es fertig ist, ist's mir bange. Ich bin müde, es war ein schwüler Tag, ich fühle mich porös und ausgehöhlt. Ich weiß nicht, warum ich Ihnen schreibe. Es ist so ein Zug nach Ihnen; ich könnte ihn vielleicht auf empirische Weise verwirklichen, aber ich denke, es ist besser, ich sage es Ihnen aus der Ferne. Ja, und somit ist eigentlich nicht viel zu melden.

Es ist alles leer im Haus, ich hab alles aufgeräumt; ich war zwei Wochen hier allein. Man wird vielleicht ein bißchen unwirklich, so allein zu sein und sich mit dem Marsyas, dem geschundenen Gott, der die weiße und schwarze Flöte bläst⁴, zwei Wochen lang zu unterhalten. Ich glaube, mein Buch wird heißen »Das Buch vom goldenen Humor«. Ich möchte, ich könnte diesen Humor überall hineinbringen. Aber ich fürchte, es kriegt einen Obertitel, und der heißt »Der schwarze Panther«. Das ist ein scheues, starkes, ich glaube nicht unedles Tier.

Welchen Eindruck macht Ihnen dieser Brief? Sind Sie nicht ein wenig Magier und Hellseher? Ich fühlte mich so weise und übermenschlich alle diese Tage. Vielleicht suche ich einen, der weiser ist als ich. Ich habe oft an Sie gedacht.

Mich freut es so, daß ich nach einer Stunde des Hin und Her Ihnen schließlich doch geschrieben habe. Ist es nicht erlaubt, einmal auch unwirkliche Briefe zu schreiben? Es tut einem gut, man fühlt sich so rein werden. Und das liegt natürlich an dem, dem man schreibt.

Also, ogni bene! Und vielen Dank

Humm

1 Nicht von dort abgesandt, sondern erst mit dem folgenden Brief vom 9. 12. 1935.

2 dem Luganer See (im Schweizer Kanton Tessin), an dem das Dorf Gandria liegt. H. H. lebte in Montagnola in der Nähe von Lugano.

3 Die erste, später immer wieder überarbeitete Fassung des Romans »Caroline«, 1944 erschienen bei der Büchergilde Gutenberg, Zürich.

4 Marsyas: in der griechischen Mythologie ein Zentaur, der Apoll zum musikalischen Wettbewerb herausfordert (Flöte gegen Kithara), von diesem besiegt, an einen Baum gehängt und enthäutet wurde.

5 Ital. »Alles Gute!« – Die im folgenden häufig erscheinenden italienischen Wendungen sind typisch für diesen Briefwechsel; Humm ist in Italien geboren und lernte die Sprache von Kind auf, Hesse war sie vertraut, da er seit 1919 in der italienischen Schweiz lebte.

9

Zürich, den 9. Dezember 1935

Lieber Herr Hesse,

es ist schade, daß heute Montag ist und ein nüchterner Tag – gestern habe ich Ihnen einen so schönen Brief im Kopf geschrieben. Es kamen dann aber Leute dazwischen, und so ist der kleine Glanz vorbei. Montag ist bei mir immer jeder Glanz und Zauber vorbei.

Aber Sie begraben mich in Ihrer Kritik¹ unter so viel Lob, daß der schüchterne Sohn meines Vaters gar nicht weiß, wie er dagegen aufstehen soll. Es war ein schweres Buch, ein Winterbuch, auch die Zeit war schlimm. Heute bin ich glücklicher.

Sehr richtig ist Ihre Bemerkung über den Vater Lenin. Der Zusammenhang wurde mir bewußt, als das Buch schon fertig war. Daß ich die Inseln auf das Private gestellt habe, geschah aus Unvermögen und aus Absicht. Ich versprach mir eine stärkere Sprengwirkung davon bei denen, die die Fähigkeit zur Introspektion ebenfalls haben. Ich kann auch Folgendes sagen: ich fühlte mich auf der Welt so isoliert, daß ich alle Zaubermittel in Bewegung setzte, um sie mit mir bekannt zu machen, es war der Trieb zum »Akkaparieren«².

Ich wohne jetzt mitten in der Stadt, an einem schönen Platz. Wir

vermieten Zimmer; einer unsrer Mieter ist der Dichter Zollinger³, der sich wohlfühlt. Von Zeit zu Zeit rufen wir die Kollegen zusammen, In- und Ausländer, und einer muß aus seinen Werken vorlesen; die anderen geben dann ihre Weisheit dazu. Wir halten sehr darauf, daß möglichst wenig Publikum sich einfindet. Manchmal geht es grausam zu, aber es nützt etwas, man kommt vorwärts.

Mit Ihnen haben wir innerlichen lebendigen Kontakt. Immer wieder denke ich beim Schreiben, oder beim Wiederlesen, was Sie wohl dazu sagen würden; als die »Inseln« fertig waren, habe ich mit Bangen auf Ihr Urteil gewartet. Als mir Verleger Oprecht Ihre Besprechung zeigte, fiel mir ein Stein vom Herzen; erst seit diesem Tag ist der Insel-Komplex überwunden. Etwas ist in mir »restituito«⁴. Es war mir aber auch viel genommen worden – nicht von der Vater-Welt – von anderen Leuten. Ich war sehr froh.

Im August war ich in Gandria. Von dort aus schrieb ich Ihnen ein kleines Billet, das ich nicht abschickte⁵. Heute darf es Sie erreichen. Der Marsyas, der darin erwähnt wird, ist eine mythologische Figur, die eine Dame visionierte, und die Gabe dieser Frau bestand dann darin, daß sie mich mit dieser Figur identifizierte, was teils angenehm, teils abscheulich war. Ich kam auf die Weise hinter viele geheimnisvolle Dinge, die ich in das Buch eintrug, an dem ich noch in Gandria schrieb, und das jetzt im Schrank liegt, im Frigidaire, um auszukühlen. Später fand ich den Marsyas im Symposion erwähnt und mit Sokrates verglichen; dort steht Sokrates auch für den Eros. Aus diesem Eros-Sokrates-Marsyas-flüssigen Element sind die »Inseln« entstanden, vom Wasser her. In Gandria war ich noch ganz in jener irrealen Welt, das erklärt auch die Irrealität meines Billets. Die Idee vom schwarzen Panther ist natürlich jetzt weggefallen. Meine Bemühung geht jetzt dahin, das Buch zu einem gesellschaftskritischen zu machen. Was nicht leicht ist. Vorläufig muß ich das alles zurückhalten.

Ein anderes, kleineres Zwischenbuch, eine reine Phantasiesache⁶ entsteht eben dieser Tage. Ich hoffe, sie gut zu Ende zu bringen. Die gute Stimmung wäre da.

Aber nun will ich schließen. Das beste wäre natürlich, wenn ich einmal nach Baden⁷ hinabkommen dürfte. Ich werde mich dann bemühen, mein Glück- und Dankbarsein zu kanalisieren, denn

wie mir jetzt zumute ist, ist so, daß ich mich sehr beherrschen muß, und eine eigentümliche Wirkung hat es, die nämlich, daß ich Ihnen alle meine inneren und äußeren Dramen (es ist eine sonderbare Vorstellung) schicken möchte, mit großen Buketts nach Baden, um Ihnen zu huldigen und zu danken. Wüßte ich nicht, daß das ewige Licht unvergänglich und unzerstörbar ist, ich hätte fast Angst, Ihnen zu sagen, was ich im Innersten empfinde: daß ich viel von Ihnen genommen habe, innerlich von Ihnen gezehrt habe, oft daran erstarkte, daß Sie leben. Es ist dies ein Übertragungsphänomen, das seine Ursachen haben muß. Ein Glück ist es, daß Leute unserer Art nicht verarmen dadurch, daß sie geben, und so bilden wir eine feste Burg.

Ordnen Sie diese allzu direkten Worte.

Recht herzliche Grüße

Ihr Humm

1 Hesses Rezension über R. J. Humm »Die Inseln«, Roman, Zürich, 1935, s. Anhang S. 273 f.

2 Accaparer: franz. »für sich in Beschlag nehmen, an sich reißen«.

3 Albin Zollinger (1895-1941), Schweizer Lyriker, Romandichter, Essayist. Wohnte damals ein Jahr lang bei Humm. Vgl. hierzu R. J. Humm, »Bei uns im Rabenhaus«, Zürich, 1973.

4 »wiederhergestellt«.

5 Siehe Brief Nr. 8.

6 Später aufgenommen in den Roman »Caroline«.

7 Baden, unweit von Zürich, wo Hesse seit 1923 regelmäßig im Spätherbst sich einer Kur unterzog.

10

[ca. Dezember 1935]

Lieber Herr Humm,

an meinem letzten Badener Tag kommt Ihr Brief und macht mir Freude, denn daran bin ich gar nicht gewöhnt, daß auf die Arbeit, mit der ich meine Tage hinbringe, irgend ein Echo kommt. Nun hat also mein Versuch, etwas über Ihr Inselbuch zu sagen¹, Sie erreicht und hat Sie gefreut und mir ein Echo gebracht, das ist mir lieb, es bringt mir ein wenig Licht, ich schlucke es gern.

Ich zweifle nicht daran, daß Sie auch zu mancher Stelle meiner Besprechung den Kopf geschüttelt haben. Aber jedenfalls haben Sie die Hauptsache gespürt und akzeptiert: daß ich nicht klüger sein, richten oder Zensur erteilen, sondern das äußern wollte, was Ihr Buch an Liebe in mir erweckt hat. Das genügt.

Es ist in Ihrem Buch und auch in Ihrem Brief etwas, worauf ich zur Zeit keine Antwort habe. Ich sah der »privaten« Auseinandersetzung in Ihren »Inseln« nicht bloß mit Teilnahme und gelegentlich mit Sorge zu, sondern auch mit einem gewissen Neide. Ich selber nämlich bin in den letzten Jahren der Möglichkeit einer privaten Auseinandersetzung so weit entwichen, daß ich sie zur Zeit überhaupt nicht ertrüge. Von innen und außen her, in meinem privaten Leben wie in meinem Verhältnis zu den Weltumständen, bin ich langsam in eine Krise gekommen, die sich in diesem Jahr nun zugespitzt hat, so daß ich glaube, es werde bald das Urteil gefällt und die Probe auf Leben oder Sterben reif sein. Inzwischen habe ich in diesen Jahren, obwohl meines privaten Lebens und Standes immer ungewisser, mir eine Haut wachsen lassen, die mich wie Glas umgibt und eigentlich aus nichts besteht als aus einem Glauben, daß auch Krisen und Leiden positive Funktionen seien, und daß der Ort, an den ich mich gestellt sehe, als Amt und Schicksal aufzufassen sei.

Aber ich habe das Gefühl, mich da in einer allzu privaten Mythologie auszudrücken. Kurz, ich bin seit längerer Zeit an den Wurzeln angesägt, und der Lebenswille ist sehr klein geworden, und ich balanciere das, indem ich meine Funktion, das Bißchen literarischer Arbeit, mit vermehrter Sorgfalt wie ein Amt zelebriere. Vielleicht bin ich damit ein Hanswurst, doch ist auch das mir eigentlich einerlei.

Ein jüngerer Bruder von mir², ein sehr lieber, kindlicher, reiner und frommer Mensch, kleiner Bureauangestellter hier in Baden, mit Frau und Kindern, hat trotz seiner scheinbaren Unähnlichkeit mit mir offenbar zur selben Zeit sich gezwungen gesehen, das Gleichgewicht in sich neu zu ordnen, und ist nicht damit fertig geworden. Er mußte fürchten, seine Stellung zu verlieren, das scheint ein Anlaß, aber es war natürlich Tieferes, kurz, er verschwand kürzlich, wurde von uns zwei Tage vermißt und gesucht, und dann begraben, er hat die Sache mit einem Taschenmesser geordnet.

So schreibe ich Ihnen aus einer Position, auf die ich nicht stolz sein kann. Vermutlich war mein Leben das eines Don Quichote, aber oft glaube ich daran, daß Don Quichote ebensowenig entbehrlich ist als irgendein Führer und Erfolgreicher.

Genug, eigentlich wollte ich Ihnen nichts sagen, als daß Ihr Brief mich freut. Bald wird meine Frau kommen, um mir packen zu helfen.

Herzlich

Ihr H. Hesse

Einen Gruß auch an Zollinger³.

1 Siehe Anhang S. 273.

2 Hans Hesse (1882-1935); vgl. hierzu auch H. H., »Erinnerung an Hans«, WA 10, S. 199.

3 Albin Zollinger, s. S. 24.

11 [Postkarte]

14. Februar 1936

Lieber Herr Humm!

Hie und da tut meine Frau einem Buch, das ihr Eindruck macht, die Ehre an, für sich etwas darüber aufzuschreiben. Das hat sie – ohne meine Rezension¹ zu kennen – auch mit den »Inseln« getan. Ich bat sie um eine Kopie und sende sie Ihnen².

In Deutschland stacheln einige Kollegen heftig meine Ausmerzungen an. Zugleich hauen, als Dank für dreijährige Bemühungen zu ihren Gunsten, die Emigranten in ihrer Presse auf mich ein³. Ich bin nicht Deutscher, nicht Emigrant, nicht Schweizer, nirgends etwas wie Kameradschaft; R. Rolland und Th. Mann sind die einzigen, die etwas wie Kameraden für mich sind.

Addio, alles Gute von Ihrem

H. Hesse

1 Siehe Anhang S. 273 f.

2 Ninon Hesses Aufzeichnungen über R. J. Humm »Die Inseln«, s. nachfolgenden Text; er wurde später, mit geringfügigen Änderungen, abgedruckt in der »Zeit«, 4. Jg., Heft 10.

3 Einzelheiten vgl. »Materialien zu H. H., »Das Glasperlenspiel«, a. a. O., Bd. 1, S. 133 ff.

BEILAGE ZUR POSTKARTE VOM 14. FEBRUAR 1936:

Ninon Hesse über R. J. Humm »Die Inseln«:

Sich selber in der Vergangenheit sehen, Sich-Erinnern, sei es an Träume, sei es an das vergangene Leben – das sind Inseln. Aber der Dichter sieht sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern er sieht auch dieses sein Zurückblicken, sieht sich selber bei dem Versuche

zu, diese Erinnerungen aufzuzeichnen. Und in dem Maße, wie das Körperliche der Gegenwart Bild wird, werden die Bilder der Vergangenheit körperlich durch ihre Beziehung auf den Schreibenden. Es entsteht neben den Inseln der Vergangenheit eine Geschichte des Versuchs, sie aufzuzeichnen.

Der Schreiber kommt aus dem tätigen Leben – seine Darstellung ist: Heimkehr zum Traum. Er schildert die Phasen dieser Heimkehr. Es drängt ihn zu der Heimkehr – aber er glaubt kein Recht zu ihr zu haben. Und dies – die Spannung zwischen dem träumenden Erinnern und dem Sich-dagegen-Wehren ist das eigentliche Thema des Buches. Darf so ein Buch überhaupt geschrieben werden, fragt der Schreiber (wie der Schreiber der »Morgenlandfahrt« sich fragt) – indem er fragt, fängt er damit an; und gelangt so aus dem Traum wieder zur Tat.

Er fürchtet, »im Meer« zu ertrinken – darum streckt er die Hände aus nach den »Inseln«, die auftauchen. Aber – – »die Angst vor der Unwirklichkeit trieb wieder hinaus, zum Handeln und Sich-Bezeugen, bis die Furcht vor der äußeren Welt wieder größer war als die vor der inneren. So schwebte man zwischen Furcht und Furcht.«

Er schreibt von der Vergangenheit wie von einem Traum und von der Gegenwart wie von einem Spiegel – er projiziert beide in Flächen und macht sie so »unwirklicher aber wahrer«. Denn er schreibt ja neben der Geschichte der Inseln die Geschichte des Zögernden, Schwankenden, der die Geschichte der Inseln schreibt. Der sein Gleichgewicht aus der steten Heimkehr aus der Unwirklichkeit in die Wirklichkeit und umgekehrt bezieht.

Das zweite Thema ist die Auseinandersetzung mit dem Vater; auch sie ist eine Auseinandersetzung mit sich selbst. Denn dieser Sohn ist auch der Vater. Später nennt der Sohn dieses Stück Vater in ihm: die Wirklichkeit, den Gegenstand seiner Liebe und seiner Furcht. Aber auch in seines Vaters Leben gab es die »Inseln« und auch diese sucht der Sohn.

Während er die Geschichte der Inseln schreibt, begegnet er seiner Kindheitsfreundin Ada wieder. In ihrer Liebe, in ihrem Einanderfinden ist eine neue Insel entstanden. Die zwei Stimmen, die der »Wirklichkeit« und die der »Unwirklichkeit« verschmelzen hier miteinander. Er hat die Geliebte in der Wirklichkeit getrof-

fen und ihre Liebe verzaubert ihm die Wirklichkeit zur Unwirklichkeit.

Diesem Akkord steht eine Figuration gegenüber in der Erkenntnis, daß er, der Träumer, der Wirklichkeit näher stand als »die Wirklichen«, die von keiner Unwirklichkeit wußten. Sie kennen aber die Sehnsucht nach ihr. Er hat seine Erzählung von den Inseln beendet. Er gehört zu ihnen.

12

16. Februar 1936

Lieber Herr Hesse,

eine Woche lang lebte ich nun im barbarischen Land der Politik als ein wortebeladenes Kamel von der Pyramide »Sitzung« zur Sphinx »Versammlung« und von da zur Wüste »Presse« wandernd, hin und her. Das Innere meiner Seele ist mit Bildern tapeziert, wie die auf Zigarrenschachteln. Ich hänge voll Plakate, in jeder Ecke lauert ein Postulat, es gibt darin Plüschessel, mit darauf Onkeln und Tanten, die einen heißen Komitee, die ändern Redaktion. Und ich stehe da und streite. Ich glaube, Korrodi¹ ist auch irgendwo, in einem langen Korridor dieser Behausung, auf dem ich ihn früher oder später einmal treffen werde. Er schleicht herum, etwas, schleicht herum.

Und in diese rauchende Wüstenei regnet Ihre Karte herein, mit dem Briefchen Ihrer Frau, als ein wahrer kühlender Regen. Noch bin ich solch ein grimmiger Rabautzer, daß ich Ihnen fast das Bild serviert hätte, es sei eine Oase gewesen. Ich muß meine Tapeten wechseln, die Kraft- und Kampfmöbel hinauswerfen. Es ist unglaublich, wie schnell man zum Landsknecht wird, zum Zigarrenschachtelnmensch. Ich habe diese Fähigkeit dazu. Ich muß von Zeit zu Zeit irgend etwas entzweispalten. Ich knurre und miaule, kurz, ich bin ganz ein Kater. Und als einen Kater oder als einen langen schwarzen Panther sehe ich mich immer hinter dem Korrodi her. Alles platzt aufeinander: die Kontroverse Mann-Korrodi-Schwarzschild auf dem literarischen Gebiet² und die kuriose Ehre, die mir Bretscher³ auf dem politischen Gebiet in der N.Z.Z. macht, mich bei den Haaren herbeizureißen, als Schädling und Sündenbock. Es ist wie beim Mühlenspiel. Die eine Mühle, die politische, habe ich heute geschlossen; die andere, die literarische, ist noch

offen. Aber sie wird sich schließen. Herrgott, ist das ein Gesindel! Nun bin ich ein lärmiger Mann . . .!

Ich hatte einen Ehrgeiz: als politisierender Dichter ernst genommen zu werden. Es scheint, daß man es tut. Ist das nicht lächerlich, dieses Epitheton »Dichter«, mit dem alles, was wir schreiben, in der Schweiz belächelt wird? Mühlestein, Moeschlin, Bühner⁴, alles, was versucht zu handeln, erscheint umbräht mit einem begönnenden, mildernden Glorienschein. Mir soll man keine mildern- den Umstände zubilligen.

Und ich poltere und tobe. Sie werden Schönes von mir denken. Aber ganz stur und stupid bin ich darüber doch nicht geworden. Heute morgen war eine kleine Feier zu Ehren Romain Rollands. Zum Schluß stiegen auf die kleine blaue Bühne vier Jungfern wie Insekten hinauf, setzten sich zwischen allerhand schnell hingestellten Ständern, wie zwischen Gräsern, breiteten ihre Geigen aus wie Flügel und zirpten los. Es war ein wundervoller Beethoven, ich weiß nicht welcher, aber es war wunderbar. Da wird dann alles wieder leise. Es war eine Matinee, die vier Damen trugen Abendkleider; ein komischer, libellenähnlicher Effekt.

Sie wissen nicht, wie tief Ihr Brief, als ich ihn vorgestern erhielt, in mich gerührt hat. Es war mir nicht ganz wohl, vorgestern. Es war Freitag, und mir fehlte noch ein wenig die Bestätigung der Sympathie, die mir seitdem von vielen Seiten geworden ist. Ich hatte ein wenig Angst. Da kam Ihr Brief und etwas, das in mir im Fallen war, wenn auch nur momentan und mehr stimmungsmäßig, nämlich ein gewisser Glaube an Freundschaft, und irgend etwas Dunkles, das im Steigen war, vielleicht die Sorge, fanden ein Gleichgewicht. Das eine goß viel ins andere und dieses wurde wieder hell.

Ihre Frau hat es schon ganz zauberhaft und wunderbar erfaßt. Es ist mir noch selten eine Gedankenfolge von solcher Musikalität zu Gesicht, zu Gehör gekommen. Es ist das – es ist genau das, was ich selbst gedacht habe. Es ist dieselbe Dialektik, dasselbe Sich-Aufheben, Körper-Werden und Sich-Entkörperlichen und dieses Sich-selber-Gegenstand-Werden des Schreibens und Träumens. Und zum Schluß dieselbe Auflösung – dieses in Irgend-etwas-Ein-gehen, das der Schluß des Buches ebenfalls hat, oder haben sollte, denn ich habe es seither nicht wieder gelesen. Ich habe diese Seiten

meiner Frau vorgelesen, sie war genau so zauberhaft berührt. Auch anderen erging es so, so Zollinger, der immer nur den Kopf mit seinem »Äh!« zur Seite warf, weil er es so treffend und in sich selber so schön fand. Ihre Frau ist entweder ein Medium, oder dann hat sie Ihren Hegel bis in die Fundamente erfaßt. Wenn ich nämlich meinen Freunden erklärte, was in den »Inseln« stecke, das sei Dialektik, so haben sie es immer nur oberflächlich verstanden, oder aber waren es solche, die nicht wußten, was Dialektik ist. Alles ist so vortrefflich formuliert und so einfach und klar gesehen, es ist so sehr dieselbe Bewegung, daß ich, der den Genuß der »Inseln« ja selber nicht habe, weil ich daran zu sehr ermüdet bin und sie heute vollkommen aus dem Kopf gestellt habe, berührt war, wie ich hoffe und wie man mir auch sagt, daß andere von diesem Buch berührt werden.

Ich hätte es gerne irgendwo untergebracht, aber wo?

Hätten wir unsere eigene Zeitschrift, wie das vielleicht einmal noch werden wird – man spricht immer mehr davon, und vielleicht stellt sich einmal der Mäzen ein –, so würde man sie abdrucken, frank und frei. Aber für irgendeine andere Zeitschrift oder gar Zeitung, ist es so intim und zart, daß es schade dafür wäre. Aber vielleicht macht einmal Ihre Frau einen kleinen Band aus diesen Impressionen. Das wäre natürlich das Schönste und Entsprechendste. Dann ist sie bei sich zu Hause und wir Gesellen sind ihre Gäste.

Ich glaube, daß Ihre Frau Ihnen diesen Brief vorliest. Hoffentlich ist sie über den Anfang nicht erschrocken. Diese Befürchtung bringt mich aber schon wieder hinaus ins Äußerliche. Sie sprechen ja davon, wie Sie es keinem recht machen können. Ich lese die Emigrantenpresse nur äußerst selten, aber zufällig bekam ich vor einigen Wochen das Pariser Tageblatt zu Gesicht und zwar gerade die Nummer, in der Georg Bernhard⁶ Sie schulmeistert und Ihnen verbieten möchte, in der Frankfurter Zeitung zu schreiben. Ich war darüber so empört, daß ich erwidern wollte, fand nur nicht die richtigen Worte, bis dann Thomas Mann mit seinem Brief hervorrückte⁷, der für mich ein Erlebnis war, denn ich war von einem ähnlichen Zorn geladen, und hier lernte ich die Weite und Höhe kennen, die uns ansteht. Ich schämte mich ordentlich des keifenden Tons, den ich in meinem Entwurf angeschlagen hatte. Es war aber

auch nötig, daß endlich ein Großer und Reifer dazwischen kam. Bei anderer Gelegenheit habe ich Sie wieder in Schutz nehmen können. Es war eine Aussprache zwischen Freunden über das Buch Heidens⁸ über Hitler, die dazu den Anlaß gab. Ein langweiliger Emigrantenbonze hatte sich erlaubt, Sie als einen zu erwähnen, der sich von ihnen, den Emigranten, distanziert habe. Ich fuhr böß dazwischen, und es wurde mäuschenstill im Saal.

Sie sollten diese Dinge nicht so ernst nehmen. Ich spreche hier im Zustand der Entäußerung und als Praktikus; die Leute leben hauptsächlich in der Sphäre des Personalismus; sie müssen doch Stoff haben, und da sie nicht die Fähigkeit haben, kämpferische Bücher zu schreiben, in denen sie Ideen entwickeln, zerzausen sie die Personen, als seien es bloße Figuren eines Romans – jenes Romans, den sie nicht schreiben können. Sie haben also weder Ideen, noch Figuren, so sind sie eben Tagesschriftsteller. Für diese Sorte ist ein Name nur so viel wie eine Schießbudenfigur. Sie haben sicher die Liste der Schießbudenfiguren in der jüngsten Nummer des Tagebuchs⁹ gesehen.

Aber mein Brief wird ja ellenlang. An Schwarzschild bewundere ich das Raffinement des Schachspiels. Dieses Spiel ist an sich so lustig und spannend, daß es jedermann ziemlich belanglos finden muß, *welche* Schachfigur er nun wieder schlägt. C'est le jeu pour le jeu. Es wird also halb so ernst genommen. Und zweifellos ist es auf der anderen Seite ähnlich. Jedenfalls aber, wenn es wirklich einmal dazu kommt, daß ich mich über alle diese Fragen äußere, werde ich nicht vergessen, Sie zu erwähnen und für Sie einzustehen. Der Passus darüber ist im Kopf schon fertig.

Ich muß schließen. Ich finde zwar nicht den Rank dazu. Ich habe bewegte Wochen hinter mir, und es ist eine große Bewegung in mir. Ich bin mitten auf dem See und finde nicht den Landungssteg. Also tute ich einen herzlichen Gruß hinüber. Denn die Fahrt geht weiter.

Ihr Humm, Ihnen und Ihrer Frau

Ich lese den Brief wieder: er ist wirklich sehr laut und barbarisch. C'est le monde, c'est la vie. – Mein Blick fällt auf eine winzige, rot bemalte Scherbe, die vor mir steht auf einem winzigen Sockel von schwarzem Holz. Sie stammt aus Persien oder Indien, aus

jener Zeit, da der griechische Einfluß sich dort so wunderbar verbreitete. Sie ist drei Zentimeter hoch und stellt ein rundes Weibchen dar, das fast wie ein Kind modelliert ist und das sich an den Hals eines Mannes hängt, welcher vielleicht ein Kentaur ist. Sie ist so innig und süß, daß meine Frau und ich oft darüber streiten; sie hält es nämlich für ein Kind, das sich an die Mutter hängt; aber alle übrigen Frauen und Männer halten es für eine Liebesszene. Ich habe viele Abgüsse davon gemacht, denn ich muß sie zurückgeben. Noch wurde sie nicht abgeholt, aber sie ist bereits verkauft. Es gibt Leute, die die Geschenke verkaufen, die sie anderen Leuten gemacht haben, ist das nicht eine drollige Welt? In welche Hände mag sie kommen?

Das sind die Dinge, die einen laut und hart machen. Die einem das Schreiben eines Buches wie die »Inseln« so unsäglich schwer gemacht haben. Einer hat einmal ein Buch geschrieben: Die Bestimmung der Roheit. Vielleicht hat sie eine Bestimmung. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß sie stark macht.

1 Eduard Korrodi (1885-1955), Feuilletonredakteur der »Neuen Zürcher Zeitung«.

2 Betrifft Korrodiss Aufsatz »Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel«, der am 26. 1. 1936 in der NZZ erschienen ist (abgedruckt in »Materialien zum Glasperlenspiel« Bd. 1, a. a. O. S. 141 ff.). Darauf reagierte Thomas Mann mit einem Offenen Brief in der NZZ.

3 Willy Bretscher (geb. 1897), damals Chefredakteur der NZZ.

4 Hans Mühlestein (1887-1969), Felix Moeschlin (1882-1969), Jakob Bühner (1882-1975), sozialistisch engagierte Schriftsteller.

5 Betr. das Buch »Die Inseln«, s. S. 26 f.

6 Attacke Georg Bernhards (1875-1944) in dem von ihm herausgegebenen »Pariser Tageblatt« vom 19. 1. 1936, worin er Hesse und Annette Kolb vorwarf, durch Mitarbeit an der »Frankfurter Zeitung«, dem »Feigenblatt des Dritten Reiches, Dr. Goebbels zum Zweck der Auslandstäuschung und deren wirksamer Durchführung« zu unterstützen. Das entsprach nicht den Tatsachen, denn seit 1935 (bis Kriegsende) hat Hesse in keiner einzigen deutschen Tageszeitung mehr etwas publiziert. Nur die von Peter Suhrkamp geleitete literarische Monatsschrift »Die Neue Rundschau« und die halbschweizerische Literaturzeitschrift »Corona« erhielten noch Originalbeiträge Hesses. Seine zeitkritischen Buchbesprechungen und Sammelrezensionen erschienen vorwiegend in der Schweiz oder in der schwedischen Zeitschrift »Bonniers Litterära Magasin«. Vereinzelte Nachdrucke feuilletonistischer Betrachtungen (meist aus den zwanziger Jahren) u. a. in der »Frankfurter Zeitung« erfolgten ohne Mitwissen (und Honorierung) Hesses.

7 Der oben erwähnte »Offene Brief« Thomas Manns, s. Anhang S. 275 ff.

8 Konrad Heiden (1901-1966), Publizist. Veröffentlichte 1936 sein Buch »Hitler. Das Leben eines Diktators«, Europa Verlag, Zürich.

9 »Das neue Tage-Buch«, von Leopold Schwarzschild herausgegebene kulturpolitische Wochenschrift der deutschen Emigranten in Frankreich.

Lieber Herr Humm,

Ihr großer Brief neulich machte uns viel Freude, und nun ist auch die »Nation«¹ gekommen mit Ihren beiden Aufsätzen². Haben Sie schönen Dank!

Ich wundere mich immer, woher Ihr Journalisten³ so ungeheuer viel wißt. Von dem, was Sie da über den Verlag Fischer schrieben, wußte ich so gut wie nichts, und noch am selben Tag, an dem Ihr Artikel erschien, traf bei mir der Brief eines großen deutschen Verlegers ein, der mich fragt, wie ich mich dazu stellen würde, wenn er den Verlag Fischer kaufte und weiterführte. Auch in der Beurteilung solcher Leute wie G[eorg] Bernhard kann ich nicht Ihren Weg gehen. Für mich ist das Entscheidende nicht, daß Bernhard ein belangloser Journalist ist, ich aber ein anständiger Buchautor, sondern: daß ich bei der Wahrheit bleibe, während Bernhard bedenkenlos lügt, wo es ihm paßt. Ich hätte nichts dagegen, daß er es tadeln würde, wenn ich Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung wäre. Das bin ich aber gar nicht, und Bernhard hat mich dazu bloß ernannt, weil es ihm im Kampf gegen einen Konkurrenzverlag gerade paßte, auch mich verächtlich zu machen.

Kurz: seit einigen Jahren geht es mir fast überall so: wenn ich eine Zeitung, ein Buch, einen Brief eines »Prominenten« ernst nehme, d. h. wenn ich glaube, es mit Kollegen zu tun zu haben, denen gleich mir daran gelegen ist, der Wahrheit zu dienen, dann sehe und rieche ich nach kurzem Kontakt, daß diese Zeitungen, diese Journalisten, diese Autoren, diese Verleger etc. etc. alle gar nicht aus Papier und aus Fleisch und Blut, sondern aus Sch...dreck bestehen. Und dann steht man da, wäscht sich die Hände und möchte gern zu seiner Arbeit zurückkehren, wenn man an den Sinn dieser Arbeit noch glauben könnte.

Nun, Sie sind jung und haben noch Spaß am Kämpfen. Und daß Sie in Ihrem Artikel mir ein wenig die Stange hielten, das freut mich und ist hübsch. Ich möchte Ihnen gern allerlei erzählen, bin aber bei zu schlechtem Befinden, nach dem Durchackern der Morgenpost bin ich meistens am Ende der Kräfte, namentlich der Augenkraft. Von meiner Frau soll ich sehr grüßen, wahrscheinlich wird sie Ende März ein paar Tage in Zürich sein, möglich daß sie [bei] Ihnen einmal anruft.

Seien Sie mit Ihrer Frau herzlich begrüßt von Ihrem H. Hesse

1 »Die Nation«, Wochenzeitung; erstmals erschienen 1. 9. 1933, gegründet vom Schweizerischen Gewerkschaftsbund zur überparteilichen Abwehr der Nazi-Einflüsse. Nach dem Krieg eingestellt.

2 »Viel Streit um wenig Wolle«, vgl. Anhang S. 279 ff, und Humms Rezension des Buches »Ich mache nicht mehr mit« von Paolo Rossi.

3 Humm war nicht Journalist, schrieb aber für Zeitungen.

14 [Postkarte]

22. Mai 1936

Lieber Herr Humm!

Ich las Ihr Briefchen an meine Frau, weil sie fort ist, und antworte an ihrer Stelle. Bitte drucken Sie ihren Aufsatz¹ nur ab, von Ninon Hesse, zum üblichen Honorarsatz. Bitte dann auch um einige Belege.

Meine Frau, die seit Monaten krank war und sich immer schwächer fühlte, reiste vor drei Wochen nach Wien, wo sie befreundete Ärzte und Ärztinnen hat, wurde sofort operiert und ist jetzt in langsamer Gesundung begriffen. Ihren Brief schicke ich ihr heute nach und melde, daß ich ihn beantwortet habe.

Mit meinem Aufsatz in der »Corona«² plagen Sie sich nicht! Ich glaube nicht, daß er Interesse für Sie hat.

Ihnen und Herrn Zollinger einen herzlichen Gruß von Ihrem

H. Hesse

1 Die auf S. 26 wiedergegebenen Aufzeichnungen zu R. J. Humms Roman »Die Inseln«.

2 Der Aufsatz H. H.s »Erinnerung an Hans«, Erstdruck in der Zeitschrift »Corona«, Jahr VI, Heft 2; s. hierzu auch S. 25.

15

14. Juni 1937

Lieber Herr Hesse,

ich danke Ihnen erst heute für die freundliche Zustellung Ihres Buches¹, weil ich es gerne in Thomas Mann's Zeitschrift² besprochen hätte. Ich mußte Herrn Lion³ fragen, ob es frei sei und dann auch erfahren, ob mir die Besprechung⁴ gut gelang. Das weiß ich nun nicht, aber ich hoffe.

Es ist hier entsetzlich heiß. Man bleibt am Stuhl kleben. Sehr schön war die Verdunkelung; man sah über dem Großmünster zum ersten Mal die Sterne, es war wie im XIII. Jahrhundert; die

Dämmerung kam wie in einem Dorf, unter Erhaltung aller Farben, bis die Leute Schatten wurden, die aufeinander purzelten. Alles strielte herum, die Dunkelheit war voller Menschen. Ich ging noch einmal um 11 mit meinem kleinen Mädchen an den See, mit einer kleinen Taschenlampe, die es in einen Strumpf eingewickelt hatte. So »verdunkelt« gingen wir herum.

Mir geht es ordentlich. Kommen Sie wieder einmal nach Zürich, oder Ihre Frau? Ich kann von hier nicht weg, zu viel vor, nebenbei übersetze ich auch »Bois-Mort« von Frau Saint-Hélier⁵. Kennen Sie es?

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Humm

1 H. H., »Gedenkblätter«. Ein Erinnerungsbuch. S. Fischer, Berlin, 1937.

2 »Maß und Wert«, Zeitschrift; 1. Heft, September 1937, erschien mit einer Einleitung Thomas Manns, in welcher das Programm folgendermaßen umrissen wurde: »Künstler wollen wir sein und Anti-Barbaren, das Maß verehren, den Wert verteidigen, das Freie und Kühne lieben und das Spießige, den Gesinnungsschund verachten – ihn am besten und tiefsten verachten, wo er sich in pöbelhafter Verlogenheit als Revolution gebärdet.«

3 Ferdinand Lion (1883-1965); 1937-38 Redakteur von »Maß und Wert«.

4 Vgl. Anhang S. 281 ff; Humms Rezension erschien noch 1937 in »Maß und Wert«, S. 153/54.

5 Monique de Saint-Hélier (1895-1955), Schriftstellerin; ihr Roman »Bois-Mort« erschien 1937 im Morgarten Verlag, Zürich, u. d. T. »Morsches Holz«, übersetzt von R. J. Humm. Hesse besprach das Buch am 22. 12. 1937 in der »National-Zeitung«, Basel. s. Anhang S. 283 f. Eine Neuauflage kam 1954 im Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main, auf Empfehlung von H. H. heraus.

16

17. August 1937

Lieber Herr Humm,

dieser Tage bekam ich das erste Heft von »Maß und Wert« und fand Ihre Anzeige meines Buches drin¹, über die habe ich mich herzlich gefreut und halte es für erlaubt, Ihnen das zu sagen, im Sinn eines Dankes, eines Gegengrußes im Gefühl von Verstanden-sein.

Es war freilich in den letzten Wochen eher zuviel von diesem Honig auf mein Brot gestrichen. Zum 60. Geburtstag² (vorher nicht) bekommt man plötzlich von aller Welt Freundliches gesagt und auf die Schulter geklopft, man rutscht da in einen kleinen See von Harmonie und Versöhnlichkeit, tauscht Freundesgrüße mit Leuten, die man in Jahrzehnten vergessen hatte und die jetzt

strahlend wieder dastehen – und am Ende kehrt man etwas beschämt und dumm wieder zum gewohnten Anblick der Welt zurück, und sieht, daß sie nach wie vor nicht Harmonie und Wohlwollen ist, sondern ganz anders, und daß die Gefühle des gefeierten Sechzigjährigen vielleicht bloß eine erste Welle der Senilität waren.

Aber trotzdem also – ich habe mich gefreut. Seien Sie, auch von meiner Frau, herzlich begrüßt. Ihr
H. Hesse

1 Vgl. Anm. zum vorangegangenen Brief und Anhang S. 281 ff.

2 H. H. hatte am 2. Juli seinen 60. Geburtstag gefeiert.

17

[ca. August 1937]

Lieber Herr Hesse,

vielen Dank für Ihren Brief. Er hat mich gefreut. Auch als ich meine Besprechung wieder las, fand ich sie gut. Sie drückte mein Gefühl aus, wie es ist.

Zu Ihrem sechzigsten Geburtstag wollte ich nichts schreiben. Ich warte auf den neunzigsten. Denn ich weiß, was ich weiß. Sie sind die perennierende Jugend, *altrocchè Senilità*¹! Sie sind immer aktuell, immer lebendig. Und glauben Sie, es ist keine Juvenilität mehr von mir, daß ich Sie immerfort liebe und verehere. Ich bin 43.

Herzliche Grüße, auch an Ihre Frau,

Ihr Humm

1 Ital.: »ganz das Gegenteil von Alter«.

18

18. Januar 1938

Lieber Herr Hesse,

heute erst erfahre ich, daß Ihre Besprechung von »Morsches Holz«, die Sie mir senden, schon in der National-Zeitung gestanden hat, was mir vollkommen entgangen war¹. Oh, das hat mir aber wohl getan! Als ich jenen Satz las, der gegen Anfang hin steht (Sie wissen schon welchen), war es, als male man mir ein regenbogenfarbiges O auf den Bauch. Ich habe es körperlich gefühlt; so daß es mit jenem populären Ausspruch, den Sie sicher kennen, etwas auf sich haben muß.

Auch Frau Saint-Hélier wird sich freuen.

Leider erhielt ich gestern sehr schlechte Nachricht von Frau Saint-Hélier. Ihr Zustand soll »très grave« sein, so telegraphierte mir ihr Mann. Mehr weiß ich nicht. Ein Brief von mir habe sich anscheinend verirrt und sei einen Monat zu spät angekommen. Ich habe diese Frau nie gesehen und nur ein paar Briefe mit ihr gewechselt, und doch ist es mir, als verlöre ich eine Schwester.

Ich habe sehr fleißig an den Aktivisten² gearbeitet. Zuletzt war der innere Kreisel am Zusammenwackeln, aber Ihr Zuspruch hat ihn wieder angepeitscht, und jetzt surrt er wieder fröhlich.

Kennen Sie Ludwig Hohl³? Er schreibt da und dort. Er ist ein Junger, oder besser gesagt, ein Neuer, denn so ganz jung ist er nicht. Ein eigenartig versponnener Kerl; aber mit einem feinen Atem in der Seele.

Herzliche, viele Grüße an Sie und Ihre Frau

Ihr Humm

1 Vgl. Anhang S. 283 f.

2 »Die Aktivisten«, vorübergehender Titel des Romans »Carolín«.

3 Ludwig Hohl (geb. 9. 4. 1904); Schriftsteller, lebt heute in Genf.

19

20. Januar 1938

Lieber Herr Humm,

da habe ich also Glück gehabt, als mir einfiel, Ihnen den zweiten Abdruck meiner Rezension zu schicken¹. Schönen Dank, Ihr Brief freut mich sehr, und das kann ich grade brauchen, ich kämpfe seit der Rückkehr aus Zürich Anfang Dezember mit einer Erkältung, deren dritter, heftigster Rückfall seit etwa einer Woche anhält und mich mit allerlei Beschwerden, oft scheußlichen Stirnhöhlenschmerzen, und natürlich auch verstärkten Augenschmerzen plagt. Bettliegen und Ruhe gelingt mir nur, wenn's um Leben und Tod geht, und das tut es nicht, darum wehre ich mich instinktiv, indem ich z. B. die Arbeit am Josef Knecht², die seit mehr als einem halben Jahr, ich wußte erst gar nicht mehr wo, irgendwo vergessen lag, wieder anfang und ein Dutzend Seiten geschrieben habe, das ist bei meinem heutigen Tempo schon ganz viel, es gibt halbe Jahre, in denen ich nicht so viel mache.

Damals in Zürich meinten Sie, ich solle Sie doch auf etwaige Fehler in Ihrer Übersetzung aufmerksam machen. Da muß ich Sie nun enttäuschen, ich konnte das Buch nur eine kleine Strecke weit sel-

ber lesen, fast alles mußte ich mir vorlesen lassen, und so unterblieben viele Notizen. Es fiel mir einiges auf, das meiste war offenbar schon im Original zweideutig oder unklar, einiges auch ging gegen mein Sprachgefühl. Aber bloß einen einzigen Fehler (ich denke, es ist wirklich einer) kann ich jetzt nachträglich namhaft machen: Der Satz, mit dem Abschnitt II auf Seite 203 beginnt, hält einer Analyse seiner Konstruktion nicht stand. Es muß dort entweder heißen: »Bei der Erscheinung ... ließ sie fast die Laterne fahren« oder (schlechter aber richtig) »Die Erscheinung ... ließ sie fast die Laterne fallen lassen.«

Mir hat das »Morsche Holz« einen tiefen Eindruck gemacht, darum bewegt mich auch die Nachricht von dem jetzigen Befinden der Frau Saint-Hélier.

Addio, ich gehe Medizin schlucken. Herzlich grüßend Ihr

H. Hesse

1 Im »Prager Tageblatt« vom 1. 1. 1938.

2 D. i. am »Gasperlenspiel«, an welchem Hesse über zwölf Jahre lang arbeitete. Vgl. hierzu die Dokumentation »Materialien zu H. H. »Das Gasperlenspiel«, Band 1, Frankfurt/Main, 1973.

20

5. April 1938

Lieber Herr Hesse,

Sie waren so freundlich, mich nach Montagnola einzuladen. Ich erfuhr gestern, daß es über Ostern billige Züge gibt. Man fährt am Samstag, dem 9. April, ab und ist Montag, den 18., wieder hier. Hätten Sie Platz für mich?

Herzliche Grüße, auch an Ihre Frau

Ihr Humm

21 [Postkarte]

7. April 1938

Ach lieber Herr Humm,

das ist aber schade! Wir sind von der Grippe, die wir im Haus hatten, erschöpft und vor den vermutlich zu Ostern bevorstehenden 100 Besuchen so in Angst, daß wir vor Ostern wegfahren und etwa 10 bis 14 Tage weg bleiben. Nun würde ich Sie trotzdem einladen, sich ein paar Tage in Haus und Garten zu legen, aber wir müssen das Haus schließen, die Magd hat von der Grippe her drin-

gend Erholung nötig und kriegt auch Ferien. Wir sind beide, Ninon und ich, sehr betrübt, daß das sich so treffen muß! Im übrigen sind wir durch Österreich arg in Anspruch genommen und haben Sorgen. Ninon hat ja alle ihre Angehörigen und nächsten Freunde dort¹, alle sind ratlos, alle möchten fort, einige sind gefährdet. Und ich habe, unter andrem, durch den Fall Wiens den Verleger² verloren, mit dem ich für die Zukunft rechnete.

Herzlich grüßt Sie beide

Ihr H. Hesse

1 Ninon Hesse, geb. Ausländer, war gebürtig aus Czernowitz. Viele ihrer Angehörigen und Freunde kamen später in Konzentrationslagern um.

2 Gottfried Bermann Fischer, der Schwiegersohn und Nachfolger des 1934 verstorbenen S. Fischer. Er war seit 1936 mit einem Teil des ehem. S. Fischer Verlages nach Wien emigriert; er überließ die Betreuung der weiter in Deutschland erscheinenden Autoren seinem Mitarbeiter und Herausgeber der »Neuen Rundschau« Peter Suhrkamp, der sich später während des ganzen Dritten Reiches für Hesse einsetzte. Weitere Einzelheiten hierzu sind dokumentiert in »Materialien zu H. H. »Das Glasperlenspiel«, Band 1, a. a. O.

22

[April 1938]

Lieber Herr Hesse,

leider kann aus meinem Besuch nichts werden! Als ich Ihnen mein Briefchen schrieb, hatte ich einen vergrippten Kopf, war müde und erholungsbedürftig. Nun geht es aber wieder besser, und die Arbeit läßt mich wieder nicht los. Auch hatte meine Frau unterlassen, mich daran zu erinnern, daß während der Osterwoche die Kinder fort und wir allein sind. Es ist nun so ruhig hier, und die Einfälle brechen sich so gewaltsam durch, daß ich nicht loskomme. Vielleicht einmal, wenn das Buch fertig ist. Sie sehen aber, wie heftig der Wunsch ist, Sie einmal aufzusuchen. Ich denke oft daran. Nichts für ungut!

Herzliche Grüße

Ihr Humm

23

30. Juni 1938

Lieber Herr Hesse,

Sie wissen nicht, wie oft ich an Sie denke. Manchmal frage ich mich, ob bald der Himmel über uns zusammenbrechen werde. Und dann fühle ich eine Säule, die ihn stützt, und das ist Hermann Hesse. So habe ich das Gefühl, unter einem großen Parapluie zu

leben, noch geborgen; der Himmel ist das Dach und Sie sind der Stab. Das ist meine primitive und auch ein wenig eigenschützlerische Vision von den Kräften und Verhältnissen. Viele Säulen gibt es, oder halten sich für solche, aber sie sind bröckelig, oder dann sind es gewundene Säulen.

Ich erhielt ein Zeitschriftchen »Civitas Nova«, in der ein Aufsatz von Ihnen steht¹. Die Zeitschrift macht den besten Eindruck. Man ist eigenartig berührt, aus dem Tessin jene Seriosität auftauchen zu sehen, die man vergebens aus anderen Gegenden der Schweiz erwartete. Es ist das richtige Wort zur richtigen Zeit. Hoffentlich steht es auch auf einem soliden finanziellen Boden. Zu Ihrem Aufsatz sage ich ja, er tut einem gut, so kurz er ist. Ein Satz ist mir nicht ganz klar, der vom »vertagen«².

Ich habe einen Roman beendet³, worin zuletzt eine hohe Dame vorkommt, eine mythische Figur, die dem Schweizervolk, das auf einer (überall sanft ansteigenden) Wiese versammelt ist, eine Schlußpredigt hält. Sie sagt darin Folgendes: »Ihr müßt zur Wahrheit stehen. Ihr dürft nicht verschleiern, daß ihr ein Klassenstaat seid; ich will keine faule Volksgemeinschaft. Ihr müßt erkennen und zugeben, daß eure Gesellschaft heute noch eine der Klassen ist. Denn wenn ihr es zugebt, gesteht ihr auch zu, daß das Gesetz der Humanität zwischen den Klassen errichtet werde.«

Wegen dieses Buches werde ich Ihnen später nochmals schreiben. Es ist noch zu kurz vom Stapel, es schwimmt zu hoch, die Zeit muß es beschweren. Ich weiß nicht, ob es wer verstehen wird, der in der Schweiz das Amt eines Verlegers versieht. Ich stelle mir vor, daß es ein Erfolg werden wird, vielleicht wird es auch Staub aufwirbeln; aber vielleicht brauche ich vorher ein Patent der Harmlosigkeit, das die Leute überzeugt, ich sei ein gutartiger Kerl. Ich werde mich an Sie wenden.

Glocken schellen, Musiken tuten, und es ist eine greuliche Hitze, eine feuchte, spinnewarme Hitze. Es ist keine schöne Zeit. Warum ist sie einem beschert? Worin liegt der Nutzen? Was wird der Sinn davon sein? Ich arbeite für die Familie, geh manchmal an den See spazieren, geh Zeitungen lesen, lese viel Geschichte, Tacitus, Thukydides. Wird es immer so bleiben, wird man immer diese ungeheure Last auf dem Buckel haben, dieses undurchdringliche Deutschland, diese finstere Aussichtslosigkeit, zu wachsen, sich zu

entfalten, einmal aufatmen zu können? Ich weiß darauf keine Antwort.

Herzliche Grüße, auch an Ihre Frau,

Ihr Humm

1 H. H., »Die Eidgenossenschaft« in »Civitas Nova«, Lugano, Nr. 2, 1938. Siehe Anhang S. 284 f.

2 Jener Satz lautet: »Der Kampf der Parteien und Klassen ist unsre Gefahr, wie er die jedes heutigen Staates ist. Wir können ihn weder aus der Welt schaffen, noch dürfen wir ihn leicht nehmen, aber wenn wir nicht fähig sind, ihn zu vertagen, oder mindestens ihn der so viel größeren gemeinsamen Gefahr unterzuordnen, dann haben wir die Weltgeschichte schlecht verstanden.«

3 R. J. Humm, »Revolution in Viola«, Helvetische Satire, nie erschienen.

24

10. Juli 1938

Lieber Herr Humm,

Ihr Brief hat mich gefreut, und ich hätte Ihnen gleich dafür gedankt, aber in der letzten Zeit, namentlich seit dem 11. März, bin ich durch die Emigranten- und Flüchtlingssorgen, die mich in Anspruch nehmen, meist so belagert, daß der größere Teil meiner Arbeitsfähigkeit davon verbraucht wird, auch haben wir stets Gäste, darunter Wiener Flüchtlinge.

Über die Zeitschrift »Civitas Nova« weiß ich wenig, der Herausgeber ist ein Idealist, lebt nahe bei Lugano, Tessiner, die Finanzierung wird vermutlich nicht lang gesichert sein.

Sie nennen mich eine Säule, caro amico, und ich komme mir eher wie ein halb zerfaserter, überanstrengter Strick vor, an dem viele Gewichte hängen und der bei jedem neu dazukommenden Gewicht das Gefühl hat: jetzt wird es bald krachen. Indessen spüre ich dennoch, was Sie vermutlich mit der Säule meinen. Sie spüren in mir etwas wie einen Glauben, etwas, was mich hält, eine Erbschaft von Christentum teils, teils Humanität, die nicht bloß anerzogen und nicht bloß intellektuell fundiert ist. Damit hat es seine Richtigkeit, nur könnte ich meinen Glauben nicht formulieren, je länger, je weniger. Ich glaube an den Menschen als an eine wunderbare Möglichkeit, die auch im größten Dreck nicht erlischt und ihm aus der größten Entartung zurück zu helfen vermag, und ich glaube, diese Möglichkeit ist so stark und so verlockend, daß sie immer wieder als Hoffnung und als Forderung spürbar wird, und die Kraft, die den Menschen von seinen höhern Möglichkeiten träumen läßt und ihn immer wieder vom Tierischen weg führt, ist

wohl immer die selbe, einerlei, ob sie heut Religion, morgen Vernunft und übermorgen wieder anders genannt wird. Das Schwingen, das Hin und Her zwischen dem realen Menschen und dem möglichen, dem erträumbaren Menschen ist dasselbe, was die Religionen als Beziehung zwischen Mensch und Gott auffassen.

Dieser Glaube an die Menschen, d. h. daran, daß der Sinn für Wahrheit, das Bedürfnis nach Ordnung dem Menschen innewohnt und nicht umzubringen ist, hält mich über Wasser. Ich sehe im übrigen die heutige Welt wie ein Irrenhaus und ein schlechtes Sensationsstück an, oft bis zum tiefsten Ekel degoutiert, aber doch so, wie man Irre und Besoffene ansieht, mit dem Gefühl: wie werden die sich schämen, wenn sie eines Tags wieder zu sich kommen sollten!

Wenn ich Ihnen irgendeinen Dienst tun kann (es dürfte zur Zeit nur nicht eine umfangreiche Lektüre sein, dazu würde es nicht reichen), so freut es mich.

Ich freue mich, daß ein Buch¹ von Ihnen fertig ist. Zwischen Ihrer Sprache und der meinen, zwischen Ihren Problemen und meinen steht die Grenze einer Generation, oft komme ich mir vor, als wäre ich 50 Jahre älter als Sie, oft scheinen Sie mir der viel Ältere zu sein. Aber ich spüre über diese Grenze weg auch Verwandtschaft und echte Kollegialität, Mitarbeiterschaft an verschiedenen Punkten desselben Baues. Im übrigen werde ich immer dümmer und sehe nur noch mit Erstaunen, nicht mehr mit eigentlichem Verstehenwollen zu, wie noch die kindischsten, ja viehischsten politischen Triebe sich als »Weltanschauungen« etc. geben, ja die Gebärden von Religionen annehmen. Diese Systeme haben mit dem so sehr viel geistvolleren marxischen Sozialismus das gemein, daß sie den Menschen für nahezu unbegrenzt politisierbar halten, was er nicht ist – ich halte die Krämpfe der heutigen Welt größtenteils für eine Folge dieses Irrtums.

Genug geplaudert, ich muß an die Arbeit – leider nicht an die literarische, sondern an die Morgenpost.

Herzlich grüßt Sie

Ihr H. Hesse

1 »Revolution in Viola«; s. auch S. 40, 41.

Liebe Herr und Frau Hesse,

ich wollte Ihnen auf Weihnachten schreiben, aber da hat mich eine Angina hingelegt, und noch heute bin ich etwas wackelig – das Blatt Papier flimmert wie ein Schneefeld. So sende ich Ihnen ganz kurze Grüße und auch Dank für das Coronaheft¹. Ich glaube, Waldzell wird bei mir auf ewig eingefügt bleiben zwischen einigen Seiten Gorki's und einigen aus dem Herodot, ja, und als Hinterwand kommt der »Auch Einer« von Vischer. Das gibt aber eine sehr haltbare Mauer. Kennen Sie »Wanderer in den Morgen« von Gorki? Ein ganz herrliches Buch.

Von Bern noch keine Antwort², aber *chi va piano, va sano e va lontano*³ ...

Herzliche Grüße

Ihr Humm

Auch die Sprüche von Bertram⁴ sind schön. Den ersten Teil von Waldzell hatte ich schon im Museum gelesen, und der Geigenmeister hatte mich sehr gefreut.

1 Nr. 4, Jg. VIII mit dem 2. u. 3. Kapitel des »Glasperlenspiels«: »Waldzell« und »Studienjahre«.

2 Vom Eidgenössischen Departement des Inneren, wo Hesse eine Empfehlung eingereicht hatte mit dem Ziel einer finanziellen Unterstützung für R. J. Humm.

3 Ital. Sprichwort: »Wer langsam geht, bleibt gesund und kommt weit.«

4 Bertram: Gestalt aus dem »Glasperlenspiel«.

Lieber Herr Humm,

Ihr Brief hat mich gefreut, schönen Dank! Es ging und geht bei uns heftig zu, die Briefpost seit Weihnachten weit über 200 Stück, und man kann nichts liegen lassen, zwischen Freundesbriefen und harmlosen Gratulationen kommen überall Notrufe zum Vorschein von Leuten, die dringend aus Deutschland weg müssen etc. etc., auch heut war wieder ein komplizierter Fall, es nahm mir die heutige Arbeitskraft fast ganz weg. Von da nach Waldzell ist ein weiter Weg, gern ginge ich ihn einmal wieder.

Die Beilage dieses Briefchens¹ hat eine komische Geschichte. Ein Herr in Holland hatte ein Gerücht gehört, daß ich aus Berlin nichts mehr bekomme und nah am Hungern sei, der schickte mir

Lieber Herr Hesse,

ich las Ihre Einführung zum »Glasperlenspiel« und war betrübt, dieses Stück nicht früher gekannt zu haben¹. Sie sagten mir, wenn ich Sie richtig verstand, Sie empfänden manchmal das Bedürfnis, das »Glasperlenspiel« anschaulicher zu machen. Empfinden Sie dies wegen einer Sorge um den Leser, so kann ich Ihnen nur sagen, daß ich diese Einführung meiner Frau vorlas, die philosophisch ganz und gar nicht vorgebildet ist, und die mit Verständnis, ja mit Begeisterung gefolgt ist. Aber vielleicht bedürfen Sie einer größeren Konkretisierung für die späteren Teile. Ich bin überzeugt, daß in diesem Fall Prof. Speiser der gegebene Mann ist, um Ihre Wünsche ganz genau zu verstehen². Auch er ergeht sich in Gedanken über die Verknüpfung zwischen Mathematik und Musik, wozu bei ihm noch die Ornamentik kommt. Man ist an vielen Stellen an Gruppentheorie erinnert, an anderen an ein novissimum organum, das hier vorgeahnt wird. Prof. Andreas Speiser wohnt Herzogstr. 7, Zürich.

Für mich war das Bruchstück sehr wichtig und mein Wunsch wäre, es käme das Buch bald heraus; die deutsche Literatur könnte sich daran neu orientieren. Mich hat es sehr befestigt. Viele Dinge, die ich mit großem Zagen veröffentlicht habe und die ich niemandem zeigte (auch Ihnen nicht), weil ich sie als Belege einer rettungslosen Unbeholfenheit empfand, hätte ich mit weniger Herzenskummer vertreten; deren »Unbeholfenheit« liegt wirklich nur darin, daß sie eben geistiger Art sind. Es ist vielleicht unbescheiden von mir, aber ich schicke Ihnen einige dieser Stücke, mit dem Wunsch, Sie möchten sie lesen. Ich hätte es früher getan, wenn ich gewußt hätte, daß Sie solch großer Leser sind, aber jemandem, und gar Ihnen, zumuten, meine Aufsätze zu lesen, bringe ich fast nicht über mich, und deshalb schicke ich sie keiner Seele.

Sie finden sie in den beiden Büchern³, die ich Ihnen beilege, und in denen auch manches andere Interessante zu finden ist. Für Frau Hesse füge ich die Novelle⁴ und das Märchen⁵ bei. Dieses sollte ich noch einmal durchnehmen, aber es hat vergebens bei vier Verlegern gelegen, und so mag ich es nicht wieder anschauen. Ich schrieb es im November 1933.

Gestern abend war ich im Rathaus, wo Inglin⁶ einen Vortrag über

seinen Schweizerspiegel⁷ hielt. Auch er ist mit seiner Grauen March⁸ von Verleger zu Verleger gepilgert, ohne einen zu finden, der die phantastische Courage gehabt hätte, seinen eigenen Beruf zu verstehen. Jetzt sind sie auf ihn wütend, weil er sich einem deutschen Verleger verpflichtet hat. Sein Vortrag war vorzüglich und dürfte der Würde der Literatur einiges genützt haben. – Nachher begleiteten wir Frau Wassermann⁹ zur Bahn.

Frau und Kinder sind gesund. Gestern hatten meine Frau und mein Töchterchen Geburtstag. Sie haben ihn am selben Tag, und die Krankenschwester, die sie vor elf Jahren pflegte und die sich in letzter Minute eingestellt hatte, nachdem man vergeblich eine gesucht hatte, war nicht nur die, die schon den Jungen auf die Welt gebracht hatte und dann durch halb Europa gereist war, sondern hatte auch genau am selben Tag Geburtstag, wie meine Frau und mein Töchterchen.

Meine Frau fand, ich sähe geradezu üppig aus, und nach Hause gekommen, gab es ein langes Erzählen¹⁰. Und jetzt bin ich bald wieder eine Woche hier, liebe Herr und Frau Hesse, nachdem ich so viel Liebes von Ihnen erfahren habe. Aber noch bin ich in Montagnola, das klingt noch alles nach: Veilchen, Krokus, Scilla, Lungenkraut, Anemonen, Schlüsselblumen, und Hölzer wie der Stiefel Italiens, Knollen wie Vögel, und Hesses Stimme im Wald: »Wenn man an diesen Schieber denkt, der da oben sein Haus gebaut hat, während unsereins sich mit Holzsammeln plagen muß!«¹¹ Es ist mir im Augenblick fast, als schriebe ich diesen Brief in Ihrem Haus; ich fühle mich zugepaart dem Löwen, dem Architekten und dem Zwergli¹² und habe das vergnügliche Gefühl, ein Stück Ihrer Menagerie zu sein, ein entlassenes Stück, Ihr Hausriese auf Wanderung. Ich habe selten so viel Liebes erfahren. Und dazu von Ihnen, dem ich einmal den Vorwurf machte, Sie seien nicht aktivistisch genug! Brauche ich Ihnen zu sagen, welchen Mut mir das »Glasperlenspiel«, die »Morgenlandfahrt«¹³ und überhaupt der Aufenthalt bei Ihnen wieder gemacht haben? Ich müßte zu viel von mir erzählen. Sie haben mich wieder »aktiviert«, und weiß Gott in einer anderen, in der richtigen Richtung.

31. März. Gestern abend las ich meiner Frau die Morgenlandfahrt vor, während sie einen Teppich knüpfte. Sie saß bei mir am Ofen. Ich las das ganze Buch, bis Mitternacht. Wäre ich Hitler, ich

würde das Buch verbieten. Ein Hitlerjunge, der einigermaßen gescheit ist, empfängt mit dem Buch einen Keim der Insubordination fürs Leben. Alles findet er darin, was ihm vertraut klingt und was er liebt, bündische Gedanken, Treue, Abfall, Gericht, und dazu etwas, endlich einen Sinn, einen geistigen, der ihm den übrigen Betrieb auf die Dauer bis zum Ekel verleiden muß. Die jungen Leute, die dieses Buch heute lesen, vielleicht nicht im Innersten verstehen, meinetwegen auch halb vergessen werden, haben damit ein Bild, ein Stück Radium verschluckt, das sie jahrelang unbewußt in sich tragen mögen, bis es eines Tages plötzlich *aktiv* wird. Und das ist der richtige Aktivismus. Das alles wird aktiv werden und Deutschland retten. Es ist das politischste Buch, das ich je gelesen. Jeder, der es liest, kommt sich vor wie ein Rumpelstilzchen; aber die werden sich alle einmal finden.

Und nun muß ich wieder an die Arbeit, Kalorien schaufeln für den Haushalt, aber im April werde ich mich wieder hinter mein Buch setzen¹⁴. Zürich war übrigens schneefrei, als ich ankam, aber in der Innerschweiz hat es grimmig ausgesehen, der Schnee hörte erst in Thalwil auf. Heute ist es schön und so warm, daß man ohne Mantel ausgehen kann.

Wir senden Ihnen und Ihrer lieben Frau beide die herzlichsten Grüße. Und grüßen Sie auch den Löwen, den Architekten und das Zwergli – und den San Salvatore¹⁵, und alles, auch die Mädchen. Wie geht's dem Bein?

Habe ich Ihnen erzählt, daß Ihr Brief vom Dezember an das Departement Erfolg hatte¹⁶? Einen sehr schönen. Auch hierfür vielen Dank! Vielen Dank für alles.

Herzlich

Ihr Humm

1 »Das Glasperlenspiel, Versuch einer allgemeinverständlichen Einführung in seine Geschichte von Hermann Hesse«; vorabgedruckt im Dezember 1935 in der »Neuen Rundschau«, Berlin.

2 Andreas Speiser (1885-1970), Professor der Mathematik in Zürich. Soweit bekannt, hat Hesse zu ihm keinen Kontakt aufgenommen.

3 Humm der beiden Bücher nicht mehr feststellbar. Aber eines der »Stücke«, die Humm Hesse zu lesen empfahl, war – so erinnert er sich – der Vortrag »Innerlichkeit und Verantwortung«, gehalten am 19.6.1933 in der Zürcher Volkshochschule; er wurde aufgenommen in den Sammelband »Dichtung und Erlebnis«, Max Niehans-Verlag, Zürich, 1934.

4 Novelle: »Der kranke Mann aus Exotien«, mit Illustrationen von Eugen Früh, Verlag WBK Wirtschaftsbund bildender Künstler, Zürich, 1933. Später

unter dem Titel »Die Anemonen« in die Sammlung »Glimmer und Blüten« aufgenommen (Bühl-Verlag, Herrliberg-Zürich, 1945).

5 Märchen: »Springinsfeld und Sauerkloß«; Jahre später mit Illustrationen von Ambrosius Humm (Sohn von R. J. Humm) erschienen im Verlag H. R. Sauerländer, Aarau, 1954.

6 Meinrad Inglin (1893-1971), Schweizer Schriftsteller.

7 »Schweizerspiegel«, Roman, Staackmann, Leipzig, 1938.

8 »Die graue March«, Roman, Staackmann, Leipzig, 1935.

9 Marta Wassermann, die zweite Frau Jakob Wassermanns. Schrieb Romane unter ihrem Mädchennamen Marta Karlweis (Schwester des Schauspielers Oscar Karlweis).

10 Vom 5. bis 25. März 1939 war Humm Hesses Gast in Montagnola gewesen.

11 Vgl. hierzu Humms Schilderung auf S. 9.

12 Löwe, Architekt, Zwerg: die drei Katzen im Hause Hesse.

13 Hermann Hesse, »Die Morgenlandfahrt«. Eine Erzählung, Berlin, 1932.

14 Der Roman »Carolin«.

15 Berg, gegenüber von Montagnola.

16 Das Departement des Innern (Schweizer Bundesministerium) hatte Humm, auf Hesses Gesuch hin, tausend Franken geschickt.

29

1. April 1939

Lieber Herr Humm,

Sie haben uns sehr beschenkt, mit lauter guten und willkommenen Gaben; eine davon, das Nachwort zu »Dichtung und Erlebnis«, habe ich gleich gelesen und Ihnen herzlich beigestimmt und mich als Ihren correligionario¹ empfunden. Daß die Herkunft und verlorene Heimat des Dichters der Ort ist, wo der Mensch »bei sich selbst« ist, das konnte nicht klarer und schöner gesagt werden.

Ihre andern Gaben werden alle auch empfängliche Leser an uns haben. Nur ist es fraglich, ob wir vor Ninons Reise² noch zum Vorlesen Ihres Manuskriptes kommen; wir haben eine umfangreiche Pflichtlektüre, das Manuskript eines Freundes von Ninon, begonnen, und ich fürchte, das wird uns noch bis zu ihrer Abreise zu tun geben.

Haben Sie vielen Dank, für Ihren lieben Brief nicht minder als für die Bücher! Die Post bringt mir seit langer Zeit weit mehr Belastendes und Erschwerendes als Angenehmes. Daß Sie Freude an der »Morgenlandfahrt« haben, und daß Ihre Frau die Einleitung zum »Glasperlenspiel« gern und mit Zustimmung anhörte, sind mir willkommene Nachrichten, und werden gewiß auch dazu mit-helfen, daß ich nach sehr langer Pause dann wieder an diese Arbeit gehe.

Die Mädchen und die Katzen hat Ninon von Ihnen begrüßt. Wir

vermissen Sie auf unsern Hölzchenwegen; auf dem gestrigen habe ich es fertig gebracht, zwar eine Tasche voll Hölzchen heimzubringen, aber unterwegs im Walde aus der Tasche meine wichtigste Brille zu verlieren, wir haben schon etwa zwei Stunden erfolglos gesucht.

Jetzt kommt mit Ostern vermutlich einige Invasion³, mir unerwünscht, da ich seit Monaten nur sehr selten ohne Schmerzen bin, und auch sonst das gute Gewissen als Dichter, der von Lesern besucht wird, kaum aufbringe. Doch kommen auch andre, z. B. meine jüngere Schwester⁴ und eine nette Cousine aus Essen. Vorher soll ich noch nach Lugano gebracht und beim Coiffeur wieder präsentabel gemacht werden.

Haben Sie Dank, bleiben Sie mir wohlgesinnt, und seien Sie mit Ihrer Frau herzlich begrüßt von
Ihrem H. Hesse

1 Glaubensgenosse.

2 Nach Griechenland zu archäologischen Studien.

3 Gemeint sind die zahlreichen Besucher.

4 Marulla Hesse (1880-1953).

30 [Postkarte]

23. April 1939

Lieber Herr Humm!

Das war schön, daß Sie anriefen, meine Schwester berichtete mir. Meine Frau reiste damals gleich nach dem Gespräch mit Ihnen ab, via Genua, ihr Schiff mußte den Kurs ändern und den Peloponnes umfahren, sie kam gut in Athen an, seither kam noch ein Gruß aus Mykene.

Einige Tage später besuchten mich zwei Zürcher Lehrer, einer war Ihr Vetter¹.

Seien Sie beide herzlich begrüßt von Ihrem
H. Hesse

1 Dr. Bruno Humm, Sohn eines Vetters von Humms Vater.

31

Ende April 1939

Lieber Herr Humm!

Diese Karte¹ kam gestern zurück.

Ninon war ausgiebig im Peloponnes, schrieb dann von Athen,

hat noch einen Inselbesuch im Sinn, vielleicht Naxos, zu Kreta reicht es nun doch nicht.

Mich halten die Gelenkrheumatismen, hartnäckig wie noch nie, gefangen, immerhin habe ich häufig ein Feuer brennen und kann auch die nötigsten Briefe schreiben, zu mehr freilich reicht es nicht. Meine Schwester las mir das Buch von Inglin² vor.

Herzlich Ihr H

1 Die vorangegangene vom 23. 4. 39, die Hesse diesen Zeilen wieder beilegte.

2 Meinrad Inglin, »Schweizerspiegel«.

32

4. Mai 1939

Lieber Herr Hesse,

vielen Dank für Ihre Nachsendung! Endlich, endlich traf eine Ansichtskarte von Ihrer Frau ein; ich war schon in Sorge, es sei etwas schiefgegangen, und Frau Ninon übertrage es auf mich, weil ich ihr doch schließlich angeraten hatte zu gehen, und sei auf mich böse. Nun ist aber alles gut, und gewiß laufen auch die letzten Tage gut ab.

Neulich traf ich Ehrismann, der ein wenig in Sorge war, Sie könnten seine Darstellung des Dichters im elfenbeinernen Turm (in seinem neuesten Büchlein)¹ verübeln. Ich glaubte, ihn beruhigen zu dürfen. Hesse verstehe sehr wohl, sagte ich ihm, daß man ihn verschieden deuten könne, und er habe nichts dagegen, wenn man sich mit ihm auseinandersetze, gar in dieser Form. Das schien ihm eine gute Nachricht zu sein. Sie sehen, wie sehr Sie die Jungen beschäftigen.

Gestern waren meine Frau und ich bei Musil². Ich hatte aber keinen recht angenehmen Eindruck. Etwas lieblos, abstrakte Stubenluft, mürrisch, fast nur für grammatikalische Fragen zu bewegen. Vielleicht täusche ich mich.

Daß Ihre Rheumatismen Sie dieses Jahr so sehr plagen, schmerzt mich sehr. Das Wetter ist auch hier so kalt und feucht, daß, lebte ich nicht in meinem Buch³ wie in einem Backofen, ich sicher auch frieren würde. Ich schäme mich ordentlich zu gestehen, welcher Gesundheit ich mich erfreue; und wenn ich in meinem Buch wieder eine Schwierigkeit überwunden habe, dann fühle ich erst

recht, wie alle Nerven ruhig werden. Vielleicht stimmt da etwas nicht, aber ich habe eine solche Lust zur Gesundheit, eine solche Freude daran. Ich glaube, ich bin ein sehr urtümliches Tier. Und dazu habe ich zu diesem Glauben eine Einbildung, nämlich, ich brächte Glück, ich könne auch andere gesund machen, die Nötigen, die Wichtigen, die Lieben. Jedenfalls ist dieser Wille sehr stark und auf Sie angewandt ganz besonders stark.

Ich denke oft an Sie und an Montagnola. Dieser Aufenthalt war für mich sehr wichtig. Ich las übrigens ein sehr schönes Buch, das ganz zu diesem Aufenthalt paßt: Forsters Reise nach der Südsee¹. Sie kennen es gewiß. Hettner² schreibt darüber. Die Bibliothek hat es hier in der sehr schönen ersten Ausgabe, mit dem Buchzeichen eines Lavater. So war ich also viele Wochen in der Südsee.

Wir senden Ihnen beide herzliche Grüße

Ihr Humm

1 Albert Ehrismann, »Sterne von unten«; mit Zeichnungen von Robert S. Gessner, Verlag Oprecht, Zürich, 1939.

2 Robert Musil (1880-1942), Schriftsteller; emigrierte 1938 aus Wien in die Schweiz (Zürich, später Genf).

3 »Carolin«.

4 Georg Forster, Natur- und Völkerkundler, 1754-1794. Begleitete seinen Vater Johann Reinhold auf der zweiten Weltumseglungsfahrt von J. Cook (1772-1775).

5 Hermann Hettner (1821-1882), Kunst- und Literaturhistoriker in Jena und Dresden; mit Gottfried Keller befreundet. Schrieb eine Geschichte der englischen, französischen und deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (in 3 Bänden).

33

6. Mai 1939

Lieber Herr Humm,

Sie konnten mir keine größere Freude machen als mit Ihrem Brief. Daß Ninon Ihnen nicht eher schrieb, wundert mich nicht, sie versteht es, sich auf Reisen ganz unglaublich zu strapazieren, die Tage werden für die Reisen, Tempel, Museen ausgenützt, die Abende und halben bis ganzen Nächte zum Packen, zum Studieren der Reisebücher, Vorbereiten des Morgigen, Korrespondenz. Es ist jedesmal ein Wunder, wenn sie wirklich und nicht nur lebend, sondern angeregt und sogar einigermaßen erholt, wenigstens aber aufgefrischt wieder erscheint. Diesmal fürchte ich sehr, daß sie ihren Rückweg, den sie wohl eben antritt, noch wird über Prag leiten müssen, dortiger bedrohter Freunde wegen, was nicht nur eine riesige und strapaziöse Reise bedeutet.

Herr Ehrismann soll sich keine Sorge meinetwegen machen.

Wie sehr haben Sie mit Ihrem Loblied auf die Gesundheit recht! Es gibt ja eine Art, sie zu lieben und zu besingen, die der Nicht-gesunde schwer verträgt, aber bei Ihnen ist ja dafür gesorgt, daß nicht die Gesundheit um ihrer selbst willen, ich meine, ohne daß sie dem Geist Dienste leistet, gepriesen und gelebt werde, und Sie haben alles nur wünschbare Verständnis für die Nuancen der Nichtgesunden, die sich ja oft auf höchst komplizierte Art an den von ihnen gehaßten Gesunden rächen. Der lehrreichste Fall ist Nietzsche, er, der typische Astheniker und Intellektuelle, hat den Deutschen eine Lobpreisung der gesunden Bestie hinterlassen, an der die Bestie schon bedenklich erkrankt ist und einmal eingehen könnte.

Bei Ihren Worten über Forsters Reise fiel mir ein, daß noch ein anderer deutscher Literat eine Forschungs-Weltreise mitgemacht hat: Chamisso¹; auch diese Reise habe ich einst mit Vergnügen gelesen. Von Georg Forster besitze ich die Gesamtausgabe seiner Schriften in neun Bänden, die Gervinus in den 40er Jahren herausgab. G. Forster (der filius also) ist auch der Held des ersten Buches von Ina Seidel, das ich vor 20 Jahren mit Entzücken las².

Die nächste Zeit wird bei uns unruhig werden. In acht Tagen, vielleicht noch vor Ninons Heimkehr, heiratet unsre Köchin, die gute Marie, und bald darauf muß auch Ida fort, wieder nach Haus nach Italien, sie war manche Jahre bei uns. Und Ninon findet ohnehin nach ihren Ferien ein gutes Häufchen von Geschäften, Briefen, Abrechnungen, Emigrantenaffären etc. hier auf sie warten.

Mit Musil, fürchte ich, haben Sie recht. Ich teile die Bewunderung, die Ninon für ihn hat, aber bei mir ist sie nie zu Liebe geworden, und Ihr Eindruck überrascht mich nicht³.

Ich lege Ihnen einen Spaß⁴ bei, der mir grade dieser Tage wieder in die Hände kam, da ich ihn meiner Schwester zeigen wollte.

Löwe ist alt, still, etwas vergrämt, ganz meinesgleichen, Architekt liegt sanft auf Kanapees und Hosenbeinen und läßt Millionen Haare drauf zurück, und Zwerg wird immer hübscher, klüger, charmanter, aber nicht weniger scheu.

Seien Sie mit Ihrer Frau herzlich begrüßt von Ihrem H. Hesse

1 Adalbert von Chamisso (1781-1838), Dichter und Naturforscher; nahm 1815 bis 1818 an einer russischen Weltumsegelung teil, worüber er berichtet in seiner »Reise um die Welt« (zuerst erschienen 1821 unter dem Titel »Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise«).

2 Ina Seidel, »Das Labyrinth«, 1922.

3 Vgl. Hesses Rezensionen über »Der Mann ohne Eigenschaften« in H. H., »Eine Literaturgeschichte in Rezensionen u. Aufsätzen« bzw. WA Bd. 12, S. 470 f. und über R. M., »Nachlaß zu Lebzeiten« in »Bonniers Litterära Magasin«, bzw. in H. H., »Neue deutsche Bücher«, hrsg. v. Bernhard Zeller, Marbach, 1965.

4 Spaß – nicht mehr auffindbar.

34

9. Juni 1939

Lieber Herr Humm!

Die letzten Tage brachten mir wieder manche akute Aufgaben für Emigranten, darunter eine, bei der ich Sie um eine Hilfe bitte. Zugunsten eines Emigranten will ich einen Brief an Georges Duhamel¹ richten, und da ich fürchte, er verstehe nicht oder wenig Deutsch, bitte ich Sie, diesen Brief² in ein anständiges Französisch zu übersetzen und mir ihn baldmöglichst zu senden.

Verzeihen Sie die Belästigung. Vielleicht ist es unrecht von mir, nicht nur meine eigene Arbeit und Existenz von diesem aktuellen Sorgenkram auffressen zu lassen, sondern auch andre damit in Anspruch zu nehmen, also Sie und Duhamel. Aber ich tue es dennoch.

Wir haben schönen heißen Sommer, doch sehe ich eigentlich nur das von ihm, was sich im Garten abspielt; alle drei Tage ist ein andres Unkraut an der Reihe, das man ausraufen sollte, ehe es Samen streut. Siegreich steht dem Wandel der Witterung und Jahreszeiten die Gicht gegenüber, immer gleich wachsam und tyrannisch.

Addio, Grüße an Sie alle von Ihrem

H. Hesse

PS Noch etwas: Wissen Sie etwas von einem jungen Schweizer Dichter Max Mumenthaler³? Man bemüht mich seinetwegen. Ist er ernst zu nehmen, begabt?

1 Georges Duhamel (1884-1966), Schriftsteller und Arzt, Mitglied der Académie Française. Hesse hatte seinen Essayband »Spiegel der Zukunft« (1930) im »Bücherwurm« 16, H. 6, Pfingsten 1931, rezensiert.

2 War bis Redaktionsschluß nicht auffindbar.

3 Max Mumenthaler (geb. 1910), Versdichter und Romancier (Gedichteditionen »Vorwiegend heiter«, 1943, und »Wach auf, mein Herz, und singe«,

35

Anfang Juni 1939

Lieber Herr Humm!

Vielen Dank für die Übersetzung des Briefes an Duhamel! Im Moment bin ich in ähnlichen Sorgen mit Albert Ehrenstein¹, der seit vielen Jahren in der Schweiz lebt, den ich mehrmals schützen konnte, der jetzt aber von der Fremdenpolizei ultimativ ausgewiesen ist (Ende September) und nach Frankreich möchte, aber nicht weiß, wie ein Visum bekommen.

Die Gicht und die Augenschmerzen belagern mich nun seit acht Monaten, ich bin schon ganz dumm. Heut kommt mein jüngster Sohn² für zwei Tage, das freut mich. Das Wetter war gradezu höllisch, heut aber strahlt es wieder und tut, als wäre nichts gewesen.

Den beiliegenden Brief³ hat meine Frau abgeschrieben, weil er sie freute. Viele Grüße, auch Ihrer Frau!

H. H.

1 Albert Ehrenstein (1886-1950); expressionistischer Lyriker und Erzähler aus Österreich.

2 Martin Hesse,

3 Brief an H. H. von Kuno Fiedler (1895-1973), Pfarrer, Lehrer, Philosoph und Publizist; s. Anhang S. 285 f.

Durch seine theologischen Publikationen hatte sich Fiedler bei der ev. Landeskirche so unbeliebt gemacht, daß er 1932 vom Kirchendienst suspendiert wurde; 1936 wurde er von der Gestapo verhaftet, später konnte er in die Schweiz fliehen, wo er wieder als Pfarrer (in Graubünden) tätig war.

36

Zürich, den 1. Juli 1939

Lieber Herr Hesse,

auch ich möchte in der großen, dicken Post mit dabei sein und Ihnen recht viel Glück zu Ihrem Geburtstag wünschen. Es mögen Ihr Garten gedeihen und die Schmerzen ein wenig Ruhe geben und Sie das Gefühl ganz durchdringen, daß Sie wichtig, wichtig, wichtig sind! Diesmal sind Sie ein Sonntagsgeburtstagskind; wieviel wird sich verändert haben, bis Sie es in sieben Jahren wieder sind? Eines sicher nicht: Ihre Geltung, und das wunderbare Gefühl, das uns alle erfüllt, einen unter uns zu haben, der uns weiterführt. Das

ist so schön und gibt uns so viel Hoffnung, daß wir den Mut niemals verlieren können.

Als ich Ihre Abschrift¹ erhalten hatte, schrieb ich an Pfarrer Fiedler, um ihm zu sagen, wie sehr ich seine Ansicht teile. Er antwortete, und es stellte sich heraus, daß wir uns kennen. Wir hatten uns vor zwei Jahren bei Thomas Mann gesehen²; sein Name war mir nicht mehr in Erinnerung, aber wahrscheinlich blieb ein Anklang, weshalb ich ihm dann eben schrieb. Er meinte, daß das mangelnde Echo aus Deutschland Sie bedrücke. Ich weiß es nicht. Ich glaube aber nicht, daß Sie das Gefühl haben, man denke in Deutschland nicht an Sie. Ich glaube im Gegenteil, man denkt sehr viel an Sie. Nur ist es heute eine Zeit der leisen Zeichen, eine Zeit der *communio mystica*, die sich nicht laut aussprechen kann. Und in solch einer Verbindung stehen Sie ganz bestimmt zum besten Deutschland, das sich nicht äußern kann, aber niemals aufgehört hat, zu sein. Sie wissen besser als ich, daß es fast keinen großen Schriftsteller gab, der nicht eine Zeit der Dunkelheit hätte ertragen müssen. Verbannung, Gefängnis, Verkennung, das hat fast jeder erlebt, und nur das bürgerliche Jahrhundert hat uns hierin verwöhnt. Deutschland steht vor seiner großen Zeit; es erlebt seinen Bildersturm, seinen Puritanismus, in einer Abart, die wir entsetzlich finden; aber wissen wir, ob die alte puritanische Beschränktheit den Leuten nicht ebenso entsetzlich vorgekommen ist? Deutschland steht vor seiner »bürgerlichen« Zeit, die vielleicht einen sozialistischen Anstrich haben wird, weil die Epoche eine andere sein wird; in der aber die Freiheit und die Freude am geistigen Erlebnis auferstehen werden, viel schöner als zuvor. Deutschland hat die »große Torheit« erleben müssen. Es hat alles, was unvergoren in ihm laborierte, das alte germanische Wunderzeug, das es dauernd gedrückt, einmal herausgeben müssen. Die Völker lernen, wie die Menschen, nur durch die Erfahrung; aber ist diese Erfahrung einmal gemacht, dann können sich die Klugen im Lande darauf beziehen. Vorher können sie es ja nicht beweisen, daß es Unsinn ist; das kann man nur anhand der Tatsachen. Und hier steht Deutschland heute. Was es an Tollheit erlebt, wird ein Fundament sein für die, die weiterbauen. Geduld muß man haben, die Völker sind tausendjährige Tiere; aber in keinem Fall ist es so, daß Hitler der Lykurg³ wäre, der ein neues, dumpfes tau-

sendjähriges Sparta gegründet hätte. Dazu hat Deutschland zu wenig Berge um sich und lebt zu wenig in einer Ecke des Kontinents. Und es ist auch kein Makedonien, weil die anderen keine Perser sind. Kurz, auf Biegen oder Brechen, es wird sich umstellen müssen. Und vielleicht sind wir so weit am nächsten Sonntagsgeburtstag. Das ist, was ich Ihnen wünsche.

Einen lieben Gruß sende ich Ihnen, Gärtner des Feuers: Sie werden siegen!
Ihr Humm

1 Die Abschrift des Fiedler-Briefes vom 5. Juni 1939.

2 Kuno Fiedler war (seit 1915) mit Thomas Mann befreundet, taufte auch Manns jüngste Tochter Elisabeth; vgl. Thomas Mann, »Gesang vom Kindchen«.

3 Lykurgos, lat. Lycurgus, der legendäre Gesetzgeber Spartas, auf den die meisten staatlichen und sozialen Einrichtungen Spartas zurückgeführt werden.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 1. JULI 1939:

1. Juli 1939

Lieber Herr Hesse,

dieser Gruß soll Sie an Ihrem Geburtstag erreichen, damit Sie fühlen, daß unter vielen anderen auch ich in Dankbarkeit an Sie denke, für all die Wärme, Güte und Schönheit, die Sie uns geben. Ich zähle mich jetzt mit Stolz zu jenen, die das nicht nur durch einige Ihrer Schriften, sondern auch durch Sie persönlich empfangen durften. In meiner Erinnerung lebt immer die Glut Ihrer kleinen Feuer im Garten, und diese Glut ist mir ein Maß geworden für alle bösen und guten Dinge, die mir täglich zustoßen, und die uns die Geschichte bereit hält.

Traurig bin ich, so klein und arm zu sein, daß ich Ihnen gar nichts zurückgeben kann als meine herzliche Sympathie und den Wunsch, Sie mögen in Bälde das Ende dieser Sache erleben, die wir alle so satt haben. Welche Sache, ist wohl kein Rätsel.

Mit den herzlichsten Grüßen auch an Ihre Frau

Ihre Lili Humm

37

21. Juli 1939

Liebe Frau Humm!

Sehr verspätet danke ich Ihnen für Ihren lieben Brief und Glückwunsch. Unser Gastzimmer ist die letzte Zeit leer gestanden,

56

aber jetzt kommen wieder Gäste, zuerst mein Neffe¹, Musiker und Musikgelehrter aus Stuttgart, mit seiner Frau, er kommt im Josef Knecht als Ferromonte vor, und etwas später kommt für 14 Tage ein Jugendkamerad von mir², er ist zugleich mit mir einst im Jahr 1891 in die Klosterschule Maulbronn eingetreten.

Unsre Köchin hat geheiratet, ist aber noch für einige Wochen bei uns, der Mann hat zur Zeit auswärts Arbeit, um einen Ersatz für sie ist Ninon bemüht, sie plagt sich mit alledem viel, allzu viel. Statt Ida ist jetzt eine junge Montagnolesin da, eine Schönheit, aber so kurzsichtig, daß sie eine starke Brille trägt.

Wir sind müde und schlechter Laune, Ninon wegen der Mädchen-, der Emigranten- und anderer Sorgen, ich wegen der ewigen Belagerung durch Schmerzen, seit der Hitze ist zur Gicht auch ein schweres, im Nacken sitzendes Kopfweh gekommen, das mich selten losläßt. Aber das Feuer im Garten brennt doch recht oft, und manchmal geht sein Rauch blau gegen unser Tal hinab und nimmt alles mit, was eben noch wichtig und unvergeßbar schien. So habe ich auch ein neues Kapitel des Josef Knecht angefangen. Ich schreibe etwa alle acht bis zehn Tage zwei Sätze, aber es geht doch weiter.

Sie beide grüßt herzlich

Ihr H. H.

1 Carlo Isenberg (1901-1945), Sohn von Hesses Halbbruder Karl Isenberg.

2 Wilhelm Häcker (1877-1959), Altphilologe. Ein Wiedersehen und Zusammensein mit diesem ehemaligen Schulkameraden beschreibt Hesse in der »Nürnberger Reise«, WA 7, S. 115 ff.

Lieber Herr Humm,

danke für Ihre Karte. Wir sind betrübt darüber, daß Ihre Frau so krank ist, ich hätte gleich geschrieben, aber Sie haben ja wohl auch davon reden hören, daß Hitler seinen Amoklauf begonnen hat, da gab es auch bei uns Störungen: überstürzte Abreise unsres Gastes, meines Schulkameraden von Maulbronn her, der grade noch und mit größten Schwierigkeiten und Abenteuern seine Heimat wieder erreichen konnte; ferner hatten wir seit langem im Sinn zu bauen (Magdzimmer II, viele Reparaturen etc.), hatten uns davor gefürchtet und es hinausgeschoben, endlich

packten wir's an, der Architekt war zweimal da, alles gezeichnet, geprüft und beschlossen, der Tag des Baubeginns festgesetzt, und am Abend vor diesem Baubeginn wurde der Baumeister samt allen Arbeitern einberufen.

In der letzten Nummer der Büchergilde sah ich mit Vergnügen Ihren Rousseau angezeigt¹; schön, daß er fertig ist! Im selben Blatt setzte mich Ch. Strasser² durch ein eidgenössisches Gedicht von einer Tonart in Erstaunen, die ich keinem Kanton zuzuschreiben vermag.

Meine Söhne sind eingerückt. Im Dorf ist es unsäglich still, kaum ein Mann mehr zu sehen, nur noch zweimal am Tag ein Postauto, so daß man auch die Zeitungen spät bekommt.

Ich bin froh, daß ich vorher noch den Privatdruck der 10 Gedichte³ unter Dach brachte. Es dauerte ein halbes Jahr, nein länger, bis es gelang, mit allerlei Mühen und mehreren eher unangenehmen Enttäuschungen. Aber ich habe in meinen Sachen einen dickeren Kopf als mancher denkt und habe es durchgesetzt, im Gefühl noch einmal vor Ausbruch der Gewitter eine kleine private Don-Quichotterie begehen zu sollen. Es hat etwa 70 bis 80 Menschen eine aufrichtige Freude gemacht, darunter Emigranten im tiefsten Elend und jungen Deutschen in Kasernen; die übrigen paar hundert Empfänger haben das Ding nicht gelesen oder höchstens mit einer Postkartenzeile quittiert.

Sie merken, daß ich überflüssig viel Zeit habe. Es regnet nämlich, was herunter mag, ich bin im Hause eingesperrt, mit kaputten Augen, und Schreiben auf der Maschine ist das, was noch am ehesten geht, wenn ich Pausen einschalte. So bloß dazusitzen, Umschläge zu machen und an den Krieg zu denken, wäre ja nicht erträglich.

Grüßen Sie Ihre Frau sehr von uns, besonders von Ninon, der es umgekehrt geht und die gerade jetzt zu Briefen gar keine Zeit hat.

Herzlich Ihr H.

1 Humm hatte in jenem Jahr – auch während seines Aufenthaltes in Montagnola – für die Büchergilde Gutenberg die alte Reclam-Ausgabe von Rousseaus »Bekenntnissen« revidiert.

2 Charlot Strasser (1884-1950), Schweizer Psychotherapeut und Schriftsteller.

3 H. H., »Zehn Gedichte«, Privatdruck, Stämpfli, Bern, 1939.

Der Dichter Dr. Owlgläß (vom »Simplicissimus«) schrieb nach Empfang der »Zehn Gedichte«:

In eines Regenabends graue Blässe
Floß als ein holdes Licht
Gedicht mir um Gedicht
Aus Ihrer Zauberlampe, Hermann Hesse,
Da sitzt man nun, bewegt, beglückt, betroffen
Und neu bereit zu Glauben, Lieben, Hoffen.

39

Zürich, den 7. September 1939

Lieber Herr Hesse,

meine Frau kommt Samstag wieder nach Haus; dann wird sie dreieinhalb Wochen im Krankenhaus gelegen haben. Es war eine böse Zeit, als wäre mir nicht nur ein Ziegel, sondern ein ganzes Ziegeldach auf den Kopf gerutscht. Die Ungewißheit, ob man würde operieren müssen oder nicht, die Herzschwäche, die Müdigkeit, immer neuartige Störungen, kein Fieber und doch alles durcheinander – es war oft zum Verzweifeln. Schuld an dem Zustand war ein neuartiges Medikament, das zwar die Bazillen vertilgt, aber auch das Blut angreift.

Und dazu diese andere Verrücktheit in der Welt. Dann ein Dienstmädchen, das ebenfalls verrückt war. Ich mußte alle meine Papiere einschließen, aus Angst, sie würden eines Tages über den Schifflandeplatz fliegen. Unter anderem konnte sie meine Pfeife nicht leiden. Rauchte ich abends einmal eine Pfeife und legte ich sie in die Federschachtel, so war sie am anderen Tag verschwunden, und man fand sie in ein Manuskriptblatt eingewickelt in der Schuhwichsenkiste. Zuletzt war und blieb sie verschwunden. Schließlich ging sie fort, wobei sie Madelines Sagenbuch mitlaufen ließ. Seitdem habe ich mit meinen Kindern selbst gekocht und gehaushaltet, mit einem großen Schurz vor den Leib gebunden, was anfangs amüsant, später eher lästig war, besonders das Abwaschen. Seit gestern hilft uns eine kleine Nichte, und hoffentlich finden wir ein Dienstmädchen, das nicht zu teuer ist und doch nicht aus einer Anstalt entlassen ist.

Und dazu dieses Herumgedreht-Werden, seit dem Abschluß des deutsch-russischen Paktes. Ich konnte nicht mehr arbeiten, saß, wie schon seit Jahren nicht mehr, in Kaffeehäusern herum, kaufte Zeitungen, sprach Leute. Der Rest aller Emigranten, die hier leben, kam dauernd zu mir, besonders eine Menge Frauen; ich sollte sie alle aufrichten; dabei war ich selbst voller Sorgen. Meine Frau wurde im Krankenhaus halb verrückt, weil sie gerade in dieser schlimmsten Zeit liegen mußte. Wir hatten keine Vorräte und keine blaue Karte². Usw., usw. Jedem war die Zukunft abgeschnitten. Hier einer, der nach England wollte, um dort weiter zu bildhauern (übrigens ein ausgezeichneteter Bildhauer, Wotruba aus Wien, kennen Sie ihn?)³, und jetzt nicht mehr nach England kann; eine Frau, deren Mann sich am Monteceneri langweilt, dort als Sanitätshauptmann zehn Franken verdient, hier aber vierzig Franken laufende Spesen hat. Ein Ehepaar wollte nach Chile, eine wartet, daß sie zu ihrem Mann nach New York kann, eine andere will nach Kairo. Alle waren aus dem Häuschen. Ein bißchen Trost gewährte mir der Bächtold, der Autor des Tischelfink⁴. Der kam eines Abends (»Dritter Zug, Sammlung!« brüllt einer auf dem Schifflandeplatz und man hört Stiefel trampeln) von einem kurzen Wiederholungskurs, den er als 49jähriger Mann wieder mitmachen mußte, und erzählte mir, wie schön und ruhig diese Woche verlaufen sei. Er erzählte mir auch, wie solid und böseartig unsere Festungen am Rhein sind. Das war beruhigend. Jetzt ist er wohl wieder eingerückt. Der Architekt Fischli, ein feiner Maler, der wegen Dienstverweigerung schon gesessen ist, spaziert mit dem Seitengewehr im Arm (er ist Sanitäter) vor dem Hirschengrabenschulhaus auf und ab. Mein Freund Vaucher⁶ bewacht in Basel den Rheinhafen. Vor der Haustüre seiner Frau, der Tanzmeisterin Frau Wulff⁷ an der Rheinschanze, steht eine Kanone. Ganz Basel sei eine Festung, überall Barrikaden. Hier merkt man weniger. Die Staatsgebäude werden von alten Pfiffküssen mit schiefem Helm und krummen Beinen bewacht, Pfadfinder sind Milchmänner geworden, dauernd laufen blaue Luftschutztrupps durch die Straßen, auch Frauen in einer scheußlichen hellblauen Uniform und ebenfalls mit dem Helm auf dem Kopf, worunter sie verzweifelt aussehen, aber auf Schönheit wird nichts gegeben; der Krieg ist die Kunst des Häßlichen.

Ist das doch alles häßlich, scheußlich, garstig, niedrig, gemein!

Als vor zehn Tagen, mitten in der ärgsten Spannung, nach sinnlosen Gesprächen, Wotruba von seiner Kindheit zu erzählen begann, legten sich alle Gemüter, alle waren erfrischt und nach einer halben Stunde verließen wir das Kaffeehaus, als beträten wir einen neuen Planeten. Das war mir eine Lehre. Wenn ich einen treffe, rede ich seitdem nicht mehr vom Krieg, sondern von seiner Arbeit und von der meinen. Ich habe mich immer gescheut, mit meinen Freunden über mein Buch zu reden. Aber seitdem Krieg ist, finde ich, es sei immer noch ein besserer Gesprächsstoff, als sich über die Europäer und ihren Unsinn zu unterhalten. Die Schweiz ist mir der sechste Kontinent. Draußen beginnt das Gorillitikum⁸. Auch die alten Humanisten haben in Burgen und befestigten Städten gelebt und sich durch das schwefelige Gemüt der Mitmenschen nichts anfechten lassen. So oder so wird ja alles zugrunde gerichtet. Ich arbeite weiter, es geht langsam, aber es geht; die Ruhe kehrt zurück. Und dann noch dies, das merkwürdig ist: man hat es schon einmal erlebt, es kehrt einem die Jugend zurück und kräftigt einen, so kurios das klingt. Wenn ich alle die jungen Leute sehe, die helfen, alle so ergriffen und pflichtbewußt, wenn sie nur eine Armbinde tragen dürfen, so ernst und brav, muß ich ein wenig lächeln. Das alles kennt man schon. Man fühlt sich alt und weise, und darin findet man einen neuen Sinn, eine Zuversicht, man fühlt sich brauchbar.

Ich lese Ihren Brief wieder. Auch ich gehöre zu jenen, die die »Zehn Gedichte« nur mit einer Postkartenzeile quittiert haben. Ich konnte einfach nicht schreiben. Wir hatten uns so vernünftig eingerichtet, sahen voller Zuversicht in die Zukunft, seit einem Jahr konnte ich ruhig arbeiten. Und nun diese Krankheit und diese verrückte Zeit; zum ersten Mal in meinem Leben habe ich einmal abends ein Schlafmittel genommen. Aber Ihr Bäumchen⁹ hat mir doch viel geholfen, insbesondere das »Schwemmen, Schlämmen«; und wissen Sie, wie ich Ihnen einmal eine Zeichnung gab, worauf Sie ein Bäumchen halten?

Habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich mit Pfarrer Fiedler¹⁰ einen Briefwechsel hatte? Wir konnten uns zuletzt nicht einigen, weil er die Deutschen zu sehr haßt. Mir ist alles eins geworden. Hitler ist ein Kubinscher Angsttraum¹¹; aber auch einen Mann von siebzig

Jahren, der Krieg führt, finde ich widerlich. Er soll zurücktreten, mit seinem humanistischen Regenschirm¹².

Mein Kätzchen liegt unter dem Schreibtisch und schnurrt mich an. Mein Madeline kommt dreißig Rappen holen, um für die Katze Sägemehl zu kaufen. Auf dem Schifflandeplatz hört man Kommandos. Wir schauen hinaus. Schön geordnet, wie ein Zug Soldaten steht, liegen mitten auf dem Platz die blauen Stahlhelme der Leute. Sie sehen aus wie Menschen, die bis zum Helm in der Erde begraben wären.

Grüßen Sie Ihre Frau recht herzlich von uns.

Ihr Humm

1 Madelines Sagenbuch. Madeline: Humms Tochter, damals elfjährig. Sagenbuch: Meinrad Lienert (1865-1933), »Sagen und Heldengeschichten«.

2 Blaue Karte: Lebensmittelkarte.

3 Fritz Wotruba (1907-1975), österreichischer Bildhauer. Emigrierte 1938 in die Schweiz. Lehrte seit 1946 wieder an der Wiener Akademie.

4 Albert Bächtold (geb. 1891), Schaffhauser Mundartdichter. Das erwähnte Buch »De Tischelfink«, Roman, Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1939.

5 Hans Fischli (geb. 1909), Zürcher Architekt, Maler und Bildhauer.

6 Charles Ferdinand Vaucher (1902-1972), Basler Kabarettist, Regisseur, Schauspieler, Radiotexter und -sprecher.

7 Katja Wulff (geb. 1890), Tanzmeisterin, Schülerin von Rudolf von Laban; wohnt in Basel, wo sie heute noch etwa 100 Schüler hat.

8 Das Gorillitikum, auch Gorillikum: eine von Humm damals geprägte Bezeichnung der Entwicklungsstufen der Nationen.

9 In einem der »Zehn Gedichte« Hesses, dem »Tagebuchblatt« (April 1939), heißt es: »... Und pflanzte in die Grube einen Baum / Umgab ihn freundlich mit der torfigen Erde, / Goß sonngewärmtes Wasser langsam zu / Und schwemmte, schlämmte sanft die Wurzel ein.«

10 Kuno Fiedler, s. Anm. S. 54.

11 Kubinscher Angsttraum, nach Alfred Kubin (1877-1959), Zeichner und Schriftsteller. Bekannt sind vor allem seine oft unheimlichen und spukhaften Illustrationen zu großen literarischen Werken, u. a. von E. T. A. Hoffmann, E. A. Poe und F. Dostojewski. – Kubin war auch mit Hesse befreundet (illustrierte Buchumschläge zu »Die Morgenlandfahrt« und »Der lahme Knabe«). Die Edition des umfangreichen Briefwechsels zwischen Hesse und Kubin wird vorbereitet.

12 Humanistischer Regenschirm: der berühmte Regenschirm des damaligen britischen Premiers Arthur Neville Chamberlain (1869-1940).

Lieber Herr Humm,

vielen Dank für Ihren Brief, ich kann mit Ihnen fühlen. Der Kuno Fiedler, mit dem Sie Briefe wechselten, ist ein ganz feiner Kopf und Mensch, aber von der deutschen Hysterie ergriffen, ich

kenne das und weiß, wie der Deutschenhaß aussieht, wenn er zugleich Selbsthaß ist. Eine kleine Selbstbestrafung habe auch ich soeben vollzogen, das ist der Grund, warum ich nur diese paar Zeilen zusammenbringe: ich habe mir gestern die rechte, heute die linke Hand bei der Gartenarbeit verletzt, beide sind verbunden und fast zu nichts zu brauchen, das Tippen geht auch nur höchst langsam und ungeschickt.

Meine Frau ist sehr in Sorge um Verwandte und Freunde in Polen, und um ihre Schwester in Rumänien¹. Man ist, so scheint es, mit allem Pech und Jammer auf der Welt verschwägert.

Ihnen beiden viele Grüße von Ihrem

H.

¹ Die Schwester: Lilly Kehlmann, geb. Ausländer, konnte 1948 aus Rumänien auswandern in die Schweiz, später nach Frankreich, von 1953-1972 lebte sie in Amerika, jetzt in Wien.

41

28. September 1939

Lieber Herr Humm!

Ich hätte Ihnen schon lang gern einen Brief geschrieben, aber es hat nicht gereicht, nicht die Kraft, nicht die Laune, nicht die Augen. Das Versagen in der Korrespondenz ist mir recht unbehaglich und beschämend, es ist ein Gebiet, auf dem ich die zunehmende Senilität nicht verbergen kann, wie ich's gern täte.

Der Krieg findet in unserm Haus, das ja in zwei Appartements geteilt ist, geteilte Aufnahme. Meine Frau interessiert sich glühend für ihn, hat eine Luganeser und jetzt auch noch die Zürcher Zeitung abonniert, ich erlaubte es sehr ungern, liest alles und fragt mich viele Male im Tag, ob Rußland übermorgen schon Bessarabien werde besetzt haben, und ob das, was der Referent des Manchester Guardian vorgestern über Stalin gesagt habe, nicht doch zu optimistisch sei. Soweit Ninon. Ich dagegen interessiere mich für die Weltgeschichte ganz und gar nicht, es ist mir alles einzelne vollkommen wurst, und ich gebe mir große Mühe, das alles so weit weg zu drängen, daß ich je und je eine Viertelstunde mit intakten Gedanken beim Josef Knecht sein kann. Es wird sich nun zeigen, wer gewinnt, Ninon oder ich. Freilich hat sie überall Verwandte und Freunde, wo geschossen und gebrannt wird, in Warschau, Kattowitz, Lemberg, Krakau, ihre Heimat ist ja Czernowitz.

Ich habe Ende August ein paar Knittelverse zum Krieg gemacht¹. Ich schickte sie der National Zeitung. Da ich nicht Antwort bekam, fragte ich nach vier Wochen an und erfuhr, man habe nie etwas von mir erhalten, aber in den letzten Wochen seien zwischen der Redaktion und ihren Mitarbeitern eine ganze Menge Briefe verlorengegangen. Aha, dachte ich, und dachte an mehrere Sendungen von mir, die ebenfalls in letzter Zeit verschwunden und verloren sind.

Vorgestern habe ich wahrscheinlich eine große Dummheit begangen: ich habe einen neuen Vertrag mit dem Verlag S. Fischer unterzeichnet. Falls also bald eine deutsche Inflation etc. kommt, ist dafür gesorgt, daß die Weltgeschichte und mein Privatleben weiterhin hübsch verbunden bleiben. Ich tat es lediglich der Person meines Verlegers² zuliebe; er ist ein, wie ich glaube, vollkommen treuer Mensch, und auf so einen zu bauen, schien mir trotz allem besser als alles andre.

Es wird kalt. Ich klappre mit steifen Fingern. Drunten laden die Arbeiter Backsteine ab, es sieht aus, als wollen sie ein zweites Haus bauen, so groß sieht das Zeug aus.

Ihr letzter Brief an Ninon machte mir große Freude!

Ihnen beiden alle guten Wünsche von Ihrem

H. Hesse

1 »Kriegerisches Zeitalter«, enthalten in: »H. H. Gesammelte Schriften«, Frankfurt/Main, 1957, Bd. 5, S. 779 ff.

2 Peter Suhrkamp, der 1936 den in Deutschland verbliebenen Teil des S. Fischer Verlages übernahm.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 28. SEPTEMBER 1939:

Aus dem Brief einer deutschen Dame. Mitte September 1939:

Anfang August sahen wir in Bayreuth in der Tristanaufführung den Führer. Er sah abgespannt und vergrämt aus, als ob er jede Nacht mit schweren Entschlüssen ringen müßte. – Ich würde ihm schon zutrauen, daß er mit einem genialen Staatsstreich die andern aus dem Sattel hebt. Keiner liebt Deutschland so wie er.

Wir verfolgen die Schritte unsrer Soldaten auf der Landkarte. So mancher reizende Kerl ist dabei – schade um jeden deutschen Soldaten, der für dieses Pack dahinten fallen muß.

Diese Zeilen stehen im Brief einer Gutsbesitzersfrau in Sachsen, einem Brief, der sehr schön und kultiviert beginnt. Diese Frau ist weder dümmmer noch roher als der gute Durchschnitt der Frauen aus der bessern Gesellschaft.

42

Zürich, den 30. September 1939

Lieber Herr Hesse,

meine Frau liegt noch im Bett, sie liegt immer den ganzen Morgen, es geht ihr aber bedeutend besser, sie ist sogar sehr übermütig und ist nachmittags schon im Estrich und im Keller herumgestiegen, um Ordnung zu machen. Wir haben jetzt ein prächtiges Dienstmädchen, wie wir noch nie eines gehabt haben. Dazu kam gestern meine Mutter und brachte einigen Finanzsukkurs, und so scheint sich allmählich alles wieder einzurenken. Es war eine schreckliche Zeit! Zweieinhalb Monate und gerade während dieser schlimmsten Spannung.

Ihr lieber Brief kam soeben an. Er ist so frisch und wagemutig. Er liegt hier auf meinem Tisch und sagt mir, ich solle wagen.

Ich brüte seit Wochen an einem Plan herum. Ich möchte Ihnen davon erzählen. Er ist ein Kriegsplan, aber ein friedlicher, ja er ist so recht ein Plan gegen den Krieg. Ich glaube, ich darf ihn Ihnen einmal unterbreiten.

Wir Schweizer haben keine Literaturzeitschrift; ich grüble darüber nach, wie man uns zu einer solchen verhelfen könnte. Es müßte gehen. Man müßte die Leute beim Ehrenpunkt packen. Wir Schweizer können uns einfach nicht entfalten, wir sind eingesperrt, das Publikum ist eingeschlafen, niemand tut etwas für uns. Es müßte endlich etwas getan werden. Wie wäre es, wenn man einen schönen Angriff auf alle diese schlafenden Gemüter machte. Wendet man sein bestes taktisches und strategisches Können an die Sache, dann müßte es gehen.

Meine Frau hat einen Onkel; dieser Mann ist schwer reich. Er war in Amerika Mitgründer einer riesengroßen Chemiefabrik¹. Ich habe ihm einen langen Brief geschrieben. Er ist zwar kein großer Literaturkenner, aber ein lieber Mann, und er war von der Idee sehr eingenommen; er erklärte nur, er habe augenblicklich zu viel mit seiner Landwirtschaft zu tun, aber er werde sich die

Sache überlegen. Ich müßte ihn auf andere Weise wieder stupfen können. Er kennt die reichsten Leute in Zürich. Eine ganze Plejade von Millionären, die auch geistig interessiert sind, hängt mit diesem Onkel zusammen. Man sollte die Leute in Bewegung setzen können.

Gelingt es, einige zu gewinnen, dann kann man Geld auch von einer anderen Seite bekommen, nämlich von der Pro Helvetia². Diese Gesellschaft wurde diesen Sommer vom Bund gestiftet mit einem jährlichen Beitrag von einer halben Million Franken nur für kulturelle Zwecke. Es müßte doch möglich sein, von ihr etwas loszueisen.

Die Zeitschrift stelle ich mir vor etwa wie die deutsche Rundschau von Fischer³, etwas anders im Format und anders in der Einteilung, aber doch als reine Literaturzeitschrift. Sie müßte eine deutschschweizerische Zeitschrift sein, jedoch so, daß sie auch Beiträge von Autoren aufnimmt, die mit der Schweiz zusammenhängen (etwa Brentano⁴, Musil, Kesser⁵ usw.) und hie und da auch einen Welschen, in Übersetzung. (Die Welschen haben eine ausgezeichnete Literatur, sie bilden eine richtige »welsche Schule«.) Die Zeitschrift müßte etwas vorstellen und gut aussehen, und müßte auch gut bezahlen können, sonst hat sie keinen großen Wert.

Das sind nur einige Andeutungen. Mit diesem Plan trage ich mich schon lange; ich wollte immer nur warten, bis mein Buch fertig wäre⁶. Ende des Jahres bin ich damit so weit; aber ich möchte doch heute schon anfangen zu sondieren.

Das Problem ist, bei welchem Zipfel ich die Sache anpacken soll; wie ich den Anfang mache.

Nun dachte ich mir Folgendes. Sagt es Ihnen zu, Herausgeber einer solchen Zeitschrift zu werden, sie den Schweizern gewissermaßen zu schenken, und mich als Ihren »Ferdinand Lion«⁷ darin zu verwenden? Das wäre natürlich der schönste Weg, der ebenste; die Zeitschrift säße damit sofort mitten im Herzen des Publikums und der Autoren.

Falls Sie sich aber diese Sorge nicht aufbürden wollen; wären Sie bereit, mir sonst ein wenig zu helfen? Ich weiß heute selber noch nicht genau wie, aber vielleicht können Sie einige Freunde für diesen Plan erwärmen?

Vielleicht langweilt es Sie, daß ich Sie mit dieser Idee bemühe;

dann sagen Sie es mir. Man kommt auf solche Pläne natürlich in meiner Lage nur, wenn man hofft, damit eine Stellung zu gewinnen, ein gesichertes, kleines Einkommen. Ich wäre die Redaktion und meine Frau die Administration; sie hat auf dem Werkbund sehr viel gelernt, das nützlich sein könnte. Eine solche Zeitschrift ist jedenfalls längst fällig; man spricht schon lange davon, daß sie notwendig wäre; sie wird aber nicht gemacht, und wie ich es mir auch überlege, ich komme immer darauf zurück, daß ich der Gerufene oder Berufene bin, sie zum Leben zu erwecken.

Bitte, bitte, lieber Herr Hesse, wenn Sie mir jetzt einen Kübel Wasser über den Kopf schütten müssen, dann wärmen Sie es erst ein bißchen. Mir ist angst und bange, daß ich Ihnen diesen Brief geschrieben habe.

Grüßen Sie Ihre Frau recht herzlich. Wir denken viel an sie.

Herzlich Ihr Humm

1 Monsanto.

2 Pro Helvetia: Schweizer Gesellschaft »Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung und Förderung der schweizerischen Kultur im Innern des Landes und zur Kulturwerbung im Ausland«, gegründet 20. 10. 1939. 25 Mitglieder, die vom Bundesrat gewählt werden. Sekretariat in Zürich.

3 Gemeint ist die Zeitschrift »Neue Rundschau«, früher »Neue Deutsche Rundschau«.

4 Bernard von Brentano (1901-1964), sozialistischer Schriftsteller, Emigrant.

5 Hermann Kesser (1880-1952), deutscher Schriftsteller, Emigrant.

6 Der Roman »Carolin«.

7 Nach dem Beispiel der von Thomas Mann herausgegebenen Zeitschrift »Maß und Wert«, deren Redakteur Ferdinand Lion war. Siehe auch S. 35.

43

4. Oktober 1939

Lieber Herr Humm!

Danke schön für Ihren Brief, wenn er mich auch recht in Verlegenheit bringt. Denn der Zeitschriftenplan ist nichts für mich, und auch ich bin nicht der Mann für ihn. Da gehört erstens ein jüngerer, eifrigerer und gläubigerer Mann her, und dann dürfte er für eine nationale Schweizer Zeitschrift nicht so ein hergelaufener Halb-und-halb-Schweizer¹ sein wie ich, dem jeder bei jedem Anlaß auf die Schulter klopfen und seinen Mangel an Echtheit vorhalten kann.

Hingegen bin ich natürlich bereit, Ihren Plan zu unterstützen, ihn mit zu empfehlen etc. bei Behörden und Privaten. Wieweit ich als

Mitarbeiter in Betracht käme, läßt sich im voraus nicht sagen; es ist ja nicht wahrscheinlich, daß ich außer dem Josef Knecht, an den ich nun bald acht Jahre gewendet habe, noch viel andres schreiben werde, und auf etwaige weitere Kapitel dieses Knecht haben »Corona« und »Neue Rundschau«² alte Rechte. Doch ließe sich da immerhin etwas tun, z. B. ältere Sachen von mir abdrucken, auch Gedichte, so daß der Name des öftern dastünde; ich würde da auch nicht heftig auf Honoraren bestehen, solange Sie Anfänger sind.

Die allgemeinen Bedenken gegen einen solchen Plan sind Ihnen so gut bekannt wie mir; Sie wissen, es hat eine Reihe ähnlicher Zeitschriften gegeben, und keine hat sich lang halten können. Vielleicht hilft heute der Appell ans Nationale mehr als früher, ich will es hoffen. Wie die Zeitschrift aussehen soll, darüber müßten wir uns einmal unterhalten können. Das Wichtigste scheint mir: woher werden die Beiträge kommen? Ohne Mitaufnahme der populären Erzähler wird es kaum gehen, und wer zieht da die Grenze zwischen Literatur und Kitsch?

Nun, das werden Ihre Sorgen sein.

Wir haben noch nicht geheizt und frieren am Abend ziemlich, ein paar Tage wird es wohl noch so gehen. Daß es Ihrer Frau besser geht und sie vergnügt ist, und daß Sie eine gute Magd haben, das hat uns sehr gefreut. Bei uns soll heut abend eine Köchin eintreten. Quod Deus bene vertat³.

Es reicht nicht zu mehr, ich habe große Mühe mit den Augen. Sonst geht es ordentlich. Ninon grüßt Sie beide herzlich. In guter Freundschaft Ihr

H. Hesse

1 Hesse, obwohl gebürtig aus Calw, Württemberg, besaß als Kind die Schweizer Staatsbürgerschaft; zum Eintritt in die Klosterschule Maulbronn wurde er deutscher Staatsbürger, seit 1924 dann wieder Schweizer.

2 »Corona« und »Neue Rundschau«, die einzigen deutschen Zeitschriften, in denen Hesse regelmäßig seine Vorabdrucke veröffentlichte.

3 Lat.: Was Gott zum Guten wenden möge.

druck war unvollständig), lege ich eine Briefkopie bei, die Ninon gemacht hat.

Mir geht es, seit die Tage kurz geworden sind, mit den Augen unerfreulich, sonst wie immer. Seit sieben Wochen ist das Haus voll Arbeiter. Immer noch besser als Krieg.

Es grüßt Sie

Ihr H. H.

1 Das Gedicht »Chinesisch« (1937), vgl. H. H., WA, Bd. 1, S. 110.

BEILAGE ZUM BRIEF VON ENDE OKTOBER 1939:

(Antwort auf einen Brief, in dem ich aufgefordert wurde, doch öfter »Aktuelles« zu schreiben)

... Danke für Ihren lieben Brief. Ihre Auffassung über die Aufgabe des Dichters, oder seine Funktion im Ganzen der Gesellschaft, teile ich nicht ganz. Der Dichter unterscheidet sich vom normalen Menschen hauptsächlich dadurch, daß er weit stärker individualisiert ist als jener, und so wie er ein Dichter nur werden konnte, indem er diese Individualisierung ohne Rücksicht auf die Normalität und ihre Anpassungsforderungen vollzog, so kann er als Dichter, wenn etwas dabei entstehen soll, nur seinem eigenen Thermometer und Barometer folgen, das oft von dem der Allgemeinheit abweicht. So glaube ich auch kaum, daß ich zu diesem Krieg noch etwas werde zu sagen finden, nachdem ich (zu meiner eigenen Verwunderung übrigens) jene Verse¹, Knittel- und Gelegenheitsverse, hingeschrieben habe.

Im übrigen muß ich meinen eigenen Forderungen und der Ökonomie meines eigenen Lebens folgen. Ich bin, ein alter und ziemlich verbrauchter Mann, vor etwa neun Jahren dazu gekommen, mich auf den Versuch einer Dichtung einzulassen, deren Problematik völlige Hingabe verlangt, und der ich denn auch den Rest meines Lebens widme. Seit mehr als acht Jahren arbeite ich an ihr und habe mich so sachte von allem andern zurückgezogen, um bei meinem Gespinnst zu bleiben, einerlei ob es eine wertvolle Arbeit oder eine Schrulle sei. An dieser Arbeit, von der seit manchen Jahren einzelne Teile da und dort auch gedruckt wurden, muß ich nun bleiben, sonst wären diese Jahre weggeworfen.

Übrigens nährt der Krieg, den wir beide hassen, sich ja von seiner ewigen Tendenz nach »Totalität«. Wenn Krieg ist, so schießen

nicht bloß die Soldaten, die Schullehrer tragen Helme und die Bäcker wetzen Bajonette, sondern noch jeder kleine Bub strebt danach, eine Binde um den Arm zu kriegen und kein Bub mehr zu sein, sondern ein Funktionär des Krieges. Je mehr der Dichter dieser Tendenz nachgibt, je mehr er dem Krieg das Recht zugesteht, über ihn zu verfügen, desto weiter kommt er von der Dichtung weg, für die es den Begriff der Aktualität nicht geben darf.

H. Hesse

1 »Kriegerisches Zeitalter«.

45

20. November 1939

Lieber Herr Hesse,

die kleine Schrift¹ schicke ich Ihnen als ein Zeichen, aber ohne Genialitätsanspruch. Sie ist ein Vortrag, den ich für die Büchergilde hielt, die damals gerade den Don Quijote neu herausgegeben hatte; ich hielt ihn dann an anderen Orten und zuletzt bei der Oltner Buchgemeinschaft, die ein bibliophiles Buch daraus machen wollte. Das Papier soll das kostbarste in ganz Europa und das Wasserzeichen eins der ältesten sein. Die Schrift auf dem Rücken, sonst in Gold, hier in Braun, ist eine alte spanische Schrift.

Sie haben mir zwei liebe Briefe geschrieben, eine Antwort auf meine Zeitschriftidee, die so schnell kam, und einen mit der Kopie eines Briefes über die aktuellen Aufsätze². Ich erlaubte mir, diese Kopie hie und da einem Freund zu zeigen, wenn man gerade die Frage, wie man sich zum Krieg stellen soll, besprach. Die »Zehn Gedichte«, die Sie mir im Sommer schickten, hat mir ein Freund entführt. Es lag Ihr Begleitbrief noch darin, und da ich neulich in einem Vortrag über den alten Lavater es als eine Unsitte hinstellen hörte, daß man Briefe zeige, habe ich Gewissensbisse. Aber ich hoffe, Sie sind weitherziger. Ich zeige Ihre Briefe eben manchmal gern, aber nur ganz intimen Leuten.

Die Idee mit der Zeitschrift schläft. Ich habe zu viel Arbeit mit meinem Buch³. Das war auch der Grund, warum ich Ihnen nicht schrieb. Der Kopf raucht mir. Erst gestern abend bin ich mit einer großen Schwierigkeit fertig geworden, mit drei Kapiteln, mitten im Buch, die ich immer vernachlässigt hatte und die jetzt, wo es galt, ein sauberes Manuskript herzustellen, nachgearbeitet werden

mußten. Sie standen vor mir wie ein Berg, und sie sind auch kurioserweise der Berg des Buches, und es wird darin auch ein Berg bestiegen, und der Inhalt läuft auf eine Gegenüberstellung der blauen Blume der Romantik und der goldenen Blüte der Chinesen hinaus. Es ist ein merkwürdiges Buch, und entsetzlich lang, ich verschwatze mich darin und tue es so gerne. Aber ich werde mein Buch erst verstehen, wenn es fertig ist.

In der Rundschau las ich neulich ein Stück aus dem Josef Knecht⁴, und mit Ihrer Sprache erging es mir wieder sonderbar. Es war eine Stelle, in der nur von abstrakten Dingen die Rede war, und doch sah ich durch alle Ihre Sätze Tomaten und Blumen, und zwar nicht, weil ich weiß, daß Sie in Montagnola unter Tomaten und Blumen leben, sondern, weil sie in den Sätzen drin leben, obschon von solchen gar nicht die Rede ist. Wo man Ihre Bücher auch aufschlagen mag, es lächelt Sonne durch die Zeilen. Mir geht es dann so, daß ich nicht weiter lese, sondern mit dieser Sonne nach Hause gehe. Aber ich werde das Stück nächstens zu Ende lesen.

Hier haben wir Föhn, Regen, Sturmweather. Meiner Frau geht es besser. Sie hat diese Woche wieder angefangen, auszugehen, aber noch die vorige Woche stellte sich bei dem Versuch Temperatur ein.

Gehen Sie dieses Jahr nicht nach Baden? Grüßen Sie herzlich Ihre Frau. Ich hoffe immer, ich sehe sie einmal auftauchen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr Humm

1 R. J. Humm, »Don Quichote und der Traum vom Goldenen Zeitalter«, Essay. Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten, 1939.

2 S. Beilage zu Brief Nr. 44.

3 »Carolin«.

4 Das Kapitel »Studienjahre«, das im Oktoberheft der »Neuen Rundschau« vorabgedruckt war.

Lieber Herr Humm!

Ihr Brief und Ihr Geschenk haben mir einen guten Tag gemacht, denn zum Glück waren wir nicht grade in ein dickes Buch verbissen, sondern trieben eine Lektüre, die sich leicht unterbrechen ließ, und konnten den Don Quichote sofort lesen. Wir waren beide von der Art, wie Sie ihn aktualisieren, gewonnen und

entzückt, auch ergriffen, und sahen Sie, den lieben Hausriesen, tapfer zu Roß die Lanze für das so Schwache und Belächelte und mit Füßen Getretene und doch Unsterbliche und Heilige brechen, jenes Naturrecht, jene Sage vom Menschen und seinen untilgbaren Bedürfnissen und Rechten.

Die »Zehn Gedichte« kann ich Ihnen zum Glück noch einmal senden, mit der Bitte, sie nicht mehr oder nur an Verlässliche wegzuleihen, denn es sind bloß einige wenige Exemplare mehr da.

Daß Ihr Don Quichote in diesem kostbaren Kleid auftritt, macht mir auch Spaß und paßt ganz gut. Ich habe ohnehin, obwohl ich selber kein echter Bibliophile bin, für diese Spiele immer Sympathie gehabt, und heute haben sie für alte Leute noch den Charme mehr, daß sie an eine Zeit erinnern, wo Friede war und wo man mit einem Hundertstel von dem, was heut die Rüstungen und Kriege kosten, in allen Dingen des Lebens einen kindlich-üppigen Luxus treiben konnte, was nicht groß und wichtig und vorbildlich, aber sehr viel hübscher war als der ganze geistlose und krampfge Heroismus mit ewig zusammengebissenen Zähnen, der der Schmuck des heutigen Menschen ist.

Was Sie mir über Ihre Lektüre im Josef Knecht schreiben, ist mir sehr lieb. Denn bei der Gebrechlichkeit und den vielen Behinderungen meiner Produktion seit einigen Jahren habe ich natürlich die Befürchtung, es werde im Knecht allzu abstrakt, verklügelt und gewollt geistig zugehen, je und je gespürt, und bin froh, daß die drei »Lebensläufe« Knechts, das am meisten Dichterische im ganzen Buch, schon geschrieben sind. Nun bin ich froh, von Ihnen zu hören, daß Sie in der Sprache Knechts doch Vögel singen hören.

Nein, mit Baden ist es dies Jahr nichts. Aber vielleicht wird es im Lauf des Winters Ihnen einmal möglich, wieder ein wenig zu uns zu kommen. Wir leben hier übrigens vorläufig vom Krieg viel unbehelligter als Sie, Land und Leute sind ruhig, niemand spürt direkte Gefahr, es gibt keine Masken und Schutzkeller, in dem uns vertrauten Umkreis auch keine Befestigungsarbeiten etc.

Addio, haben Sie Dank, grüßen Sie Ihre Frau von mir, und denken Sie freundlich an Ihren

H. Hesse

Lieber Herr Hesse,

ich bin ein säumiger Briefschreiber, aber ein warmer Drandenker; das Verzögern ist wie ein langes Abendrot über dem jeweils letzten Ihrer Briefe. Um den letzten, den ich von Ihnen erhielt, tut es mir fast leid, daß ich ihn durch Bestätigung und Erwiderung zurücksinken lasse in die Nacht der Zeit. Mag er dort leuchten wie ein Stern. Es war so ein schöner Brief! Erst haben Sie mir so viel Gutes über mein Schriftchen gesagt, dann haben Sie mir die »Zehn Gedichte« wieder geschickt, und dann haben Sie mich obendrein wieder nach Montagnola eingeladen. Den Teil, der sich mehr über das Bibliophile ausläßt, habe ich vor bald drei Wochen in Olten vorgelesen, als mir das gebundene Exemplar nach einem guten Nachtessen überreicht wurde. Es sind nette Leute, und Ihre Worte haben sie herzlich gefreut. Zufällig war an dem selben Abend Ihr Ausschnitt aus der Weltwoche¹ angekommen.

Mein Buch² habe ich vorgestern endlich auf die Seite gelegt. Es war eine Plage. Ich muß jetzt den Abschluß schön zu Ende führen, darum lasse ich es liegen. Es hat sich wieder Arbeit eingeschoben, die mich bis Mitte Januar in Anspruch nimmt, und so hoffe ich, Ende Januar, vielleicht aber auch erst Mitte Februar von diesem Volumen (»Volume« ist ein ausgezeichnetes Wort für »Band«) entlastet zu sein. Ich mache darin einen sehr gewagten Versuch für unsere verwahrloste, materialistische Zeit. Ich führe eine Dame zuletzt durch die Unterwelt, und ich sage ausdrücklich, daß ich dies täte, um dem Leser handgreiflich zu machen, daß der Sinn eines Geschehens sich nicht durch die dialektische Vernunft, sondern nur durch die Bildkraft der Phantasie ergeben kann. Ich zeige ihm, wie eine gequälte, ausweglose Situation sich in einer Bilderfolge befreit, und wie der Mensch, der sie erlebt, endlich gereift wird. Das muß aber gelingen, und es ist auch gelungen, nur der allerletzte Schluß fehlt noch. Hier lasse ich auch jenen Peter den Pflüger³ auftreten, von dem ich mit Ihnen im Frühjahr sprach und den ich inzwischen gelesen habe. Dieser Langland aus dem XIV. Jahrhundert war ein recht lieber Kerl, und was mir am meisten Spaß machte und ich neulich entdeckte: er war auch ein langer Kerl. Er hat ein Zwiegespräch mit der Vernunft und dem Gewissen, die ihm sein müßiges Leben vorwerfen, und er hält ihnen vor: er sei zu lang,

um sich wie ein Bauer zur Erde zu bücken, und es sollten Geistliche überhaupt nicht zu schweren körperlichen Arbeiten angehalten werden, ebensowenig sollten sie an Schlachten teilnehmen müssen. Er hat alles Kriegerische und Heldische gehaßt. In einem Abschnittchen seiner Visionenfolge erzählt er kurz sein Leben, und als ihn dann Gewissen und Vernunft ermahnt haben, nur ja recht bald das neue Leben zu beginnen, schließt er: Also ging ich zur Kirche, den Herrn zu ehren; über das Kreuz auf meinen Knien schlug ich mich auf die Brust, seufzte über meine Sünden, sagte meine Gebete weinend und schluchzend her, bis ich darüber einschlief . . . Und dann hat er eine neue Vision.

Diesem Peter begegnet zuletzt meine Frauensfigur, sie muß ihm folgen, und er geht über den Planeten und pflügt alles um: Parteien, Regierungen, Grenzen . . . Dieser Schluß ist aber vorerst noch in meinem Kopf, auf dem Papier noch nicht. Es ist ein entsetzlich langes Buch, und was mir Sorge macht, daß über dem Zwang der Gestaltung und dem endgültigen Zusammenschreiben von Teilen, die aus verschiedenen Jahren in verschiedenen Fassungen (und Auffassungen) vorlagen, die Sprache oft zu kurz kam, viele Wendungen schwerfällig ausfielen, und daß ich, wollte ich das alles besser pflegen, das Buch wieder ein Jahr lang überarbeiten müßte. Aber ich muß es herausgeben. Ich habe ja Zeit, es noch ein paarmal durchzulesen, vieles läßt sich auch auf den Abzügen verbessern.

Nun ist mir also endlich wohler; die große Sorge, ich könnte es nie fertig bringen, bin ich los. Als Geschenk für die Anstrengung ergab sich mir zuletzt ein Einfall, der das Ganze noch einmal schließt und sinnreicher macht.

Finden Sie diesen Brief nicht etwas dämmerlich? Vielleicht bin ich eine Art Auferstandener, sehe noch alles übertrieben, erwache aus dem Schlaf: außerdem schreibe ich Ihnen aus dem kimmerischen Norden⁴, am kürzesten Tag. Den ganzen Tag muß man hier die Lampe brennen lassen, und das schafft auf die Dauer eine Orkus-Stimmung um einen, als steckte man noch im Mittelalter. Also verzeihen Sie das einsiedlerische Selbstgemurmel; denn ich lebe als ein Einsiedler mitten in Zürich. Im Winter wird mir diese Stadt zum Kloster. Nur brauchte noch zu fehlen, daß alle die Mönchlein mein Buch nicht drucken wollten. Die würden was pfeifen hören!

Wenn einer ein Buch schreibt, kommt er sich vor wie ein Struwwelpeter. Das Buch wächst ihm wie Haare und Nägel aus der Haut. Von nichts anderem kann er reden, an nichts anderes kann er denken. Er ist einfach kein gesitteter Mensch. Er darf sich nirgends zeigen, sollte auch keine Briefe schreiben, denn was er auch tut und sagt, es klingt struwwelpeterisch; er kann das Buch von sich weder wegkämmen noch schneiden. Kurz, ich bin vergraben. Aber morgen sehe ich diesen Brief in Ihren Augen gespiegelt, und vielleicht klettere ich dann endlich aus meiner Höhle heraus. So ist ein Mensch dem anderen ein Horizont, aus dem ihm wie eine junge Sonne neue Zuversicht heraussteigt.

Nun ist freilich diese Zuversicht noch nicht groß. Über Ihre liebe Einladung darf ich heute noch nicht reden, denn es kann ebenso gut ein Gewitter aufsteigen, anstatt der Sonne. Wenn ich in einem Monat mein Buch wieder lese und darüber zu kleinlaut geworden bin, könnte ich gar nicht wagen, Ihnen vor Augen zu treten. Ich hätte das Gefühl, Ihnen Schande anzutun und würde lieber heulend und zähneklappernd im kimmerischen Norden bleiben. Sie waren immer so lieb, mich zu stützen, und ich fühle mich Ihnen verpflichtet.

Gestern war Lion^s von »Maß und Wert« da. Das heißt, von »Maß und Wert« ist er eben nicht mehr, das Amt versieht jetzt Golo Mann⁶. Aber er ist ein sehr lieber, feiner, kluger Mensch. Er hat den einzigen Fehler, daß er männerliebend ist; die sind mir alle etwas widerlich. Davon abgesehen, hat er ein sehr feines Sensorium für Dichtung; kein geschäftsmäßiges, wie man es so oft trifft, sondern ein natürliches, gepflegtes. Ich zeigte ihm Ihre »Zehn Gedichte«, und er war davon sehr stark berührt. Das sind andere auch, aber er war es auf eine verstehendere Weise. Er ist etwas gelöster, seitdem er die Zeitschrift nicht mehr hat; die Last hatte ihn bedrückt. Ich lerne ihn erst jetzt kennen. Er ist sehr arm. Falls Sie ihm eine Freude machen wollten, schicken Sie ihm ein Gedicht. Er wohnt jetzt in Arosa, Hotel Hohenfels, wo er eingeladen ist.

Nun ist bald Weihnachten da, und im Haus geht es jeden Tag liederlicher zu. Die Kinder brennen vor Neugierde. Alles im Haus sendet Ihnen und Ihrer lieben Frau herzliche Grüße und Glückwünsche. Und Ihr Brief leuchtet immer noch; er ist gar nicht ver-

sunken, wie ich anfangs befürchtete, sondern das lag nur an meiner kimmerischen Stimmung.

Ihr Humm

1 Wahrscheinlich Hesses Beitrag in »Die Weltwoche«, Zürich, vom 1. 12. 1939, der Vorschläge für Buchgeschenke zu Weihnachten enthielt.

2 »Carolin«.

3 Peter der Pflüger, engl. Titel »Piers the Plowman«, visionäre Dichtung von William Langland (1332-1400).

4 Kimmerischer Norden (nach dem Stamm der Kimmerier): Odyssee 11, 14 ff. Verglichen mit Montagnola lag Zürich nördlich.

5 Ferdinand Lion.

6 Golo Mann (geb. 1909), Historiker und Publizist; er redigierte die Zeitschrift von 1937 bis 1940 (in Zürich).

48

11. Januar 1940

Lieber Herr Humm!

Noch habe ich Ihnen nicht gedankt, nicht für die vielen Blumen-samen, mit denen Sie mich beschenkten, und nicht für Ihren Brief, an dem ich große Freude hatte. Jetzt, seit Ihrem telefonischen Anruf, über den wir beide uns sehr freuten, muß es sein, so gut es eben gehen will, ich bin durch die große Postflut der Weihnachts- und Neujahrszeit eher erschöpft; doch waren auch viele hübsche Sachen dabei; vom Brief eines ganz jungen deutschen Soldaten kann ich Ihnen Späßes wegen eine Kopie beilegen.

Ich lege Ihnen auch ein Gedicht bei. Dies Gedicht, das ich im Oktober 1914 bei einem Besuch in Stuttgart¹ geschrieben habe, fiel mir wieder ein, ich hatte es in der Erinnerung gern, des Rhythmus wegen, so ließ ich's auf Neujahr wieder drucken, um etwas für Gratulanten zu haben. Aber erst nach dem Druck, und obwohl ich Korrektur gelesen hatte, merkte ich alter Literat, daß das Gedicht ziemlich schlecht ist. Mein kluger Einfall, das Friedensgedicht vom früheren Weltkrieg einfach für den jetzigen wieder zu verwenden – denn warum soll man unbedingt zu jedem Weltkrieg ein neues schreiben? –, war also wenig wert. Es ist komisch: Es war mir damals, anno 14, mit dem Gedicht sehr ernst, ich hatte schon damals vom Krieg übergenug und hatte bei dem Besuch in Deutschland zum erstenmal direkten Kontakt mit ihm bekommen, hatte die Erzählungen von beurlaubten Frontsoldaten gehört, weinende Mütter trösten helfen und erste Verwundetentransporte gesehen. Aber es ist in der Weltgeschichte so: je »größer« die Zeiten sind,

desto fragwürdiger werden die Gefühle und Gedanken, oder doch deren Ausdruck. Damals, anno 14, klang alles sehr groß und alles ziemlich falsch und verpatzt, sogar mein unkriegerisches Friedensgedicht stand unter dem geheimen Diktat des Pathos und der Phrase.

Es geht mir nicht extra gut, d. h. das Einrosten und Eintrocknen, das ich vorher nur im Physischen spürte, erstreckt sich nun auch aufs Geistige, auf die Arbeit, ich habe monatelang, außer dem mechanischen Tagespensum, nichts arbeiten können, und es machte mich oft traurig und böse, daß Gedanken und Gedichte darum ungeboren bleiben, weil der Kreislauf im Köpfchen nicht mehr recht in Ordnung ist. Dagegen habe ich Glück gehabt mit einer neuen, erst vor kurzem erfundenen Kur gegen Rheuma und Gicht, es ist die Impfung mit einer Lymphe; sie wurde bei mir allerdings oft wiederholt, im ganzen waren es zwölf Impfungen, aber der Erfolg ist gut, ich bin zum erstenmal seit fast anderthalb Jahren beinahe ganz ohne diese Schmerzen.

Jetzt ist es abends acht, ich muß hinunter, Ninon wird vorlesen, es ist das letzte Buch von Freud¹, sie schenkte es mir zur Weihnacht.

Ihnen und Ihrer Frau viele Grüße und Wünsche von Ihrem

H. Hesse

1 Besuch bei Conrad Haußmann (1857-1922), Politiker, seit 1889 Mitglied des Württembergischen Landtags, 1890-1922 auch im Reichstag, ab Oktober 1918 Privatsekretär des Reichskanzlers Prinz Max von Baden. Mit Hesse seit 1908 befreundet. Das Gedicht: vgl. Beilage 2 zu diesem Brief.

2 Sigmund Freud, »Der Mann Moses und die monotheistische Religion«, 1939. Freud war am 23. 9. 1939 gestorben.

BEILAGE I ZUM BRIEF VOM 11. JANUAR 1940:

Dieser Brief kam von einem jungen Soldaten im deutschen Westen. Er hatte schon einmal geschrieben, und ich hatte ihm durch meinen Verlag ein Buch senden lassen.

Lieber Herr Hesse,

grade zu Weihnachten kam von S. Fischer ein Buch. Ach, das ist lieb von den Leuten, dachte ich, öffnete und fand einen Zettel: im Auftrag des Verfassers.

Und im gleichen Augenblick war ich sehr froh, doch war noch

etwas dabei. Mir war, als ob das kleine Blatt sagte: ist ja wirklich lieb, daß ich Post bekomme, aber lieber möchte ich allein gelassen sein. – Ich kann das gut verstehen. Sie kriegen da täglich so viel Briefe, daß Sie müde werden. Dazu muß ich was sagen. Wenn Sie es sich nicht ausdrücklich verbitten, müssen Sie ab und zu auf etwas von mir gefaßt sein. Aber hören Sie, ich will ja gar keine Antwort. Sie müssen es hinnehmen, weil Sie die Morgenlandfahrt geschrieben haben, und den Steppenwolf und die Neuen Gedichte. Und wenn es ärgerlich für Sie ist, dann sind eben diese Briefe nicht ganz an Sie gerichtet, sondern an Mozart oder an Leo oder Demian. Sie wissen ja selbst.

»Und immer wieder zwischen Pöbelspotte
Und Märtyrerblut hebt da und dort ein Knabe
Den Blick bezaubert auf zu Don Quichotte . . .«

Sie müssen mir verzeihen, ich bin doch erst 18 Jahre. Und wenn Sie nur ein wenig gütig lächeln würden über mein Gestammel, wär' alles gut.

BEILAGE 2 ZUM BRIEF VOM 11. JANUAR 1940:

Friede

Jeder hat's gehabt,
Keiner hat's geschätzt,
Jeden hat der süße Quell gelabt –
O wie klingt der Name »Friede« jetzt!

Klingt so fern und zag,
Klingt so tränenschwer,
Keiner weiß und nennt den Tag,
Jeder sehnt ihn voll Verlangen her.

Sei willkommen einst,
Erste Friedensnacht,
Milder Stern, wenn endlich du erscheinst
Überm Feuersdampf der letzten Schlacht!

Dir entgegen blickt
Jede Nacht mein Traum,
Ungeduldig rege Hoffnung pflückt
Ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Sei willkommen einst,
Wenn aus Blut und Not
Du am Erdenhimmel uns erscheinst,
Einer andern Zukunft Morgenrot.

(Dieses Gedicht wurde vor fünfundzwanzig Jahren, einige Wochen nach Beginn des Weltkrieges, geschrieben.)

H. Hesse

49

Februar 1940

Lieber Herr Hesse,

Ihr Bild mit dem kahlen blauen Baum und dem goldverbrannten Wintergestrüpp hat mir sehr Freude bereitet. Es liegt viel Hoffnung auf strahlende Sonne und Ausschlagen und Sprießen drin. Nicht wie bei unserm Grau-in-Grau Zürcher Winter.

In letzter Zeit habe ich Ihren Band »Weg nach Innen«¹ gelesen, »Stunden im Garten«², »Der Zwerg«³ und jetzt »Narziß und Goldmund«⁴. Dann will ich noch mehr von Ihnen lesen, und wenn ich fertig bin, möchte ich wieder von vorne anfangen. Aber jetzt habe ich etwas ausgeplaudert, was ich gar nicht sagen wollte. –

Ich bin sehr glücklich, daß Sie Humms Buch angehört haben⁵. Es ist für ihn und auch für mich wichtig.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut, auch Frau Ninon, und freue mich, durch Humm mehr von Ihnen zu hören.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre Lili Humm

1 H. H., »Weg nach Innen«, Berlin 1931; eine Anthologie, sie enthält »Siddhartha« (1922), »Kinderseele« (1918), »Klein und Wagner« (1919), Neuausgabe, Frankfurt a. Main, 1973.

2 Die Hexameterdichtung »Stunden im Garten«. Eine Idylle. Wien, 1936, (Bermann Fischer). Neuauflage, mit Illustrationen von Gunter Böhmer, Frankfurt/Main, 1976. Insel Bücherei Nr. 999.

3 Das Märchen »Der Zwerg« (1903), Erstabdruck u. d. T. »Donna Margherita und der Zwerg Filippo« in »Die Rheinlande«, Düsseldorf, 1903/04; enthalten in WA 4, S. 280 ff.

4 »Narziß und Goldmund«. Erzählung, Berlin, 1930.

5 Humm war zu dieser Zeit (vom 14. 2. bis 2. 3.) bei Hesse zu Gast und las ihm fast den ganzen »Carolín« vor. Vgl. hierzu auch Humms Tagebuchaufzeichnungen, veröffentlicht in »Unsere Meinung«, freie literarische Zeitschrift, Zürich, Juli 1966, Nr. XIII/2; auszugsweise hier wiedergegeben im Anhang, S. 287 ff.

1. März 1940

In Ihrem Haus 11 Uhr abends

50

Lieber Herr Hesse,

mir ist hundetraumig zumut, daß ich Sie verlassen muß. Es war so schön. Es tat so wohl, sich auf dieser Insel aufzuhalten, die die Collina d'oro¹ und Ihr Haus sind. Und wie soll ich Ihnen nun dafür danken, daß Sie die Güte und die Geduld hatten, mir so viele Abende lang zuzuhören und zur Geburt dieses Buches beizutragen. Es ist etwas Unschätzbares. Nie habe ich das Gefühl der Kontinuität der Kultur, der Überlieferung und Übertragung einer geistigen Haltung so erlebt wie in diesen Tagen; dieses Gefühl, das ein junger Baum haben muß, der im Schatten eines großen wächst. Es gibt eine Folge: ein Nachwachsen, einen unzerstörbaren Grund, einen ewigen Waldboden. Jeder, der sich mit Ihnen unterhält, muß das erleben. Sie sind die Mitte und die Überlieferung. Nicht umsonst war mir zehn Tage lang so bang, daß mein Herz aus dem Klopfen nicht heraus kam, so wohl und bang zugleich.

Nun muß ich mich wieder aufmachen nach Zürich. Coraggio e pazienza². Ich werde Ihnen bald wieder schreiben, aber Ihnen und Ihrer Frau wollte ich an diesem letzten Abend noch einmal sagen, was Sie mir sind, was Sie mir bedeuten und wie lieb ich Sie habe.

Ihr Humm

1 Name des Hügels, auf dem sich Hesses Haus befindet.

2 Italienisch: Mut und Geduld.

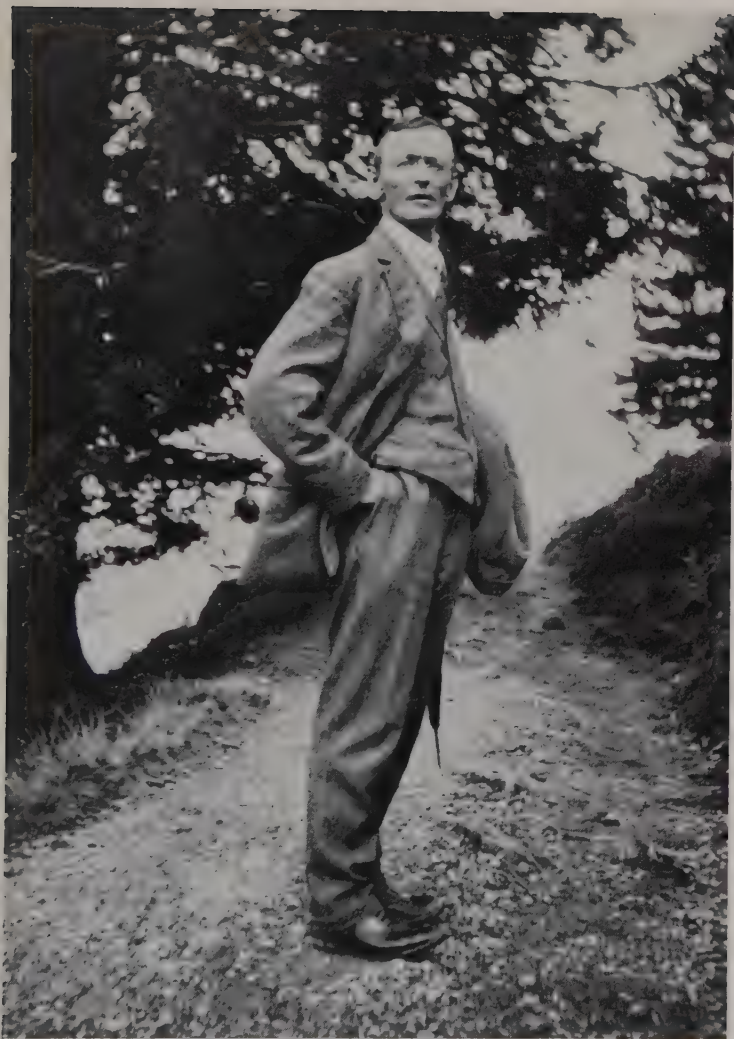
51

Zürich, den 3. März 1940

Lieber Herr Hesse,

ich bin kaum vierundzwanzig Stunden hier, und schon habe ich eine ganze Menge zu erzählen. Zunächst lege ich Ihnen einen Brief bei, den ich Ihnen vorgestern in Ihrem Haus noch schrieb¹, dem ich

80



Hermann Hesse, 1929 auf dem Rigi.



Madeline und Ambrosius Humm und Kameraden beim Puppenspiel.

dann mißtraute, als wäre er zu vorlaut oder zu überschwenglich, und darum nicht zu übergeben wagte. Aber ich finde, er drückt sehr gut aus, was ich damals und noch heute empfinde. Warum sollte ich Ihnen dies nicht sagen?

Ich bin gut gereist, mitten unter einer Menge Urlaubern, die Soldatengeschichten erzählten, sich darüber beklagten, daß sie im Kakao zu viel Wasser und zu wenig Milch erhielten, stundenlang (und das waren dann junge Rekruten), oder ihren Nachbarn die Geschichte ihres Reinfalles mit der Ehe erzählten, nämlich wie zuletzt nach fünf Monaten die Frau, die sie hatten, verschwunden war, dafür aber auf ihrem Schreibtisch, sauber geordnet, ein Haufen Rechnungen im Gesamtbetrag von über zwanzigtausend Franken gelegen hätte. Eine herzzerreißende Geschichte.

Kaum zu Hause angekommen, fingen die dramatischen Erlebnisse, die man in der Stadt hat, schon an. Unser Brosi² hatte das Badezimmer verlassen, als keine fünf Minuten später ein Rumpeln und Rauschen darin zu vernehmen war, so daß wir meinten, er wäre in die Badewanne gerutscht. Nein, es war der fingerdicke Gipsbelag der Decke, der, von der Schneeschmelze zu stark angegriffen, sich gelöst und in die Badewanne gefallen war. Wäre der Brosi noch in der Badewanne gelegen, er ginge vermutlich heute mit verbundenem Kopf herum. Es hat sich etwa ein Quadratmeter genau an der Stelle gelöst, unter der der Kopf des Badenden sich befindet. Gott sei Dank gab es nur ein staubiges Zusammenlesen mit der Handschaufel.

Heute morgen haben wir das Marionettenstück³ geprobt, das Zusammenspiel klappt jetzt sehr gut, und wir machten den schüchternen Versuch einer Musikbegleitung, der am nächsten Sonntag besser ausgebaut werden wird. Am Ostertag ist dann große Vorstellung.

Nachmittags waren wir bei Brupbachers⁴. Brupbacher hat sich mit Lang⁵ sofort in Verbindung gesetzt und Lang war auch zwei Mal bei ihm. Brupbacher hat ihm Material verschafft, das ihm zur Verteidigung besser dienen kann⁶. Frau Brupbacher meinte, er sei ein kindlicher Mensch von einer seltenen Reinheit, der vom ganzen Vorgehen nicht berührt werde, innerlich davon ganz abgezogen sei. Ein Heiliger. Auf die Rüpeleien des Staatsanwalts könne er nur mit Tränen reagieren. Brupbacher meint nicht, daß

seine Sache schlecht stehe, er hofft, daß er davonkommen werde. Der Gerichtspräsident, der sein Schulfreund sei, sei noch vor zwei Monaten der Ansicht gewesen, die Sache werde niedergeschlagen. Nun sei dieser Gerichtspräsident freilich kein Held, aber aus dem, was er vor zwei Monaten gesagt habe, habe Brupbacher nicht den Eindruck gewonnen, daß er dem Angeklagten schlecht gesinnt gewesen sei, so daß er das Beste immer noch hoffe.

In der Sache wegen Lemberg⁷ glaubt Frau Brupbacher, ebenfalls helfen zu können. Es wohnt dort ihr Bruder, der ohnehin ein hilfreicher Mann sei, und eine Verwandte dieses Bruders (ich weiß nicht mehr ob eine Tochter oder eine Nichte) lebe in Paris, so daß durchaus möglich wäre, daß Franken nach Paris geschickt werden könnten und dafür Sloty oder Rubel in Lemberg für die Freundin Ihrer Frau flüssig würden. Sie will ihrem Bruder schreiben und hätte gern die Adresse jener Freundin in Lemberg.

Dies alles verhandelten wir, ehe die übrigen Gäste kamen. Was dann kam, war ein richtiges Freigelassenengelage⁸. Es waren da Silone⁹, Samson¹⁰, Roshardt¹¹ und deren Frauen, und nachdem alle mit Eß- und Tranksame reichlich versehen waren, ging ein Inquirieren los, was jeder der Anwesenden von der politischen Lage halte. Hauptsächlich wurde Silone aufs Korn genommen. Ich selbst machte mich still und wurde verschont. Sehr bald löste sich aber dieser programmatische Teil, der etwas von einer feststehenden Zeremonie hat und von einer uralten Gewohnheit herrührt, in ein allgemeines Geplauder auf. Es war ein sehr netter Nachmittag.

Nun sehe ich aber, daß ich weniger zu erzählen habe, als ich eigentlich dachte. Der Katze geht es gut. Die Kinder haben mit großer Teilnahme die Geschichte von der schwierigen Operation vernommen, die der Löwe zu bestehen hatte; wie er da gelegen sei, ganz ergeben, und wie er nicht habe läppeln können, und wie sein Maul und seine Pfoten mit Blut verschmiert gewesen seien, und wie der Tierarzt gekommen sei, der dann festgestellt, daß glücklicherweise der Kiefer nicht gebrochen gewesen sei, sondern sich ihm nur ein Knochen zwischen die Zähne eingeklemmt habe. Der Zwerg wird sehr bedauert, daß der Architekt so böse mit ihm ist. Es herrscht eine geheime Sympathie für den Zwerg in diesem Haus. Der Kuchen ist natürlich mit großer Begeisterung aufgenommen und verzehrt worden. Und die Schneeglöckchen haben

meine Frau ebenfalls recht gefreut und sie läßt herzlich dafür danken. Sie sind noch ganz frisch angekommen. Daß Sie ihren letzten Brief so günstig aufgenommen haben (ich habe ihr gesagt, Sie hätten gemeint: »Eine schöne Schrift, eine eigenartige Schrift!«), darüber hat sie einen ganz roten Kopf bekommen, sie, nämlich meine Frau. Von meinem Töchterchen wurde ich allerdings nicht ganz gnädig aufgenommen. Ich hatte nämlich gesagt, ich träfe zwischen sieben und acht Uhr ein, und nun war ich Punkt sieben schon da. Das war ein grober Regiefehler, und es wurde von mir anfangs überhaupt keine rechte Notiz genommen, bis das Seelchen sich umgestellt hatte.

So habe ich mich denn in Zürich wieder eingelebt. Es liegt bereits eine Menge Arbeit auf meinem Schreibtisch, und so wird mich das Zürcher Leben morgen wieder haben. An mein Buch denke ich dauernd. Ich verspüre einen wahren Hunger danach, es wieder in die Hände zu nehmen. Es webt Montagnola darum herum. Es wird ein Wiedererinnern sein. Es war einzig, einfach einzig, daß ich Ihnen dieses Buch vorlesen durfte. Hoffentlich kann ich es Ihnen auch bald vorlegen.

Und nun haben Sie nochmals herzlichen Dank, Sie und Ihre Frau, an die dieser Brief ja ebenfalls gerichtet ist, für dieses und für alles.

Ihr Humm

1 Siehe oben: Brief Nr. 50.

2 Brosi: Humms Sohn Ambrosius, geb. 1924.

3 Marionettenstück »Zaubergeige« von Franz Poggi. (Marionettentheater in der Wohnung, »Direktor«: Humms Sohn Ambrosius.)

4 Fritz Brupbacher (1874-1945), Zürcher Sozialist, Revolutionär, Armenarzt, Psychologe, Sexualaufklärer und Schriftsteller. Seine Frau: Paulette.

5 J. B. Lang (1883-1945), Arzt und Psychiater, Schüler von C. G. Jung; mit Humm und Hesse (seit 1916) befreundet.

6 Lang stand damals wegen Befürwortung eines Schwangerschaftsabbruches vor Gericht.

7 Lemberg: betraf die Ausreisemöglichkeit einer Freundin von Frau Ninon Hesse.

8 Die Freigelassenen: Arbeitstitel von Humms Roman »Carolyn«.

9 Ignazio Silone (Pseudonym), eigentlich Secondino Tranquilli (geb. 1900); ital. Schriftsteller, Publizist und Politiker (1946 ins italienische Parlament gewählt); Mitbegründer der KPI, 1929 davon distanziert; lebte in der Schweiz im Exil.

10 Jean-Paul Samson (1894-1964), französischer Lyriker und Übersetzer; als Refraktär des Ersten Weltkrieges seit 1917 in Zürich.

11 Walter Roshardt (1897-1970), Zürcher Graphiker und Maler, ehem. Kommunist.

Lieber Herr Humm,

über Ihre beiden Briefe war ich froh; es ist mir angenehm, in der vernünftig und kalt gewordenen Welt nicht Träger einer Tradition gewesen zu sein, welche nicht über diese Zeit hinausreicht. Daß Sie, und einige wenige andre Jüngere, da sind und über uns alte Knaben nicht bloß lachen, sondern unsre Sache weiterführen, erleichtert mir das Abdanken.

Es ist wunderbar mit der Tradition, sie ist ein Geheimnis, beinahe ein Sakrament. Man lernt eine Tradition kennen, knüpft sie vorläufig an Namen, Richtungen, Programme, folgt ihr eine Weile, und sieht dann langsam mit den Jahren und Jahrzehnten, daß hinter allen diesen Namen und Richtungen, die man vielleicht längst abgetan hat, ein Geheimnis liegt, eine namenlose Erbschaft, die nicht bloß zur Romantik oder zu Goethe oder zum Mittelalter oder zur Antike, sondern bis in die ältesten Mythologien und Völkergedanken zurückreicht, und die weit genug ist, die größten Gegensätze an Menschen wie an Programmen zu umfassen, nur eines nicht: das unbedingt und ums Verrecken Neu-sein-Wollen.

Wir wollen gute Freunde bleiben, ein erster Akt der Freundschaft bestehe darin, daß ich Ihnen Ihren Tabak nachsende, samt Grüßen für Frau und Kinder.

Herzlich Ihr H. Hesse

Lieber Herr Humm!

Sie sind bei uns nicht vergessen, wenn es auch nicht zu rechten Briefen gereicht hat. Ihre Nachfolgerin, Frau Ball¹, wurde bei uns krank und lag mehrere Tage ganz; und die letzten Tage brachten, vielleicht schon ein Vorspiel von Ostern, plötzlich wieder manche unerwartete Besuche. Heute war Dr. Lang² mit seiner Frau zum erstenmal wieder bei uns, das war mir eine Freude. Kläeber³ war auch einen Nachmittag da, fast ganz Landwirt geworden.

Heut schicke ich Ihnen ein neues Gedicht. Der Abend, an dem ich es schrieb, war außer dem heutigen Wiedersehen mit Lang eigentlich der einzige gute Augenblick, den ich seit Ihrem Weggang hatte. Es sind seither zwei alte Freunde von mir gestorben⁴, und

mit dem sich nähernden Frühling habe ich ohnehin immer zu kämpfen, er tut mir in allen Knochen weh. Schön ist er trotzdem, es blühen jetzt außer den Primeln, Krokus und Schneeglöckchen, die fast verblüht sind, auch Lungenkraut, erste Anemonen und Scilla, auch einige Veilchen.

Ich gebe grade Post nach Zürich mit, drum wollte ich einen Gruß schicken.

Herzlich grüßt Sie und Ihre Frau

Ihr H. Hesse

1 Emmy Ball-Hennings (1885-1948), Schriftstellerin, Frau von Hugo Ball; mit Hesse seit 1920 befreundet.

2 J. B. Lang, Psychiater; s. auch S. 83.

3 Kurt Kläber (1897-1959), Schriftsteller, Herausgeber der »Linkskurve«, Mitglied der kommunistischen Partei und des Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller, bekannt geworden durch sein unter dem Pseudonym Kurt Held publiziertes Kinderbuch »Die rote Zora«; verheiratet mit der Jugendschriftstellerin Lisa Tetzner. Mit Hesse befreundet und im Briefwechsel.

4 Dr. B. Wiemann, Osnabrück, und Dr. Emil Welti, Kehrsatz bei Bern.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 6. MÄRZ 1940:

Flötenspiel

Vor einem Hause blieb ich stehn
In wolkiger Vorfrühlingsnacht,
Kaum wissend was mich her gebracht;
Es war der Flötentöne Wehn.

Das fremde Haus durch Strauch und Baum
Ein Fenster leise schimmern ließ
Und dort im unsichtbaren Raum
Ein Flötenspieler stand und blies.

Es war ein Lied so altbekannt,
Es floß so gütig in die Nacht,
Als wäre Heimat jedes Land,
Als wäre jeder Weg vollbracht.

Es war der Welt geheimer Sinn
In seinem Atem offenbart,
Bezaubert gab das Herz sich hin
Und alle Zeit war Gegenwart.

Lieber Herr Hesse,

herzlichen Dank für die Briefe, für den Tabak und für das Gedicht. Auch hier sind die Montagnola-Tage nicht vergessen, im Gegenteil, so wie Thomas Mann sich gern einen verirrtten Bürger nennt, fühle ich mich manchmal als ein in die Stadt verirrtter Montagnolese. Sie ahnen nicht, Sie lieber Herr Hesse, der immer bei sich sind, was es für einen anderen bedeutet, bei Ihnen zu sein. Was den Kindern im Lauf des Jahres Weihnachten und Ostern, ist für mich Montagnola. Das ist ganz einfach wunderbar, daß es so etwas gibt. Heute, Frühlingsanfang, habe ich die zwei Drittel des Buches¹, die ich Ihnen vorgelesen habe, dem Verleger geschickt und fühle mich wie ein Mensch aus dem Diluvium², der seine Höhle ausgeräumt hat. Mich nimmts wunder, was für Gesichter die schneiden. Oft habe ich Angst. In der Schweiz hat man immer Angst, wenn man ein gescheites Wort spricht, fällt alles über einen her. Sie sind alle böse. Ich weiß nicht, ob es nur Einbildung ist.

Heute ist ein warmer, blauer Frühlingstag. Ich war zum erstenmal draußen, seitdem ich von Montagnola zurück bin. Den ganzen Tag saß ich an meinem Schreibtisch und ging nur manchmal gegen Mitternacht noch ein wenig den See entlang. Heute ging ich über die Quaibrücke und war wie geblendet. Heute abend kommen Brupbachers³ zu mir, ein gewisser Stadler⁴ und mein Bruder aus Mailand, der zufällig hier ist. Denen lese ich ein paar Stückchen vor. Stadler ist ein lieber, gescheiter Mann; an dem hätten Sie eine große Freude. Neulich, in einer kleinen Gesellschaft von jungen Leuten, von denen drei ein Terzett von Mozart spielten, traf ich Frau Osswald⁵, und sie erzählte mir viel aus dem Montagnola der Klingsorzeit, verriet mir auch, würdig und verschämt, daß sie die Dame mit dem grünen Sonnenschirm gewesen wäre⁶; erzählte mir auch die Herkunft des Sonnenschirms. Sie sagte es sehr nett: nicht, daß sie es sei, sondern daß sie *glaube*, daß sie es sei.

Nun habe ich noch etwas Literargeschäftliches. Die Volkshochschule veranstaltet diesen Sommer wieder einen Kursus mit mehreren Vortragenden, die je einen Abend sprechen. Der Titel lautet: Kunst und Weltgeschehen. In diesem Rahmen soll jeder einen eigenen Vortrag mit eigenem Titel halten. Mir kam die Idee,

meinem Vortrag den Titel zu geben: Besuch bei Hermann Hesse. Denn ich fand, daß ich keinen besseren Ausgangspunkt finden könnte als Sie bei der Besprechung dieser Frage. Ich unterstehe mich nicht, den Leuten zu sagen, wie Sie sich zu dieser Frage stellen, denn das weiß ich nicht; sondern ich dachte mir die Sache so, daß ich erzähle, auf welche Gedanken man in Ihrer Nähe bezüglich dieser Frage kommt. Ich möchte zeigen, wie unwesentlich das Weltgeschehen wird, wenn man eine Kunst so vertieft und ernst gepflegt werden sieht, wie Sie es tun. Ich möchte den Leuten nahebringen, wie wichtig es sei, daß einige Menschen das humanistische Leben führen, das ich Sie führen sah. Ich weiß nicht, ob ich mich glücklich ausdrücke. Ich fühle mich befangen, wenn ich Ihnen die Sache erkläre. Aber vor den Leuten würde ich nicht befangen sein, sondern würde ihnen so eindringlich ich nur kann auseinandersetzen, wie wichtig die Kunst, überhaupt das Geistige, sei neben dem närrischen, öfters gar nicht sinnreichen Weltgeschehen. Ich möchte Sie darstellen als einen der Spender einer geistigen Wärme, einer geistigen Kraft. Privates werde ich nicht berühren; sollte es nötig sein, etwas Anschauliches über Sie zu sagen, werde ich an die Stunden im Garten anknüpfen. Aber gern möchte ich sagen, welche Bücher Sie lesen, welchen Anteil Sie an allen Erscheinungen des geistigen Lebens der Zeit nehmen. Und vielleicht werde ich auch sagen, – und dies um der Meinung vom »Dichter im Elfenbeinturm« entgegenzuwirken, der einmal z. B. Ehrismann⁷ Ausdruck gab, und die auch von anderen geteilt wird, – wie sehr Sie mit den Hilfsbedürftigen in Verbindung stehen, und wie oft man an Sie gelangt und wie gern Sie helfen. Dann werde ich auch sagen, welchen Eindruck der Josef Knecht auf mich gemacht hat und vielleicht einige Teile daraus vorlesen, die mir wie eine Antwort auf jene Frage scheinen: Kunst und Weltgeschehen.

Ich weiß noch nicht, wie ich den Vortrag aufbauen werde. Der Sinn ist aber der: verliert über euer Weltgeschehen nicht den Sinn und den Blick für das Wichtigste, für das, was ihr könnt, für das, was euch zu Menschen macht, für die Kunst. Ich werde den Leuten sagen, das Leben sei kurz, und man habe es nur einmal, und es sei nicht der Mühe wert, es ganz dem aufzuopfern, was die Politiker der Zeit über uns verfügen haben möchten. Sondern man

solle sich so oft und so viel wie nur möglich mit dem Wesentlichen, das uns aufbaut, abgeben.

Ich möchte Sie so gern – wie soll ich das nur sagen – als einen Eckstein – aber das Wort ist sehr unglücklich – als einen Exponenten oder Repräsentanten – aber beide Worte sind gräßlich – kurz, ich möchte ein wenig von dem ausdrücken, was Sie für einen Menschen wie mich bedeuten.

Ob ich Sie um Erlaubnis fragen soll, diesen Vortrag zu halten? Das glaube ich nicht, denn Ihre Figur gehört der Welt. Aber ob Ihnen dieser Plan recht ist, ob Sie Einwände haben, darüber hätte ich von Ihnen gern ein Wort vernommen.

Was in diesem Vortrag nicht vorkommt, das kann ich Ihnen schon sagen: der Löwe, der Architekt und der Zwerg, und die gute Torte zum Tee, und das, was meine Mutter, wenn wir in Lerici in den Ferien waren und wir Brennbares für den Küchenofen brauchten, den »Holzsport« nannte⁸, woran sich alle zufälligen Gäste beteiligen mußten, und den man in den Olivenwäldern betrieb –. Also das kommt nicht hinein. Aber vielleicht die Primeln und die Schneeglöckchen. Schreiben Sie mir darüber ein Wort?

Wir haben jetzt ein neues Badezimmer, gestern wurde es fertig, bis auf den Anstrich, der später kommen soll, wenn alles trocken ist. Gestern war darin Hochbetrieb, das ganze Pensionat⁹ hat es eingeweiht. Aber zum Teil sind wir enttäuscht. Unser Geizkragen von einem Hausbesitzer hat sparen wollen, und wenn man in der Badewanne sitzt, sieht man überall, wo die Kacheln aufhören. Ich hatte gestern zufällig Hettners Literaturgeschichte¹⁰ (die ich mir inzwischen angeschafft habe) zur Hand genommen und die ersten Seiten gelesen, wo er über Newton schreibt. Das versetzte mich in die Zeit so weit zurück, daß ich mir in der Badewanne, im neuen Badezimmer, in dem die Wanne eine neue Richtung hat und wo die Wände noch roh sind, die alte Farbe zerfällt und alles noch mit Gips und Kalk bepflastert ist, wie ein Newton vorkam. Das werde ich nun in meinem Leben forttragen, diese Idee, das neue Badezimmer als ein Newton eingeweiht zu haben.

Morgen werde ich mir den Biedermann¹¹ aus der Zentralbibliothek holen.

Herzliche Grüße, auch an Ihre Frau,

Ihr Humm

Ich wollte noch einiges zum Gedicht sagen. Die ersten vier Zeilen gefallen mir nicht. So schön finge das Gedicht an mit den Worten: Das fremde Haus . . . Und die ersten vier Verse würde ich an den Schluß hängen: Vor diesem Hause blieb ich stehen. Und etwas anderes als »der Flötentöne Wehn«. Es ist gewiß sehr unbescheiden, was ich da sage. Aber es ist mir fast, ich spräche es nicht, sondern es spräche es das Gedicht aus mir heraus. Mein Bruder ist angekommen, ich muß schließen.

1 »Carolin«.

2 Diluvium: das quartäre Eiszeitalter, neuerdings Pleistozän genannt.

3 Fritz Brupbacher (1874-1945) und Frau Paulette, s. Anm. S. 83.

4 Theodor W. Stadler, Zürcher Schriftsteller und Drehbuchautor.

5 Margherita Osswald-Toppi (geb. 1897), italienische Malerin, mit dem Schweizer Bildhauer Paolo Osswald (1883-1953) verheiratet; beide gehörten zu Hesses Freundeskreis.

6 »Die Dame mit dem grünen Sonnenschirm« Ersilia, vgl. H. H. »Klingsors letzter Sommer« (1920) in WA 5, S. 307 ff.

7 Der Lyriker und Erzähler Albert Ehrismann (geb. 1908).

8 Holzsport: das Sammeln von Reisig; Hesse und Humm hatten während Humms Besuch öfters zusammen Reisig gesucht.

9 R. J. Humm und seine Frau Lili hielten sich damals Untermieter. Vgl. hierzu die Erinnerungen in: »Bei uns im Rabenhaus«, Zürich, 1963.

10 Hermann Hettner (1821-1882) »Geschichte der englischen Literatur, 1600 bis 1770« (1856).

11 »Goethes Gespräche«, hrsg. von F. v. Biedermann (1909-1911). Hesse und Humm hatten in Montagnola mit der Lektüre des Bandes begonnen.

55

23. März 1940

Lieber Herr Humm!

Ich schreibe dieser Tage, bin gerade stark belagert. Für heut nur schnell schönen Dank für Ihren lieben Brief, und selbstverständlich mein Einverständnis zu Ihrer Vortragsidee, die mir Freude macht.

Grüße von Ninon. Gute Ostern! Herzlich

Ihr H. Hesse

Lieber Herr Humm!

Schon lang hatte ich ein Briefchen an Sie im Sinn, noch eh von Ihnen das schöne Marionettenprogramm und jetzt Ihr lieber Brief kam. Ich wollte Ihnen z. B. sagen: Für den Fall einer Evakuierung von Zürich wäre es uns lieb, im voraus drei Leute als Wohngäste in Aussicht zu haben, die wir kennen, man müßte das vorher amtlich anmelden. Wenn nun, wie Sie sagten, Ihr Sohn ins Welschland kommt, wären die übrigen drei Humme vielleicht die richtigen Leute? Falls Sie einverstanden sind, würde ich raten, das dort amtlich vormerken zu lassen.

Ferner wollte ich Ihnen sagen, daß der Tolstoi¹ nicht vergessen ist; er wurde gleich damals bestellt; aber inzwischen bekam ich Bericht, daß Bücherlieferungen aus Deutschland jetzt nicht nur Wochen, sondern meist Monate dauern. Man könnte daraus auf eine sehr starke Inanspruchnahme durch den Krieg schließen, aber es kommt eben hinzu, daß die letzte Weihnacht in Deutschland, wo es nichts andres zu kaufen gab, ein fast völliger Ausverkauf der Büchervorräte war, so daß das meiste erst wieder neu aufgelegt werden muß.

Wegen des geplanten Vortrags schrieb ich Ihnen schon, ich bin mit Vergnügen einverstanden. Zu Ehrismann und seinem Elfenbeinturm fällt mir noch ein: der gute Ehrismann war ja einmal hier bei uns, und wir gaben uns, obwohl wir damals durch eine Flut von Besuchen überanstrengt waren, einige Mühe, diesen Dichter dazu zu bringen, daß er ein Wort rede, denn wir nahmen an, er sei wohl nicht ohne diese Absicht zu uns gekommen. Aber der Dichter, der im Elfenbeinturm saß und von der Außenwelt nicht zu erreichen war, war nicht ich, sondern er, er schwieg und schwieg, machte sein sympathisches Gesicht und schwieg, und ob wir das als Ausdruck tiefer Verachtung oder der Einschüchterung zu betrachten hätten, blieb uns selber zu enträtseln überlassen.

Ihre Kritik an meinem Gedicht ist mir deswegen lieb, weil sie den Finger auf ganz Bestimmtes legt und bestimmte Vorschläge macht. Das hat immer einen Wert. Ich werde mit der Zeit, wenn ich gegen das neue Produkt wieder objektiv bin, Ihren Vorschlag mir gut ansehen. Im Moment noch nicht. In meinem Zustand ist man wie ein Mann von 65 oder 70 Jahren, der wider Erwarten noch ein

Kind gezeugt hat: die Tatsache allein wird begrüßt, und ob das Kind hübsch und gesund sei oder etwa einen Wasserkopf habe, betrachtet man vorläufig als unwichtig.

Das mit dem grünen Sonnenschirm der Frau Osswald ist richtig, sie trug ihn bei sich an dem Tag, wo Klingsor das erstemal nach Carona kam und das Haus mit dem Papageien entdeckte. Die hübsche Tochter des Hauses² wurde dann, für kurze Zeit, meine Frau, und jetzt im nachhinein kann man ja wohl sagen: auch das war für etwas gut.

Addio, es grüßt Sie herzlich

Ihr H. Hesse

1 Hesse hatte für Humm Leo Tolstois »Krieg und Frieden« und »Stufen« bestellt.

2 Ruth Wenger (geb. 1897); Tochter der Schriftstellerin Lisa Wenger. Mit Hesse von 1924 bis 1927 verheiratet; lebt heute mit ihrem Mann Erich Haussmann in Ost-Berlin. Die Familie Wenger besaß in Carona das sogenannte »Papageienhaus« (vgl. die Erzählung »Klingsors letzter Sommer«), wo Hesse häufig zu Gast war.

57

28. März 1940

Lieber Herr Humm!

Zwei Tage nachdem ich Ihnen geschrieben, bekam ich Nachricht von meinem Buchhändler in Stuttgart, daß der für Sie bestellte Tolstoi sowie andre von mir erwartete Bücher vom Verleger als »zur Zeit nicht lieferbar« bezeichnet werden. Der Buchhändler schreibt mir dazu: »Früher hätte es geheißen: »Vergriffen, Neuauflage in zwei Monaten« oder »wird vom Buchbinder erwartet, ist in 10 bis 14 Tagen lieferbar« etc. Aber heute weiß man gar nichts, Verlage und Buchbindereien kommen mit dem geringen Personal den Anforderungen nicht nach. Die Beschaffung von Papier, Leinwand usw. ist so schwierig geworden wie anno 1918.«

Daß die Zensur den letzten Satz durchließ, wundert mich.

Da wir nun gar nicht wissen, ob der Tolstoi in fünf oder sechs oder zehn Monaten vielleicht wieder zu haben sein wird, und ob wir dann noch leben und Bücher brauchen, schicke ich Ihnen das Ihnen zugedachte Geschenk in der einfachsten Form¹, die Weiterverwandlung Ihnen überlassend.

Herzlich Ihr H.

1 H. H. fügte dem Brief einen Geldbetrag bei.

Lieber Herr Hesse,

Ihre Note wurde vom Außenministerium an den Finanzminister¹ sofort weitergeleitet und bereits teilweise schon verwandelt, nämlich in ein Pflanzenbuch für unsere Madeline, die heute (samt ihrer Mutter) ihren Geburtstag feierte, zwölfjährig wurde und jetzt Botanik studieren will. Anstatt des einen Buches über Wiesenpflanzen gab es noch eines über Bäume und Sträucher dazu, und das haben Sie gestiftet. Das Mädchen liegt schon den ganzen Tag darüber. Vielen herzlichen Dank! Übermorgen, wenn Sie diesen Brief erhalten, werden wir bei uns Vollbetrieb haben, und zwar von morgens bis mitternachts. Unser Marionettenunternehmen hat einen bangen Tag durchgemacht, da nämlich in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag den Zanggerkindern², die mitmachen, der Großpapa gestorben ist, und die Mutter gleich erklärte, es gehe nicht an, daß man am Tag nach der Beerdigung schon wieder Theater spiele. Dieser alte Dr. Zangger war ein merkwürdiges, spindeldürres Männchen, englischer Prägung, und Leiter einer Sekte, ich weiß nicht welcher Richtung, in der er kein geringes Amt, nämlich das eines Erzengels versorgte. Er war überzeugt, der dritten und letzten Generation dieser Erzengel anzugehören, mit deren Hingang dann das Weltende beginnen würde. Da aber die Angehörigen dieser Sekte überzeugt sind, nach dem Tod die Seligkeit zu erlangen, ist es bei ihnen Sitte, beim Tod eines Anverwandten das allerfröhlichste und nicht das betrübteste Gesicht zu machen, überhaupt im Tod etwas Gott Wohlgefälliges zu sehen, das den Menschen heiter stimmen müsse; und diesem gar nicht unebenen, archaischen Gedankenzug des alten kleinen Doktors, der jetzt auf seinem Totenbett aufgebahrt liegt, haben wir es zu verdanken, daß wir am Sonntag doch Theater spielen können; das war die Meinung von dessen Frau, also von der Zangger-Großmutter, als sie vom Leid der Kinder um das gefährdete Theater hörte. Wir hatten uns bereits nach anderen Kräften umgesehen, da es nämlich Brosis letzter Sonntag in Zürich ist. So aber wurde nur die Hauptprobe vom Samstagabend auf den Sonntagmorgen verschoben. Dann geht es allerdings ganz großartig zu, denn es hat sich zu dieser Probe nichts Geringeres als ein Photoreporter gemeldet, der Bilder aufnehmen will, die er dann in eine

Zeitung unterbringt. Der gute Brosi weiß nichts davon, sonst steigt ihm die Sache zu Kopf, und er macht alles verkehrt. Es soll eine Überraschung für ihn werden; schon all die Tage spielt er Theaterdirektor und nimmt ein Telephon nach dem anderen ab, von Leuten, die sich Plätze sichern wollen. Also, es ist wirklich Hochbetrieb. Das Spiel selbst geht dann so vor sich, daß die Vorhänge, die unsere Diele vom offenen Zimmerchen trennen, in dem meine Frau haust, etwas zugezogen werden. Oben und unten werden Quervorhänge an diese geheftet. Hinter der Öffnung erblickt man dann die Bühne, bzw. den Theatervorhang. Die Bühne ist auf einem rohen Werkstattisch aufgebaut. Vorne ist ein Rahmen, hinten wieder ein Rahmen, die beide höchst originell und aus dem Impromptu zusammengefügt sind, und auch wie durch ein Wunder bis heute zusammengehalten haben. An den hinteren Rahmen wird die Hintergrunddekoration angelehnt; seitlich vom offenen Vorhang kommen schräggestellte Kulissen. Hintergrund und Kulissen werden nach jedem Bild gewechselt, ebenso die sonstigen Requisiten, als Bäume, Balustraden, Wirtshaustreppen, Serenadetreppen, Laternen, felsenförmige Gebilde oder Mobiliar, wie etwa Pult und Tisch für den Stadtrichter und dessen Schreiber. Das alles richtig aufzustellen, gibt nach jedem Bild schon enorm viel zu tun. Hinter dem Bühnentisch sind zwei weitere Tische aufgestellt, auf denen die Puppenführer stehen. Hinter ihnen hängt von einer Wand zur anderen, quer durchs Zimmer unter Benützung des mittleren Lampenhakens, an einer Schnur das Puppenpersonal, gute zwanzig Stück, große und kleine, liebeliche und grausige, die noch aus dem archaischen Zeitalter der Zeitungspapierknetetechnik stammen, die mein Sohn zwar jetzt überwunden hat, da er für ein neues Spiel die Puppen jetzt aus Holz schnitzt, wodurch sie allerdings viel entschiedenere Züge erhalten. Aber diese alten Puppen haben eine unglaublich sanft-groteske Ausdruckskraft. Aber weiter. Unter den drei Tischen kauert der Kleinste von der ganzen Familie, der ist acht Jahre alt, hat vor sich ein Schaltbrett, das ebenfalls ein Produkt der Hausindustrie ist, wie alles übrige, und ist der Beleuchtungsmeister. Sein Amt ist, die drei Schalter richtig ein- und auszuknipsen, zu welchem Zweck er von unter den Tischen dauernd mich im Auge behält. Ich selbst sitze eng verkrümelt, hinter einer Beleuchtungstrommel, rechts

von der Bühne (rechts vom Zuschauer aus), und meine Aufgaben sind, erstens den Vorhang immer im richtigen Augenblick herauf- und herunterzulassen, dann die Männerstimmen zu sprechen, sowie auch vielfältig zu variieren, drittens, eine Kuhglocke zu läuten, sowie den Gong bei Beginn eines jeden neuen Auftritts. Ich muß den Beleuchtungsmeister im Auge behalten, und der Sprecherin der Frauenrollen sowie der Geigerin, die auf die Bühne nicht sehen können, weil sie rechts von mir, etwas im Hintergrund sitzen, die Zeichen geben, wann und wie sie zu sprechen und zu musizieren haben. Auch muß ich im geeigneten Augenblick einen Blumenstrauß einem Diener an den Kopf werfen. Für das nötige Volksgemurmel, das etwa vorkommt, sorgt das Ensemble.

Puppen, Bühne, die gesamte Einrichtung, das muß ich hervorheben, stammt alles von meinem Filius; ich habe keinen Nagel darin gesteckt. Nur die Schalttafel ist von einem der Zangger, sowie einige Verstrebungen für die Bühnenrahmen, die schließlich doch zusammengebrochen wären; denn mein Sohn ist ein reiner Holz- und Papiertechniker, während der ältere Zangger immerhin Schlosserlehrling ist. Aber woher der gute Junge alle die Latten, Rollen und Kleiderstoffe herhat, das weiß der liebe Himmel. Er ist nie in Verlegenheit. Am drolligsten an diesem jungen Zeitgenossen, der neben mir aufwächst, ist aber, daß er in drei verschiedenen, völlig voneinander getrennten Welten lebt. Vor einigen Tagen war sein »Zugführer« da; das ist ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der seine Pfadfindergruppe unter sich hat. Er besuchte mich in der offenbaren Absicht, aus meinem Sohn klug zu werden, weil er ihnen gesagt habe, er werde demnächst verreisen und ein halbes Jahr fortbleiben, ohne sich aber weiter über Zweck und Ziel dieser Reise zu erklären. Ich habe nicht gewagt, diesem jungen Mann gegenüber das Puppentheater zu erwähnen; ich hätte mich eines Vertrauensbruches schuldig gemacht. Diese zwölf, fünfzehn Jungen, mit denen er jede Woche zusammenkommt, haben nicht die geringste Ahnung, daß er Puppen herstellt und Theater spielt; und auf Anfrage von mir hin, hat er auch erklärt, er wolle sie gar nicht einladen. Dabei ist er mit ganzer Seele bei der Pfadfinderei und freut sich, daß er nächstens ins Maggiatal in ein Ferienlager kommt. Die dritte Welt, die von den beiden anderen ebenfalls streng abgetrennt ist, ist natürlich die

Schule. Auch dort darf man von seinem Theater nichts wissen. Der erlauchte Kreis, der zugelassen wird, besteht nur aus den Söhnen von Zigeunern gleich mir und meiner Frau. Und es ist etwas, das mich tief bewegt dabei. Jener junge Zugführer sagte mir, der Junge sei der stillste von allen und doch die Seele vom ganzen Zug, und sie seien alle furchtbar traurig, daß er wegkomme.

Soll das Puppentheater auch mitkommen bei der Evakuierung?

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihren furchtbar lieben Vorschlag bzw. Anerbieten. Ich werde es gerne melden, obschon ich das ganz *contre cœur* mache, da ich an Evakuierungen nicht glaube und mich realiter nicht gern mit ihnen abgebe. Aber wenn Sie glauben, daß wir Ihnen weniger zur Last fallen als andere Leute, die Sie nicht kennen, so will ich es gerne tun. Nur schien es mir, Ihre Frau sagte mir, man habe Sie mit Invakuierungen überhaupt ganz verschonen wollen; und nicht zuletzt wäre auch zu bedenken, daß wenn wir hier fortmüssen, dann der Staat auch für uns sorgen wird, daß wir nicht verhungern und dem Volksstamm der Schweizer erhalten bleiben. Dies trifft zumindestens für die Frauen und Kinder zu. Ich selbst werde vermutlich nicht evakuiert, sondern als Hilfsdienstpflichtiger eingezogen werden. Es kann auch sein, daß ich fürs erste mit evakuiert und erst später eingezogen werde. Soll ich es also melden?

Hier ist es entsetzlich kalt geworden, gestern mußte ich früh zu Bett und Grog trinken, weil eine Grippe im Anzug war, die aber heute bereits das Feld geräumt hat. Im übrigen bin ich jetzt ganz im Altertum drin, was ja auch aus meiner häufigen Verwendung des Wortes »archaisch« in meinem Brief zu merken ist. Das Buch, das ich übersetze⁴, ist zwar von keiner Geistesgröße, aber für mich doch sehr lehrreich, was auch dadurch bewirkt sein mag, daß ich mich Satz um Satz mit ihm beschäftigen muß. Im übrigen schreibt aber der gute Mann einen geblühten Stil, der dem Übersetzer gerade dort die härtesten Nüsse aufgibt, wo er am ätherischsten, suavsten, graziösesten und charmantesten ist. Die Franzosen haben eine Art, aus nichtigen Worten ein Satzgebilde hinzustellen, genau wie die Pariserinnen, die aus einem Fetzen einszweidrei den schönsten Hut gedreht haben. Dazu findet sich im ganzen Buch keine dem ein Bein stellen lassen will, ist etwas nie so und so gewesen, einzige entschiedene Behauptung, sondern, da er sich von nieman-

sondern stets nur höchst wahrscheinlich, vermutlich, ohne Zweifel, bis auf geringe Ausnahmen, oder nach allgemeiner Ansicht so gewesen. Das alles übersetze ich einmal so hin, wie es kommt, später folgt die Aufgabe, es im Deutschen klug abzuwandeln. Falls es sich machen läßt.

Eines frage ich mich immer bei diesen Franzosen, ob sie Bachofen¹ kennen. Die erste französische Übersetzung einiger Stücke aus seinen Werken erschien erst vor zwei Jahren, weil eine frühere Übersetzung der Einleitung zum Mutterrecht von frauenrechtlerischer Seite mit Beschlag belegt wurde, worauf die Franzosen, die stets nur so denken, wie der Code Napoléon ihnen vorschreibt, nichts mehr von Bachofen wissen wollten.

Es ist spät geworden, über Mitternacht, alles schläft, auf dem Schiffplandeplatz kreischen, lachen, weinen die Weinseligen. Es wird kühl im Zimmer, ich muß schließen.

Meine Frau ließ sie noch herzlich grüßen, als ich ihr sagte, daß ich Ihnen schrieb.

Herzliche Grüße, auch an Ihre Frau,

Ihr Humm

1 Außenministerium und Finanzminister: spaßeshalber für Humm und seine Frau.

2 Zanggerkinder: Neffen und Nichten von Frau Lili Humm (Zangger ist der Familienname).

3 Brosi: Sohn Humms.

4 J. Charbonneaux, »Archaische Plastik der Griechen«; Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1942. S. auch S. 98.

5 Johann Jakob Bachofen (1815-1887), Altertumsforscher und Rechtshistoriker; seine Deutung der antiken Mythologie und Symbole fand seit etwa 1920 zunehmend Beachtung. B. gilt als der Entdecker des Mutterrechts.

59

1. April 1940

Lieber Herr Humm!

Das Beiliegende¹ kam gestern von jener Zürcher Arche Noah, die Ihnen damals Spaß machte.

Bei dem Flötengedicht halte ich es vorläufig versuchsweise so, daß ich den ersten Vers ganz weglasse und im zweiten (jetzt also ersten) nur statt »das« fremde Haus schreibe »ein fremdes Haus«.

Es grüßt Sie Ihr H.

1 Nicht erhaltener Brief der Redaktion der Zeitschrift »Arche Noah«.

[Dem Brief lag als weitere Beilage ein Neuabdruck der Betrachtung »Kir-



*Lili Humm im Juni 1939 auf Hesses
Terrasse in Montagnola.*



Rudolf Jakob Humm, um 1929.

Lieber Herr Hesse,

nun heitert es endlich wieder auf, und diese regnerische, kalte, ungemütliche Woche wäre hinter uns gebracht. War es im Tessin auch so schlimm? Hier hat's Bindfäden geregnet, und die Wolken drangen schier ins Zimmer herein.

Ich habe Ihnen zu danken wegen der Zusendung Ihres Aufsatzes aus dem Jahre 1914¹, der gar schön ist, und in dem Sie einem vorkommen, wie Sie selbst den Bach geschildert haben, wie einer, der sich eine Kapelle baut und dann in sie hineintritt und weiterbaut und selig wird. Ich behalte ihn noch ein wenig hier, wenn es Ihnen recht ist; vielleicht läßt er sich im Vortrag verwerten. Ich denke immer daran herum, habe aber noch nichts notiert. Er findet Mitte Juni statt.

Dann schickten Sie mir einen Brief der Archonten², den ich hier wieder beilege. Diesmal haben sie auch mir geschrieben, und zwar haben sie mich gebeten, ihnen einen Zukunftsraum zu erzählen; den wollten sie dann abdrucken. Ich lege Ihnen die Kopie meiner Antwort bei, weil sie ausführlicher ist, als was erscheinen wird. Ich zitiere darin Hitler. Da wir gerade bei dem Mann sind, wollte ich Ihnen sagen, daß ich Rauschnings Gespräche³ hier habe. Der sie mir lieb, meinte, ich solle sie nur fleißig weiter leihen. Wenn Sie Verlangen danach haben, um orientiert zu sein, schicke ich sie Ihnen gerne zu. Erhebend ist die Sache freilich nicht.

Unser Marionettenspiel ist mit Erfolg gestiegen. In der Hauptprobe am Sonntagmorgen ging zwar alles verkehrt, es war rein verhext; aber die Sachverständigen des Theaters erklärten uns, dies sei ein überaus günstiges Zeichen, und es wäre gegen alle Regeln und Erfahrungen, wenn es anders verlaufen wäre. Sie hatten recht. Es ging wirklich ausgezeichnet, und die Kinder hätten Sie sehen und hören sollen. Auch die Photos sind prächtig gelungen. Sobald ich sie habe, (der Mann ist dauernd im Dienst und hat nur ein paar provisorische Abzüge gemacht), schicke ich Ihnen welche zu.

Im übrigen ist alles in der Schwebe. Die Büchergilde hat sich noch nicht ausgesprochen, ob sie das Buch⁴ nehmen wird. So warte ich zu. Ich habe bereits ein anderes – kürzeres! – Buch im Kopf⁵, eine alte Geschichte, die schon lange in mir herumspukt. Ich schreibe mir hie und da etwas auf, aber so recht dahinter mag ich nicht gehen, solange ich nicht weiß, wo das andere unterkommen wird.

Mit der Übersetzung des archaischen Buches⁶ bin ich fertig und damit jetzt ein bißchen eingeweiht in diese alten Dinge. Ihre Frau wird mich auslachen, aber ich muß doch sagen, daß es mir nicht recht einleuchtet, warum der Apollo des Zeustempels von Olympia nicht der Apollo, sondern der Peirithoos sein soll. Warum soll dieser über den *Theseus* so sehr hervorragen? Dazu war er ein Thessalier, überhaupt eine Nebenfigur. Ich sehe keinen Grund, warum er so zentral und groß da stehen müßte, wie am anderen Giebel der Zeus. Höchstwahrscheinlich sind die beiden Freunde links und rechts vom Gott gestanden, gleich groß, der eine als der Gastgeber und der andere immerhin als der Theseus. Ihre Frau wird aber sagen: »Naaa ja! Schooon recht!« Ich höre sie schon, und halte zu Gnaden . . .

Aber es war doch sehr schön, so weit fort zu sein, einige Wochen lang. Jetzt¹ liest die Übersetzung meine Frau, die betreffs gewisser Kunstausrücke doch sachverständiger ist als ich, und hie und da eine Bemerkung anzubringen hat.

Wie geht es Ihnen? Hoffentlich gut, oder wenigstens erträglich; das wünsche ich Ihnen.

Frau und Kinder senden Ihnen herzliche Grüße und ich desgleichen.

Ihr Humm

1 »Kirchenkonzert«.

2 »Archonten«: Redaktion der Zeitschrift »Arche Noah«.

3 Hermann Rauschning, »Gespräche mit Hitler«, 1939.

4 »Carolin«, Roman, erschien bei der Büchergilde Gutenberg, Zürich, erst im Jahre 1944.

5 Ein Entwurf, betitelt »Siebenshaw!«, welcher später der Anfang des 1972 in der »Neuen Zürcher Zeitung« erschienenen Romans »Der Wicht« wurde; Werner Classen Verlag, Zürich, 1976.

6 J. Charbonneaux, »Archaische Plastik der Griechen«, a. a. O.

An die Redaktion der Zeitschrift »Arche Noah«:

Zürich, den 25. März 1940

Lieber Herr Künzli,

haben Sie herzlichen Dank für Ihren freundlichen und ausführlichen Brief. Ich möchte daraus einen Satz aufgreifen, der mir die Möglichkeit gibt, Ihnen ganz privat einen Gedanken auszusprechen. Sie sagen: »Wenn sich aber jeder heute schon sein Zukunftsbild starr festlegt, so befinden wir uns in einigen Jahren in der selben Anarchie wie heute, denn dann will jeder sein eigenes Haus bauen und streitet mit dem Nachbarn um den Bauplatz.«

Das trifft nicht nur zwischen Individuen zu, sondern auch zwischen Staaten. Ich las vor einigen Tagen die Gespräche Rauschnings mit Hitler; das Buch sollte man wirklich allen empfehlen, die politischen oder auch nur weltanschaulichen Zukunftsträumen allzu leichtfertig nachhängen. Was da nicht alles zusammengeträumt wird, das geht auf keine Kuhhaut! Und was mich als Liebhaber der Phantasie am meisten betrübt: der Mensch diskreditiert beim Publikum den Traum als solchen; und ich fürchte, wir werden recht nüchternen Zeiten entgegengehen, in Deutschland, wenn einmal Hitler gestürzt sein wird. Hier wird der Träumer zum – Traumatiker.

Es heißt also aufpassen mit dem Schwelgen in Zukunftsträumen. Selbst der, von einiger Qualität, der einen Klang wie von alter Bronze hatte, von den griechischen Dichtern und Denkern her, der Traum von der Wiederherstellung des Goldenen Zeitalters, ein uralter abendländischer Menschheitstraum, aus dessen goldigen Glaubenstiefen die patristische Naturrechtslehre hervorging, später Rousseau, noch später die großen Sozialisten – – – selbst dieser Traum verwandelt sich unter den massiven Händen der Verwirklicher und Nutznießer in ein Gelächter der Hölle . . .

Ich fürchte, wir leben zu sehr in einer Zeit der entfesselten Traumverwirklichung, als daß man es wagen dürfte, neue Träume zu den alten beizusteuern. Und doch will ich Sie nicht enttäuschen und Ihnen sagen, was ich glaube, und was ich mir über die Zukunft erträume; nur will ich es vorsichtshalber durch meine Subjektivität verklausulieren, das heißt von mir selber ausgehen, damit man

gleich die Bedingtheit, Gebundenheit und Personalität dieses Traumes merke, und ihn somit als private und nur für den Inhaber charakteristische Chimäre werte.

Ich träume also für mich zunächst einmal, daß ich in späteren Zeiten über ein Häuschen, einen Garten und ein kleines Einkommen, das mir erlaubt, sorglos zu leben und meine Bücher zu schreiben, verfügen werde. Ich träume auch davon, daß mir einfache, liebenswerte, ungeplagte Bücher gelingen werden. In mir streitet der Denker noch dauernd mit und für den Dichter, weil heute alles so fragwürdig ist und der »blaue Grund der Dinge, wo Dichtung und Wirklichkeit einander begegnen« (wie Novalis sich ausdrückt) erst wieder gefunden werden muß.

Dieser Grund liegt in der Innerlichkeit der Menschen. Die ist arg verschüttet.

Ich träume von einer Zeit – aber die liegt in weiter Ferne! –, wo die Menschen ein größeres Vergnügen daran finden, eine größere Spannung daran erleben werden, daß sie einander ihre Romane und Gedichte vorlesen, ihre Kompositionen vorspielen, ihre Maleereien, Bildhauereien, Puppenschnitzereien zeigen, als daran, daß sie in Versammlungen gehen, politisieren, Kanonen bauen und Imperien gründen. Es soll in Island noch vor wenigen Jahren so gewesen sein, daß die meisten Einwohner dieser Insel in ihren langen Nächten sich als naive Schriftsteller betätigten. In China war es ähnlich. Ich träume von solchen isländisch-chinesischen Zeiten, wo der Mensch spielen und das heißt, ganz bei sich selber sein wird.

Auch daß man sich mit Atomzertrümmerungen, Supermikroskopen, Höhenstrahlung und komplizierten Integralgleichungen abgibt, dünkt mich unvergleichlich viel würdiger und wichtiger als alles, was der Tageslauf uns von den Zukunftsmusikanten wieder Neues bringt. Und ich bin auch überzeugt – und dies ist mein Glaube – daß alle, die heute schon so leben, als wäre jener Traum verwirklicht, die also ihre Wissenschaft und ihre Kunst vor und trotz allem pflegen, die wahren Politiker auf diesem Planeten sind, die wahren Baumeister einer neuen Welt, deren Werk sich durchsetzen wird gegen die wilde Hydra aller politischen Traum- und Zauberkünstler, die uns von links und rechts her gefangen nehmen und angeblich beglücken wollen (und die uns nur das

phantastische Unvermögen der Nichtskönner zu Gemüte führen, was man dann »Weltgeschichte« nennt.)

Hitler spricht einmal, laut Rauschning, die nicht unebenen Worte: »Das Grübeln nützt in diesen Dingen nichts. Sie können sich auf den Kopf stellen, wenn eine Sache nicht reif ist, bringen Sie sie nicht zustande. Das weiß ich als Künstler. Und ich weiß es als Staatsmann. Dann heißt es nur eins, Geduld haben, zurückstellen, wieder hervorholen, nochmal zurückstellen. Im Unterbewußtsein arbeitet das dann. Es reift, manchmal stirbt es ganz ab. Wenn ich nicht die innere, unbestechliche Gewißheit habe: das ist die Lösung, so muß sie aussehen, mache ich nichts. Und wenn die ganze Partei mir in den Ohren liegt: handle. Ich tue es nicht, ich warte.«

Hätte er wirklich zu warten verstanden, er wäre Künstler geblieben. Aber er war eben ein schlechter Künstler, ein Nichts- und Wiedernichtskönner. Und das, was er jetzt treibt, nennt sich Politik und Weltgeschichte. So steht es bei ihm, und so steht es bei allen.

Ich freue mich über Ihre Arche, die über diese Sintflut flott dahinschwimmt. Sie wird Land finden, wenn jeder in ihr seine Fertigkeiten zu einer vollendeten Könnerschaft entwickelt. Das ist der Zukunftstraum, den ich mit der heutigen Jugend verbinde, der Wunsch, den ich ihr ausspreche.

Nun wollten Sie aber, wie ich wieder sehe, diesen Brief in Ihrer Zeitschrift veröffentlichen, und ich habe Ihnen und den Noachiden eher privat geschrieben. Ich mache einen roten Strich am Rande jener Absätze, die Sie verwerten können.

Recht herzliche Grüße!

Humm

61

10. April 1940

Lieber Herr Humm!

Ihr Brief hat uns große Freude gemacht, möge das Theater wohl gelungen sein! Mit der Evakuierungsgeschichte mag ich Sie nicht plagen, es sollte nur eine Anregung sein.

Das Gedicht¹ hat wohl zehn verschiedene Stadien durchgemacht. Jetzt ist es beisammen.

Herzlich Ihr H. H.

1 »Flötenspiel«; neue Fassung nachfolgend.

Ein Haus bei Nacht durch Strauch und Baum
Ein rotes Fenster glühen ließ,
Und dort im unsichtbaren Raum
Ein Flötenspieler stand und blies.

Es war ein Lied so altbekannt,
Es floß so gütig in die Nacht,
Als wäre Heimat jedes Land,
Als wäre jeder Weg vollbracht.

Es war der Welt geheimer Sinn
In seinem Atem offenbart,
Und willig gab das Herz sich hin
Und alle Zeit ward Gegenwart.

62

11. April 1940

Lieber Herr Humm!

Meine Zeilen an Sie waren kaum weg, als die Ihren kamen, mit dem guten Theaterbericht und der Beilage an die Arche, die mich freute. Inzwischen habe ich jenes Gedicht¹ durch beinahe zehn Zwischenfassungen hindurch zur letzten gebracht, so stand es am Sonntag in der National-Zeitung. Eine kleine Betrachtung über diese Umarbeitung schrieb ich an einen meiner Söhne und sandte sie dann auch der Zürcher Zeitung, weiß aber noch nicht, ob die sie bringt². Ich bin recht schlecht beieinander, auch scheußlich zerstreut und vergeßlich, es fehlt an der Durchblutung des Gehirns, das ist etwa so, wie wenn eine Zigarre nicht zieht.

Unser Goethe³, in dem wir noch lesen, neigt dem Ende zu, zu meinem Bedauern wird er uns bald sterben, es ist schon 1830.

Wegen des Hitler schreibe ich vielleicht einmal, im Moment mag ich nicht dran hin.

Über Peirithoos und Apollo ist Ninon gar nicht sicher, aber daß Peirithoos Ihnen als eine »Nebenfigur« gilt, hat ihr strenges Kopfschütteln erregt.

Viele Grüße Euch allen! H.

- 1 »Flötenspiel«, Erstdruck am 7. 4. 1940 in der »National-Zeitung«, Basel.
 2 »Blatt aus einem Notizbuch«, erschienen in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 14. 4. 1940, s. Anhang S. 290 ff.
 3 »Goethes Gespräche«, hrsg. von F. v. Biedermann; s. auch Brief vom 21. 3. 1940, S. 86, 89.

63

13. April 1940

Lieber Herr Humm!

Ninon bittet mich, Sie doch nochmals wegen der Evakuierung zu fragen. Sie macht sich Sorgen darüber, wen wir dann, falls es dazu käme, ins Haus bekommen würden. Auch waren inzwischen Bekannte aus Basel da; die sind für den Fall der Evakuierung von Freunden in Lausanne eingeladen, und haben das richtig polizeilich angemeldet. – Also wenn es Ihnen nicht allzu widerwärtig ist, würde ich doch bitten, die Anmeldung wirklich zu machen. Schon vor acht Tagen sahen wir einen Schwalbenschwanz fliegen, und dieser Tage hat der Kuckuck einen halben Nachmittag lang gerufen.

Herzliche Grüße

Ihr H. Hesse

64

14. April 1940

Lieber Herr Hesse,

wir haben es also gemeldet; ich sage Ihnen dann, wenn die Bestätigung eintrifft.

Ich las gestern Ihr schönes Feuilleton in der NZZ¹. Meine Frau liest die »Gedenkblätter«².

Ich wollte Ihnen immer sagen: der Biedermann³ ist in der Zentralbibliothek nicht zu finden!

Darf ich Ihnen zum Gedicht wieder etwas sagen? Sie haben es das vorige Mal so freundlich aufgenommen, daß ich vielleicht etwas nachholen darf, das ich letzthin nicht so ausführlich sagen mochte. Es betrifft eigentlich mehr die verlorengegangenen Verse. In diesen Versen äußerte sich eine Neigung zum Deskriptiven, zum Nachmalerischen, etwa in dem Vers: In wolkiger Vorfrühlingsnacht. Dieser Vers wirkt sehr plastisch, bringt das Sich-Übereinandertürmen der Wolken zur Anschauung, das, zu dem die Italiener l'accavallarsi⁴ sagen würden, die ganze unruhige Bewegung. Aber

er ist deskriptiv, während das übrige Gedicht es nicht ist. Und so war auch der vierte Vers. Nun finde ich, daß dieser Wunsch zur Deskription und zur vielleicht zu genauen Präzisierung, in der neuen Fassung, im »roten« Fenster wieder aufgelebt ist. Ich las Ihr Gedicht stehend in der Museumsgesellschaft, in der National-Zeitung; und es kam mir fremdartig vor, als sei etwas ungeheuer Verschiedenes daraus geworden. Zu Hause sah ich dann, daß nur dieser rote Farbfleck hinzugekommen war, was ich allerdings nicht genau beurteilen konnte, da ich die NZ nicht bei mir hatte. Dann fand ich es durch Ihren Brief bestätigt. Nun finde ich, »rot« und »glühen« drücken auf das Folgende, drängen es ins Graue zurück; während »leise« und »schimmern« es aufleben lassen. Dazu bereitet »leise« und »schimmern« auf ein Seelisches vor, während die anderen beiden Wörter auf ein Sinnliches vorbereiten. Es ist die Einheit des Gedichts nicht gewahrt. Ich sehe im ganzen Gedicht nichts, das zu diesem Rot in Beziehung stünde, und ich fürchte, es war ein Wille dabei tätig und ein zu großes Wissen um die symbolische Bedeutung von »rot« und »glühen«¹. So ist der Vers zu stofflich ausgefallen. Ich sage wie ich's empfinde. Aber ob ich es auch so empfunden hätte, wenn ich die erste Fassung nicht gekannt hätte?

Ob die Anemonen und Primeln auch unter sich über ihre Farben streiten?

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 »Blatt aus einem Notizbuch«, s. auch Brief Nr. 62 vom 11. 4. 1940 und Anhang, S. 290 ff.

2 H. H., »Gedenkblätter«, Berlin, 1937; Neuauflage Frankfurt/Main, 1962.

3 »Goethes Gespräche«.

4 L'accavallarsi, ital.: sich überlagern; sich überstürzen.

5 Vgl. hierzu Humms Aufsatz über »Die Farbe Rot in den Gedichten Hermann Hesses«, Anhang S. 309 ff (zu Brief Nr. 148).

65

17. April 1940

Lieber Herr Humm!

Über das Gedicht und seine Umänderung brachte die Post heut früh zwei Abhandlungen: eine von Ihnen und eine, übrigens sehr kluge, von Frau Dr. Carlsson¹ aus Stockholm.

Daß Sie das »leise schimmern« dem »rot glühen« vorziehen, ist

mir lieb, wahrscheinlich wird doch noch diese Zeile stehenbleiben. Die Entstehungsgeschichte sieht für mich etwas anders aus. Die erste Fassung war mehr erzählend und subjektiv, sie erzählte das Erlebnis selbst, auf dem das Gedicht beruht. Die zweite sucht das Private ganz zu eliminieren. Dabei wurde der erste Vers geopfert, und dabei tat es mir nun wieder um die zweite Verszeile, die wolkige Nacht, leid, sie war die räumlichste und sinnlichste des Gedichts. Daß ich dann in der zweiten Fassung das Rot und Glühen wählte, kam aus dem mindestens zur Hälfte bewußten Wunsch, von dieser verlorenen Raumtiefe und Nachtatmosphäre etwas zu retten.

Genug, es muß jetzt ein Ende haben mit den paar Versen. Sie entstanden am Abend eines Tages, an dem ich glaubte, am Ende aller Seelenkräfte zum Weiterleben zu sein, ich hatte mich nahezu aufgegeben. Darum vermutlich war das Gedicht mir wichtig. Die Macht der Musik, alle Zeit zu Gegenwart zu machen, brachte mir dann alles Tröstliche und Geistige zurück, oder brachte es in mir wieder zum Fluß. Nun, man muß dies Leben bald ertragen, bald erleiden, bald überwinden, bald überlisten, bald lieben, bald fürchten, das wird im Alter um nichts leichter.

Es grüßt Sie Ihr H.

1 Anni Carlsson, geb. Rebenwurzel; befreundet mit dem Ehepaar Hesse.

66

28. Mai 1940

Lieber Herr Humm!

Haben Sie schönen Dank für Ihren Vortrag¹, den uns Ninon vorgelesen hat und der mir Freude machte, auch des Moscherosch² wegen, und haben Sie Dank auch dafür, daß Sie uns Frau und Kind für eine Weile anvertraut haben³.

Ihren Vortrag habe ich nicht ganz ohne Beschämung angehört. Wer ihn hört, stellt sich den besprochenen Herrn bei der Arbeit vor, und davon ist bei mir leider schon lange keine Rede mehr, und zwar nicht etwa, weil das Schießen in der Ferne mich zu sehr stören würde, sondern bloß aus Senilität, denn auch das Schießen dringt nur noch schwach durch die Rinde, die mir allmählich das Gehirn umgibt. Ich hoffe, durch einige kleine Streichungen und

einige Randbemerkungen den Josef Knecht so zu redigieren, daß er seinerzeit als Fragment erscheinen kann, aber vorläufig will auch das nicht glücken.

Wenigstens ist es jetzt warm bei uns, und abends schwärmen jetzt die lücciole⁴ durch die Rebenreihen und am Waldrand hin.

Seien Sie herzlich begrüßt von

Ihrem H. H.

1 Vortrag »Friedensinseln«, gehalten am 23. 5. 1940 in der Zürcher Volkshochschule als Beitrag zu einem Zyklus unter dem Motto »Kunst und Weltgeschichte«.

2 Johann Michael Moscherosch (1601-1669); satirischer Schriftsteller.

3 Frau Lili Humm, Tochter Madeline und Peter Steiger (ein kleiner Neffe Humms) waren vom 15. bis 30. Mai bei Hesses in Montagnola evakuiert gewesen. Zuvor, am 29. April, hatte H. H. zusammen mit Frau Alice Leuthold die Familie Humm in Zürich besucht (vgl. Humms Tagebuchnotiz im Anhang S. 292) und die Angelegenheit wahrscheinlich mündlich mit ihm besprochen, so daß im Briefwechsel nichts weiter erwähnt werden mußte.

4 Lùcciola, ital.: Glühwürmchen.

67

Zürich, den 14. Juni 1940

Lieber Herr Hesse,

ich wollte Ihnen wieder einmal ein Lebenszeichen geben. Ich war ein wenig in Sorge, als sich meine Frau mit den Kindern bei Ihnen aufhielt, es könnte Ihnen des Guten zuviel werden; nun höre ich, daß es ungefähr gelungen ist, meine kleine Hechtplätzlerin¹ im Zaum zu halten und ihr den Unterschied zwischen dem Haus eines Dichters und dem Haus ihrer Freundin, der Bäckerstochter, begreiflich zu machen. Sie scheint ihn wirklich verstanden zu haben, wie sich nachträglich herausstellt. Das Ding ist klug wie ein kleines Weibchen, aber noch gänzlich ungeistig; sie denkt nur an das Essen und an ihre Hechtplatzerlebnisse und tut nichts als tuscheln und gigeln und necken und spielen und täglich hundert Sensationen erleben. Darunter ist die wichtigste das Schleckern. Sie haben das Produkt jetzt kennengelernt. Es war lieb von Ihnen, daß Sie ihm Ihren Schutz gewährten, und ich hoffe, wie gesagt, es sei ohne zu große Störung abgelaufen.

Hier gibt's nichts Neues. Meine Mutter wurde von meinem Bruder schon vor Italiens Kriegseintritt nach der Schweiz »evakuiert«. Ich hätte sie mir nicht denken können, wie sie dreimal in der Nacht in den Keller hinunterrannte.

Ich lebe in guter Zuversicht. An mein Buch denke ich jetzt lieber nicht. Vor einer Woche zog ich den Schlußstrich darunter. Ich übersetze ein schönes Buch von Landry², einem jungen Welschen aus der Schule Ramuz³, aber viel zarter als dieser; in Pastelltönen gehalten; eine Geschichte aus den Cevennen.

Viel Trauriges geschieht um uns. Aber ich habe eine Zuversicht. Ich habe das Vorgefühl, als hätten unsere Nachbarn im Norden an diesem heutigen Tag, wo sie Paris einnahmen, den Krieg verloren⁴. Der Schlag geht ins Wasser. Sie haben Paris nicht zertrümmert, damit sind sie schon zur Hälfte erledigt. Sie müssen plötzlich anständig werden: das bricht ihnen das Genick! Wie denn? werden die deutschen Soldaten denken, unser Attila wird gemächlich? Da legst du nieder! Und sie werden sich niederlegen. Der ganze Angriff stumpft in sich zusammen.

Grüßen Sie recht herzlich Ihre liebe Frau, die sich wahrscheinlich viel Sorgen macht. Eine gute Lektüre in dieser Zeit ist Schillers Geschichte vom Dreißigjährigen Krieg. Zum Beispiel, wie Wallenstein nach Stralsund hinunterhastet.

Recht viele herzliche Grüße, und nochmals vielen Dank, auch für Ihren letzten Brief.

Ihr Humm

1 Die Tochter Madeline (geb. 1928). Humm wohnte in Zürich am Hechtplatz.

2 Charles François Landry (1909-1973), sein Buch: »Buschwald«, Roman, übersetzte Humm für die Büchergilde Gutenberg. Dort erschienen 1941.

3 Charles F. Ramuz (1878-1947), franz.-schweiz. Schriftsteller.

4 Am 10. Mai 1940 hatte der deutsche Feldzug nach dem Westen begonnen mit dem Ziel (unter Verletzung der Neutralität der Niederlande, Belgiens und Luxemburgs), eine rasche Entscheidung in Nord-Frankreich zu erzwingen. Entscheidend für den Feldzug war der Durchbruch der Panzerkräfte der Heeresgruppe A über die Maas bei Sedan am 13. Mai. Am 14. Juni rückten die deutschen Truppen in Paris ein.

Lieber Herr Hesse,

vor lauter Umbruch und Neubestellung der Welt habe ich Ihren Geburtstag vergessen. Nun finde ich mich wieder zu Ihnen durch, bin aber noch ein bißchen blaß und seekrank.

War das ein Wetter, santa Madonna! Keine drei Monate sind es her, und man hielt Deutschland für ausgehungert und erledigt. Und jetzt sind die anderen erledigt. Ich las während der schlimm-

sten Tage, als man den Waffenstillstand verhandelte¹, wieder einmal Droysens Alexander². Das war mir ein aufschlußreiches Buch. Während derselben Zeit übersetzte ich ein Buch aus dem Französischen, und es war mir, als erlebte ich die Geschichte Frankreichs. Eine ganz einfache Dorfgeschichte aus den Cevennen, weit ab von jeder Politik, aber das ganze Greisentum und Aussterben Frankreichs war darin gezeichnet³.

Ja, und jetzt stehen wir mit beiden Füßen schön mitten im Fascismus. Was sollen wir tun? Ich weiß nicht, was wir tun sollen. Nur fühle ich, wenigstens in diesen letzten Tagen, daß die wahnsinnigste Veräußerlichung der Aufmerksamkeit sich wieder legt. Man sammelt sich wieder, kommt zu sich.

Aber dieser Krieg wird noch lange nicht zu Ende sein. Er wird Pausen und notdürftig zurechtgeflückte Friedensschlüsse haben; die seltsamsten Kombinationen werden wir noch erleben. Wir werden einen Dreißigjährigen Krieg auf der ganzen Erde haben. Schön wird es werden. Gerade heute erfahren wir den neuesten Streich der Weltgeschichte. Englische Schiffe schießen französische in den Grund. Wir werden unseren Enkelkindern etwas zu erzählen haben von diesem Welttheater, wo wir als Zuschauer in der Mitte saßen und das Drama sich um uns herum abspielte. Wir halten Hof, wir Schweizer, wie der große Louis XIV!

An mein Buch fange ich wieder ein bißchen an, zu denken.⁴

Was soll ich Ihnen sonst erzählen? Außer dem, was die Zeitungen uns bringen, erleben wir am Schiff ländeplatz unsere gewohnten, kleinen, einfachen Sachen. Am Samstagabend stellte sich einer am Eck der Bollerei auf, barhaupt, in Pumphosen und Sandalen, einen Fuß vor, eine Hand in den Rockaufschlag, ein Büchelchen in dieser Hand, und sang mit einer schaurig schönen Stimme patriotische Lieder, ganz allein. Er erhob das Haupt, bewegte es traurig und atemholend, untermalte mit der freien Hand und sang und sang, Lieder von der Heimat und vom Rhein, wobei er das R gewaltig rollte und mit jedem Ton daneben haute. Seine Äugelchen waren klein und rot wie Weichseln. Er glich dem Maler Soldenhoff; war im übrigen übergeschnappt.

Am Sonntag um drei gab's einen großen Auflauf, weil sich unter der Hinterachse eines Autos ein Bienenschwarm angesetzt hatte. Alle unsere Bekannten standen dort herum, auch Ehrismann, der

aus dem Dienst entlassen war und am anderen Tag sein Gedicht in der NZZ hatte; auch Bühler⁶ ging vorbei. Ein Polizist stand da, vorsichtig hinter drei Reihen von Zuschauern verschanzt, und schließlich kam die Bienenmutter angeradelt, im Hosenrock und mit einem Kistchen auf dem hinteren Sattel. Der Wagen wurde hinten von zehn Männern gelupft, die Kiste daruntergeschoben, der Schwarm schnell abgewischt, das Kistchen mit einem Rock zugedeckt, und dann stand die Frau noch eine Stunde da und gab Auskunft über das Bienenwesen. Es sei ein kleines Volk, es wiege nur ein Pfund. Ein Pfund Volk kam angefliegen . . . Unser Freund, der Photograph, der schon unser Puppenspiel aufgenommen hatte, hatte schnell seinen Apparat geholt und hielt diese Umsiedlungsaktion in jeder Einzelheit fest. Und abends konnten wir die Bilder in der Bollerei bewundern, und ein Italiener soll gesagt haben: »Binli sind kumma, weil sie haben sehn am Wagen Swizerkiiz!«

Und übrigens hat der italienische Wein um 40 Prozent abgeschlagen, ist Ihnen dies schon bekannt? Wäre ich ein Millionär, oder nur ein halber, ich würde Ihnen jetzt fünfzig Fiaschi⁷ schicken. Denn es ist doch immerhin etwas, daß man diese drei Monate überlebt hat, daß man Herz und Verstand und Gemüt noch hat, keinen Schiffbruch erlitt und weiter dauert. Und deshalb will man noch zäher weiterdauern. Denn das Schönste ist der Wechsel des Himmels über dem Menschentheater; jeden Abend einen anderen Himmel, immer neue Wolkenideen, Färbungen, Widerscheine. Manchmal ist's eine schräge Blendung wie in einem bestimmten Zimmer als ich ein kleiner Junge war, dann ist's wieder nordisch feierlich, wie in Göttingen, wo Krieg war⁸. Über diesen langen drei Monaten war das Festeste der Himmel. Darunter herrscht der Humbug. Je, sind wir doch dauernd aufgewühlt und in die Luft geworfen worden, wie eine arme Maus! Und dauernd ein Herzweh, einen Druck auf dem Herzen, als werde man dort hindurch umgepflügt.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau. Ich fürchte, sie quält sich sehr. Es hat keinen Sinn, man sieht alles viel düsterer, als es dann kommen wird.

Herzliche Grüße von

Ihrem Humm

1 Das in der Nacht vom 16./17. 6. gebildete, neue französische Kabinett unter Marschall Ph. Pétain hatte sich zum Waffenstillstand bereit erklärt. Am

22. 6. 1940 im Wald von Compiègne unterzeichnet, trat er nach Abschluß eines franz.-ital. Waffenstillstandes am 25. 6. in Kraft.
 2 Joh. Gust. Droysen (1808-1889), »Geschichte Alexanders des Großen«, R. v. Decker's Verlag, Berlin, 1917 (die erste Auflage erschien 1837).
 3 Ch. F. Landry, »Buschwald«, s. auch S. 107.
 4 Erneute Umarbeitung des Romans »Carolin«.
 5 Alexander Leo Soldenhoff (1882-1951), Schweizer Maler und Flugpionier.
 6 Jakob Bühler (1882-1975), Schweizer Schriftsteller, Sozialist.
 7 »Fiaschi«, ital.: große Strohflaschen.
 8 Humm hatte von 1915 bis 1918 in Göttingen theoretische Physik studiert.

69

Anfang Juli 1940

Lieber Herr Humm

Ihr vorletzter Brief war am Geburtstag meines Vaters geschrieben, den letzten schrieben Sie mir zu meinem eigenen. Wir haben ihn bescheiden, aber doch noch ein wenig gefeiert, unter andrem damit, daß wir einmal wirklich den ganzen Tag kein Wort über das Aktuelle sprachen. Dr. Lang¹ und Frau waren zu Tisch da, zum Tee kam noch Frau Geroe² und Böhmer³, es wurde auch ein wenig Boccia gespielt, und wenn es mich auch lächerlich müde gemacht hat, war es doch hübsch.

Meine Frau war in großer Sorge wegen Czernowitz⁴, jetzt ist wenigstens von ihrer Schwester eine Karte gekommen, gestempelt am Morgen des Tages, an dem die Russen einzogen: sie hat sich zum Bleiben entschlossen.

Sie erwähnen Ehrismann in Ihrem Brief. Ihm habe ich kürzlich mein Gedicht vom Januar geschickt, weil ich jetzt Abzüge bekam, aber das Ding kam zurück, »Adressat verreist«, und zugleich kam eine Anzahl Couverts, die nach England, Australien etc. adressiert waren, zurück mit dem Vermerk »Postverkehr eingestellt«.

Ich glaube, Sie haben recht mit der Annahme, daß alles nicht so gar schlimm kommen werde. Es liegt aber auch darin wieder etwas Fades: die ganze Weltgeschichte scheint immer auf Ziele und um Gesinnungen oder Weltveränderungen zu gehen, die sich dann sehr bald als nur halb so ernst gemeint herausstellen, man war gestern noch voll edler Gesinnungen, heut kann man aber auch anders, und das ist das Ödeste an der ganzen Sache.

Wir haben Dostojewskis »Dämonen« gelesen, lesen jetzt Guardinis Buch⁵ über Dostojewski, das ich allerdings schon kannte, und haben auch den »Jüngling« wieder zu lesen vor, von den großen

Romanen von Dostojewski ist das der, den ich am längsten nicht mehr gelesen habe, mindestens 20 Jahre.

Ninon hat es sehr streng, ganz abgesehen von der verzwickten Korrespondenz etc. Sie kocht dies Jahr mehr ein als sonst, und z. B. ein Beet Erbsen ernten, ist eine Arbeit von mehreren Stunden, die Erbsen ausschälen, dauert mehr als einen Tag, dann kommt erst noch das Einkochen. Auch Kirschen, Weichseln, Erdbeeren wurden eingemacht. Das Wetter ist heut wieder schön, heiß und sommerlich, meist aber war es launisch, schwül, regnerisch, voll Gewitter, oft plötzlich unangenehm kühl. Das häufige Eingesperrtsein durch Regen ist meinen Augen sehr schlecht bekommen.

Zu meinem Geburtstag sollten Sie nachträglich auch ein wenig Wein trinken, er ist ja, wie Sie melden, so billig geworden, so wird das Nötchen⁶ schon für zwei oder drei Fiaschi langen. Prosit!

Herzlich grüßt Sie drei

Ihr H. Hesse

1 Josef Bernhard Lang, Psychiater, s. auch S. 83.

2 Maria Geroe-Tobler (1895-1963), Teppichweberin, Schülerin von Kandinsky und Klee am Bauhaus in Dessau. Lebte in Montagnola. Einen ihrer sehr kunstvollen Teppiche hat H. H. beschrieben in »Über einen Teppich«, aufgenommen in: »Die Kunst des Müßiggangs«, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt/Main, 1973, S. 340 ff.

3 Gunter Böhmer (geb. 1911), Maler und Graphiker, Schüler von Emil Orlik und Hans Meid, seit 1933 in Montagnola in der Casa Camuzzi, Hesses früherem Wohnsitz. 1960-1976 Professor an der Kunstakademie Stuttgart.

4 Ihrer dortigen Verwandten und Freunde wegen.

5 Romano Guardini (1885-1968), »Der Mensch und der Glaube. Versuch über die religiöse Existenz in Dostojewskis großen Romanen«, (1933).

6 Dem Brief lagen fünf Franken bei.

Lieber Herr Humm!

Die beiden Werke von Tolstoi, die ich Ihnen einst zugebracht habe¹, beides von mir sehr geliebte Bücher, waren in anständigen Ausgaben und neu einfach nicht aufzutreiben. Ich habe sie darum antiquarisch gesucht und jetzt bekommen, »Krieg und Frieden« zwar in einer nicht gerade schönen Ausgabe, dafür die »Stufen« in der besten deutschen Ausgabe, die es gibt. Da sind sie nun. Wohl bekomm's.

H.

1 Vgl. hierzu die Briefe vom 26. und 28. 3. 1940 auf S. 90 f.

Lieber Herr Hesse,

das Fünfernötli¹ ist längst vertrunken! Einen Teil von dem Chianti bekam Zollinger² ab, der zum Nachtessen da war und uns Leiden und Freuden eines Soldaten erzählte, und auch politisch viele Sorgen hatte. Da der Traugott Vogel³ am anderen Tag ebenfalls Trübsal blies, und zwar dieselbe, sind wir drei Eidgenossen hingehockt und haben Briefe verschickt, und jetzt ist das Vaterland gerettet. Seitdem schweigen sie mäuschenstill und sitzen hinter ihren Büchern, und ich weiß nicht, ob es ein Grenzkoller war; so viel scheint festzustehen, daß der John Knittel⁴ sich bei Goebbels lieb Kind zu machen versucht hat und von Berlin kommend die Gegend bereiste, um die Geister heimzusuchen. Ausgerechnet der! Hier versuchten wir, einen Riegel zu stoßen.

Ich habe Ihnen nicht nur für das Nötchen zu danken, sondern auch für die Bücher⁵, die unerwartet kamen, und mir sehr lieb sind. Freilich weiß ich nicht, wodurch ich sie mir verdient habe! Warum ich Ihnen so lange nicht schrieb, will ich Ihnen sagen: weil ich mir vorkam wie ein Esel mit hängenden Ohren, als ich mein Buch wieder las. Seitdem haben sich die Ohren wieder ein bißchen aufgerichtet, aber gleich sinken sie mir wieder beim Gedanken, daß ich Ihnen zugemutet hatte, eine solche schlechte Fassung anzuhören. Erst jetzt wird es nämlich allmählich ein Buch. Eine der unleidigsten Hysterien, die ich noch zu überwinden haben werde, ist die, daß ich mich nie darin schicken kann, einen normalen Aufbau zu machen, dem logischen oder chronologischen Faden zu folgen; sondern das finde ich viel zu langweilig, und ich arbeite wie einer, der eine Plastik im Zimmer aufzustellen hat, und erst stellt er sie hinter den Ofen, dann unters Bett, dann verkehrt auf einen schwachbeinigen Tisch, dann liegend auf ein hohes Gestell, wo man sie nicht sieht. Bis mir ganz gräßlich zumute wird. Aber nie bin ich fähig, sie gleich auf die Kommode zu stellen, wo sie von Anfang an hingehört. Es ist die Art der Leute: mit der Kirche ums Dorf. Und eine schreckliche Plage. Dieses Zimmer hier ist einfach kein Zimmer, sondern ein Stall; und der darin lebt, ist ein Esel; das ist mir jetzt klargeworden.

Ich habe Esel so gern!

Neulich las ich ein sehr hübsches Buch von der Emily Brontë,

»Wuthering Heights«⁶. Angeregt durch einen Film, der nicht übel war. Aber die eigene Vorstellung beim Lesen setzt sich gegen die des Filmes durch; das habe ich jetzt erfahren. Es ist ein herrlich naives Buch. Auf 350 Seiten nichts wie Backfischphantasien und immer unterhaltend und immer großartig.

Gestern war Gerber⁷ da, der junge Lyriker. Das ist auch einer, dem der Verkehr mit Ihnen gut täte. Er wohnt in Tegna und verkehrt mit dem Maler Schürch⁸, von dem er mir ehrfürchtig erzählte, daß er seit sieben Jahren Joga praktiziert und schon bis zum Hals begraben in der Erde gesteckt habe, um zur richtigen Erkenntnis zu kommen. Alle von der jungen Generation, die ich kenne, sind dauernd hin und her gerissen zwischen Marxismus und der seltsamsten Mystik. Alle leben in der Trübheit; die Helligkeit ist etwas ungewöhnlich Seltenes; das Doktrinäre übt eine eigentümliche Magie aus; sie sind gebunden; also wie könnte eine Doktrin etwas Geistiges sein, da sie doch etwas von einem dunklen Zauber hat.

Mir fällt eben ein, daß Sie mir das letzte Mal schrieben, Sie läsen Dostojewski. Auch Gerber sprach von Dostojewski. Aber ich bin nicht für Dostojewski, ich bin für die Helligkeit: diese jungen Leute muß man aufhellen. Warum ist die Heiterkeit etwas derart Seltenes, und warum haßt man sie so sehr?

Meine Frau und mein Madeline lassen Sie herzlich grüßen. Immer wieder erzählt man am Hechtplatz von Montagnola. Neulich war meine Mutter hier, und ich las ihr »Einzug in ein neues Haus«⁹ vor.

Viele Grüße, auch an Ihre Frau

Ihr Humm

1 Vgl. S. 111.

2 Albin Zollinger, s. S. 24.

3 Traugott Vogel (1894-1975), Schweizer Roman- und Puppenspieldichter. Vogel und Zollinger, beide von der Besatzung der Festung Sargans, hatten erfahren, ein hoher Schweizer Offizier verkehre bei einem mit den Nazis sympathisierenden Schriftsteller.

4 John Knittel (geb. 1891), Schweizer Romancier.

5 Die beiden Tolstoi-Werke.

6 Emily Brontë (1818-1848), engl. Schriftstellerin. »Wuthering Heights« erschien deutsch zuletzt unter dem Titel »Die Sturmhöhe«, Insel Taschenbuch 141.

7 Emil Gerber, Schweizer Lyriker.

8 Johann Robert Schürch (1895-1941), Schweizer Maler.

9 H. H., »Beim Einzug in ein neues Haus«, Betrachtung aus dem Jahre 1931. (Enthalten in »Gedenkblätter«), WA 10, S. 134.

Lieber Herr Humm!

Ihr Brief macht mir Freude, und Ihre Liebe zu Helligkeit und Heiterkeit ist mir ja immer lieb gewesen. Nur daß Sie diese Liebe dazu verführen sollte, auf Dostojewski zu verzichten, glaube ich Ihnen doch nicht im Ernst.

Dostojewski hat, außer vielen andern Qualitäten, vor allem als einer der wenigen seines Jahrhunderts die Qualität der Größe. Er führt uns ja auch nicht nur in Qual und Wirrnis hinein, sondern meistens durch sie hindurch, und, was wenige seiner Leser eigentlich merken, er hat erstaunlich viel Humor für einen Problematiker und Propheten; zum Beispiel der »Jüngling« ist voll von humoristischen Zügen, der »Idiot« auch.

Daß Herr Knittel jetzt in solchen Missionen reist, paßt eigentlich gar nicht übel zu ihm¹.

Das Buch von Emily Brontë habe ich früher einmal in deutscher Übersetzung gelesen, und es ist mir ein starker Eindruck davon übriggeblieben. Den Schwestern Brontë² bin ich in der Lektüre je und je begegnet, und so habe ich neulich auch das bei Rascher deutsch erschienene Buch über sie gelesen, das leider ein scheußlicher Schmarren, ein sentimentaler Biographieroman übelster Art ist, aber interessante Tatsachen und eindrucksvolle Bilder (Portraits und Fotos) enthält, namentlich der alte Vater sieht genau wie eine Romanfigur von Emily aus.

Genug, ich versuche jetzt ein Sonnenbad zu nehmen, bei unsrem ewigen Nordwind ist das gar nicht so oft möglich. Das Befinden ist schlecht. Hinterm Haus, beim kleinen Anbau, sind wieder Arbeiter und graben, der Keller lief bei den letzten Gewittern jedesmal voll Wasser. Doch soll die Bauerei diesmal in einer Woche fertig sein.

Ihnen und Ihrem Buch alles Gute, und auch Ihrer Frau und Tochter einen herzlichen Gruß von
Ihrem H. Hesse

1 John Knittel ist Sohn eines Missionars.

2 Die drei Schwestern Brontë: Charlotte (1816-1855); Emily (1818-1848); Anne (1820-1849).

Lieber Herr Hesse,

ich wollte Ihnen heute danken für Ihren lieben letzten Brief, ob-
schon ich Ihnen keine anderen Nachrichten geben kann, als solche
über mein Buch¹. Ich bin darin verbohrt wie ein Wurm in einen
Pflirsich; sehe den ganzen Tag nur diese anderthalb Quadratmeter
Schreibtisch vor mir, und von der Welt weiß ich im Augenblick
nur, daß sie sehr heiß ist.

Ich habe das ganze Buch von vorne wieder durchgenommen und
neu abgeschrieben und bin mit der Hälfte ungefähr fertig. Das ist
jetzt alles schlanker geworden, straffer; viele Vorgänge, die mir
nicht klarwerden wollten, haben mir ihr Geheimnis jetzt preis-
gegeben, und so kann ich oft mit wenigen Worten etwas darstel-
len, wozu ich früher lange Umschreibungen und Abschweifungen
nötig hatte. Ich habe Gantias² Vorgeschichte jetzt an den Anfang
gestellt, gemildert und vertieft; dann habe ich einen *deus ex*
machina eingeführt. Der Verfasser trifft im Tessin einen alten
Maler, mit dem er sich über den Fall Gania-Muhr³ unterhält. Der
Maler stammt ebenfalls aus Lerchenau und ist Muhrs Onkel. Diese
Einleitung ist sehr kurz, und sehr bald vergißt man den Maler,
aber er wirkt stets aus dem Hintergrund. Diese Wirkung ist natür-
lich eine rein technische, er spielt nirgends in die Geschichte hinein,
aber weil diese jetzt in das Innere eines reiferen Bewußtseins
eingebaut ist, fallen tausend Unsicherheiten hinsichtlich Auffas-
sung, Wertung usw. dahin; auch vieles, das zu spielerisch war.

Sehr gut hat die Lektüre von »Krieg und Frieden« gewirkt, weil
Tolstoi ein großer Verdichter und Zusammenfasser ist. Er hat
es immer eilig, dauernd muß die Handlung weitergehen, und nir-
gends schweift er ab. Mein Buch war ohnehin zu lang. An manchen
Stellen hatte ich mir eine wahre Inflation erlaubt, weil ich immer
noch auf der Suche war, und es gibt Seiten, von denen ich heute
nur einen Satz brauchen kann, der bisher gleichwertig in einer
Brühe anderer Sätze und Einfälle schwamm, und den ich endlich
als den erkenne, der die Handlung weiterführt.

Auch das Geheimnis der kleinen Phil⁴ hat sich jetzt gelüftet. Sie
will reifer werden, sie will nicht mehr die kleine Phil sein. Damit
wird die Sache zwischen ihr und Muhr ernster angepackt. Und daß
sie auseinanderstreben, ergibt sich aus der Unruhe der Zeit; durch

eine Kürzung und Straffung sprang das von selbst heraus, und wurde mir endlich klar.

Ob das Buch einen Wert hat, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß der Schluß so ist, daß ich neulich, vom Museum zurückkehrend, meine Frau mit roten Augen antraf, weil sie bei diesem Schluß angekommen war. Aber was es dazu gebraucht hat! Als ich vor genau einem Jahr an die »endgültige« Niederschrift ging, hing noch alles voller Wolken. Was ich für Sorgen und Kummer ausgestanden habe, und welche Unsicherheit doch in mir war! Davon fühle ich heute wenig mehr. Im vergangenen November las ich eine Szene Freunden und meiner Frau vor und flehte sie an, mir doch zu sagen, was darin noch fehlte; denn ich fühlte, am Wesentlichen hätte ich vorbeigeschrieben. Keiner wußte Rat; es verstand überhaupt keiner, was ich wollte. Und jetzt ist es da, und es ist furchtbar einfach im Grunde.

Ich hoffe, in vier, spätestens in sechs Wochen fertig zu sein. Der Einfall, der allem den »Bogen gibt«, kam mir an Gottfried Kellers Todestag¹. Ich glaube, der gute Mann hat mir geholfen, er hat gefunden, es müsse einmal im Himmel etwas für mich getan werden; denn seitdem geht alles erstaunlich glatt. Möchte es so weitergehen!

Uns geht es den Verhältnissen entsprechend. Unsere Madeline hat vorgestern den See hin und zurück durchschwommen, mit den anderen Schwimmschülerinnen und begleitet von einem Kahn. Und heute soll sich die ganze Klasse in alten Kleidern und Bergstiefeln in den See stürzen; dann bekommen sie ein S auf das Leibchen genäht, und das heißt »Schwimmerin«. Von Brosi hören wir immer Gutes. Am 1. August² sei er ins Bett gegangen, denn er habe keine Lust gehabt, patriotische Lieder mit Leuten zu singen, die das ganze übrige Jahr auf die Schweiz schimpfen.

Viele herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau von uns beiden.

Ihr Humm

1 Wieder der Roman »Carolin«.

2 Gania, 3 Muhr u. 4 Phil: Gestalten aus dem »Carolin«.

5 15. Juli (1890).

6 Schweizer Nationalfeiertag.

Lieber Herr Humm!

Danke für Ihren Brief; die Entstehungsgeschichte Ihres Buches freut und interessiert mich.

Ninon ist für zehn Tage in Sils Baseglia. So kann ich auch keine Briefe schreiben, denn die Mehrbelastung der Augen dadurch, daß ich die ganzen Abende auf mich allein angewiesen bin, macht sich sehr empfindlich spürbar. Bei »auf mich allein angewiesen« fällt mir ein: Ein ganz junger deutscher Soldat, Leser meiner Bücher, bekam in Belgien eine schwere Verwundung; er blieb ganz vorn, nah beim Feind, mit einem zerschmetterten Bein liegen, und als er wieder zu sich kam, waren die Seinen zurückgegangen und er weit und breit allein. Er gab sich verloren. Dann, etwas später, begann er sich an Verse zu erinnern, die ihm einmal gefallen hatten, da war einer von mir dabei, in dem steht, das Beste sei, alles Schwere allein zu tun¹. Gut, dachte er, das probiere ich. Und kroch, ihm selber und jedermann unbegreiflich wie, mit seinem kaputten Bein trotz Blutverlust, Wundfieber etc., und trotzdem er bei jeder auffallenden Bewegung feindliches Maschinengewehr auf sich zog, zwei Kilometer weit durch den Klee zurück bis zur Truppe. Er liegt seit Mai in einem Lazarett und wird noch manchen Monat liegen; wenn er wieder hinken kann, hofft er, mich besuchen zu können.

Von Ihnen aber träumte ich: Sie waren fast ebenso lang wie in Natur, und waren bei Romain Rolland in der Lehre, dieser aber war mehr mit Gärtnerei, auch Spenglerei etc. beschäftigt, und so sah ich Sie denn im Dienst Rollands ein hübsches Stück von einem eisernen Gartenzaun auf den Schultern tragen.

Mir geht es eher mäßig. Der Sommer ist mir fast alles schuldig geblieben, namentlich die kurze, aber schöne Anregung und Erhöhung der Arbeitskraft, die er mir sonst stets brachte.

Addio, herzlich grüßt Sie

Ihr H

1 Letzte Strophe aus dem Gedicht von H. H. »Allein«: »Drum ist kein Wissen noch Können so gut, als daß man alles Schwere alleine tut.« Enthalten in WA I, S. 37.

Lieber Herr Humm!

Es reicht mir bloß zu einem raschen Gruß; wir haben Besuch, und ich bin durch die Gicht in Fingern und Füßen gefesselt, ich kann nur mit Mühe einige Zeilen schreiben, jeder Buchstabe tut mir weh.

Also, ich wollte bitten: leiten Sie das Beiliegende¹ an die Leiter der Schweizer Büchergilde weiter; und wenn möglich, geben Sie dem Anliegen auch Ihre Empfehlung mit.

Ninon ist glücklich; sie hat ihre lang ersehnte Philologin² für einige Wochen bei sich, die mit ihr jeden Tag zwei Stunden Griechisch liest, bis jetzt den Agamemnon von Aischylos.

Addio, viele Grüße!

Ihr H.

1 Offenbar ein Bittschreiben; nicht mehr auffindbar.

2 Dora Brunnhofer.

Lieber Herr Humm!

Wir gratulieren! Ihre Karte¹ war uns eine Freude.

Wir sind beschäftigt mit Ofensetzen etc., doch hat Ninon auch zur Zeit etwas Gutes und lang Gewünschtes im Haus. Als Gast für zwei oder drei Wochen ist eine junge Philologin da, die jeden Tag mit ihr zwei Stunden Aischylos liest. Das Wetter ist nicht mehr so wie im Gedicht, das ich mitsende, aber es ist noch mild und regnet nur hie und da ganz sanft. Nun steht uns noch die vendemmia² bevor.

Seien Sie mit Frau und Tochter begrüßt von uns beiden!

Ihr H. Hesse

1 Nicht erhalten.

2 Vendemmia, ital.: Traubenernte.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 28. SEPTEMBER 1940:

Spätsommer

(am 23. September 1940)

Noch schenkt der späte Sommer Tag um Tag
Voll süßer Wärme. Über Blumendolden

Schwebt da und dort mit müdem Flügelschlag
Ein Schmetterling und funkelt sammetgolden.

Die Abende und Morgen atmen feucht
Von dünnen Nebeln, deren Naß noch lau.
Vom Maulbeerbaum mit plötzlichem Geleucht
Weht gelb und groß ein Blatt ins sanfte Blau.

Eidechse rastet auf besonntem Stein,
Im Blätterschatten Trauben sich verstecken.
Es wartet alles in gebanntem Sein,
Wie Schlaf, wie Traum, und warnt dich, es zu wecken.

So atmet manchmal viele Takte lang
Musik, zu goldener Ewigkeit erstarrt,
Bis sie erwachend sich dem Bann entrang
Zurück zu Werdemut und Gegenwart.

Wir Alten stehen erntend am Spalier
Und wärmen uns die sommerbraunen Hände.
Noch lacht der Tag, noch ist er nicht zu Ende,
Noch hält und schmeichelt uns das Heut und Hier.

77

12. Dezember 1940

Lieber Herr Hesse,

ich weiß nicht, ob ich Ihre Frau richtig verstanden hatte, daß Sie mir melden würden, wann ich Sie einmal in Baden besuchen könnte.

Mir ging's die ganze Zeit nicht gut. Ich bin noch immer in der Schwebe wegen meinem Buch. Ich war heute beim Verlag; die Leute haben so viel zu tun, daß sie es noch nicht richtig lesen konnten. Solange ich den Bescheid nicht habe, kann ich nichts Rechtes aufbauen.

Ich las viel, unter anderem Raabes Schüdderump¹, der ein schöner Gewinn war. Ich bin recht traurig, daß ich Sie in Baden nicht sehen konnte; andererseits wäre es bei meiner bedrückten Stimmung für Sie kaum sehr anregend gewesen, mit solch einem Wartesaal zu verkehren, als welcher ich jetzt bin. Nun, das wird ja auch

einmal ein Ende nehmen. Dieses Vorgeburtsstadium ist freilich ein bißchen schrecklich, und zwar unter allen Gesichtspunkten. Könnte ich Sie doch sehen!

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 Wilhelm Raabe, »Der Schüdderump«, Roman in 3 Bänden (1870).

78

14. Dezember 1940

Lieber Herr Humm

Ihr Briefchen und Stoßseufzer erreicht mich grade am letzten Badener Abend, morgen reise ich ab und heim. Es war meine Absicht gewesen, Sie einmal für einen Nachmittag oder Abend einzuladen. Aber ich war und bin die ganze Zeit so müde und zu nichts fähig, daß ich mit Ausnahme eines täglichen Ausgangs von einer Viertelstunde die ganze Zeit gelegen bin, teils im Bett, teils auf dem Kanapee. An sich ist diese Altersdösigkeit, ohne Zweifel eine Art Verkalkung, nicht allzu schlimm, es ist eine Blutleere im Gehirn, ohne Schmerzen, aber mit Schwindel und Unruhe. Das Schlimme dran ist, daß es nicht nur Tage, sondern auch ganze Wochen dauern kann, und daß ich dann in der ersten wieder potenten und klaren Stunde erkenne, wie sehr das Fertigwerden meiner Arbeit¹ gefährdet ist, die ja in Monaten und Halbjahren kaum um kleine Striche vorwärtsgeht, und an der ich eben doch nur in den höchst seltenen guten Stunden etwas tun darf. Wenn nicht beinahe zehn Jahre Arbeit, samt einigen hübschen Ideen, drin steckten, wäre es egal. So aber reicht mein Humor nicht recht aus. Aber wir wissen ja noch nicht, wie es enden wird. Man braucht zur Dichtung unter andrem auch viel Geduld.

Viele Grüße, lieber Freund, und auch ein paar hier geschriebene Verse lege ich bei².

Herzlich Ihr H. Hesse

1 »Das Glasperlenspiel«.

2 Wahrscheinlich handelte es sich um das zu dieser Zeit entstandene Gedicht »Der Heiland«. WA 1, S. 118 f. Beilage nicht erhalten.

79

23. Dezember 1940

Lieber Herr Hesse,

nehmen Sie viele herzliche Weihnachtsgrüße von uns allen. Wir

haben es also erlebt! Vom Fenster aus sah man gegen Höngg hin merkwürdige Lichtkegel vom Boden aufblitzen, einer neben dem anderen, bis zum Himmel hinauf, aber geräuschlos und mit dem Aufleuchten der Funken der Straßenbahn zum Verwechseln ähnlich; nur etwas zu zahlreich und manchmal auch zu grell. Dann hörte man ganz fern einen Ton, als würde eine große Orgel zusammenbrechen, worauf eine Lokomotive auf und ab zu pfeifen begann. Am Himmel hörte man bedächtiges und arbeitsames Fliegergebrumm. Erst aus der Zeitung wurden wir daraus klug. Die Lichtkegel waren Brandbomben, die Orgel eine Sprengbombe und die Lokomotive eine Heulbombe. Ob etwas geschehen war, hätten wir aber an dem Abend selbst mit Bestimmtheit nicht sagen können. Nur waren die Kinder ziemlich aufgeregt und Madeline hatte sogar »Watteknie«.

Neulich war Ihr Sohn Heiner mit seiner Freundin¹ bei uns. Diese hat vor sieben Jahren einmal einen Schulaufsatz über mich gemacht; er verschaffte uns einen vergnügten Abend. Ich lege ihn bei.

Vom Atlantis-Verlag immer noch keine Nachricht. Herzlichen Dank für Ihr letztes Briefchen aus Baden und das Gedicht. Wir lassen Ihre Frau grüßen und wünschen noch einmal alles Gute.

Ihr Humm

Neulich schickte mir Frau Wassermann² aus Canada eine Broschüre von dort tätigen »Humanisten«. Es ist geradezu rührend, wie unbeschwert die noch philosophieren und einander zu beweisen versuchen, daß man mit unsereins das tiefste Mitleid haben soll. So weltfern und abstrakt wie nur ganz kindliche Völker. Glückliches Canada!

1 Isa Rabinowitsch; seit 1941 mit Heiner Hesse verheiratet.

2 Marta Wassermann-Karlweis (1889-1965), zweite Gattin von Jakob Wassermann; war zuerst aus Wien nach Zürich, dann nach Kanada emigriert.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 23. DEZEMBER 1940:

(Aus dem erwähnten Schulaufsatz von Isa Rabinowitsch:)

Auch ein Mann. — Er ist groß, sehr groß. So groß, daß ich mich auf die Zehen stellen muß, um mit meinen obersten Haaren in

die Nähe seiner Schultern zu gelangen. Und da er sich mit den Jahren so gestreckt hat, ist es begreiflich, daß er auch allmählich dünner wurde, so wie die Plastilinwürstchen, welche ich als kleines Kind mit so großer Wonne in den Händen knetete und dann drehte, bis sie ganz lange und dünne Würmer wurden.

Weit oben auf einem Hals sitzt ein Kopf. Dieser entspricht ganz dem übrigen Körper, ist auch so ausgemergelt; dessen ungeachtet gilt er als gescheit. – Er ist eben ein Dichterkopf. – Auf seinem höchsten Punkt liegen leichte, helle Haare, kühn nach hinten gekämmt.

Und dann, um von seinen Händen zu reden, die hängen unten, irgendwo an zwei langen, langen, knöchigen Armen, bei denen man alle Muskelfasern und drei spitze Spitzen am Ellenbogen sieht.

Seine Füße habe ich noch nicht gesehen, oder wenn ich Gelegenheit dazu gehabt hätte, nicht beachtet, sonst hätte ich bestimmt viel Interessantes von ihnen zu erzählen gewußt.

Weiter das Gesicht. Durch dessen untere Hälfte – die Stirne ist eben eine ausgesprochen hohe, eine sog. Denkerstirne – zieht sich eine überhängende Nase, welche in der Mitte nach außen geknickt ist und so einen kühnen Bogen bildet. Das Stück zwischen Lippen und Nasenlöchern, die übrigens sehr groß und schief sind, finde ich rührend, so –, ich möchte am liebsten sagen unschuldig, oder rein, oder so etwas. Auch seine Augen sind so. Sehr klein und doch groß, schauen sie einen und die übrige Welt an, manchmal mit fragendem, staunendem Ausdruck. Nur einmal habe ich beobachtet, daß diese kleinen, hellen, grau-grünen Augen einen Moment lang katzenartig flimmerten. Das war, als er die Brille trug und die Sonne sich darin spiegelte.

Sein Mund ist groß und geschlossen. Wenn er sich öffnet, gleicht er dem eines Fisches. Auch seine Lippen sind so hohl. Das Kinn ist ausgeprägt und ernst, obgleich es hinter den Mund tritt. Wenn der Mann denkt, sehe ich das diesem Kinn an, so wie man anderen aus den Augen lesen kann.

Blau steht ihm gut. Das trug er auch, als ich ihn kennenlernte und als ich mich von ihm verabschiedete. Seine Hosen, welche immer bis über die Knöchel reichen, seine Jacke mit den ebenfalls zu kurzen Ärmeln und sogar sein kleines Béret, das ihn meist hoch oben krönt, sind blau gewesen und sind es wahrscheinlich noch heute.

Blau, hoch, hager, mit einem Béret, kommt er einem entgegen und ist mit wenigen, wippenden, meterlangen Schritten schon um die nächste Ecke verschwunden. So ist dieser Mann.

80

Ende Dezember 1940

Lieber Herr Humm!

Statt eines Briefes kommt bloß die Drucksache (ein etwa zwölf Tage alter Aufsatz)¹ und ein Haufen guter Wünsche fürs neue Jahr. Wir haben uns beide seit der Heimkehr überanstrengt und sind kaputt. Bei mir namentlich die Augen.

Seien Sie alle mit unsern guten Wünschen bedacht und herzlich
gegrüßt
von Ihrem H. Hesse

1 Laut Humms Antwort vom 8. I. 1941 müßte es sich um die Betrachtung »Ein Brief« (auch u. d. T. »Zinnien« publiziert; vgl. H. H., »Die Kunst des Müßiggangs« a. a. O. S. 292) gehandelt haben, die aber bereits 1928 entstanden ist. Der »zwölf Tage alte Aufsatz« könnte sich auf einen veränderten Neuabdruck dieses Textes beziehen.

81

2. Januar 1941

Caro amico Humm!

Als ich dieser Tage an Sie schrieb, wollte ich Ihnen den Rat geben, zu Silvester einige Freunde einzuladen und ihnen genügend Wein vorzusetzen, dafür wollte ich Ihnen das Nötli¹ beilegen, aber es war zu viel los und ich versäumte es. Doch läßt es sich ja nachholen, auch ohne Silvester, nicht?

Ninon liegt tief im Bett.

Herzliche Grüße von Ihrem H. H.

1 Banknote.

82

Zürich, den 8. Januar 1941

Lieber, lieber Herr Hesse!

Ihr Nötli war dazu bestimmt, eine frohe kleine Gesellschaft zu befeuchten, die ich einladen wollte, sobald ich wegen meines Buches bestimmtere Nachricht erhalten hätte. Das zog sich hin von Tag zu Tag, und heute habe ich zwar endlich Bescheid erhalten, aber leider wieder keinen definitiven. Der Lektor vom Atlantis-Verlag, Dr. Jaeckle¹, lud mich und Zollinger, der in dieser Sache mein

Pate ist, heute morgen in ein Café ein, wo er mir dann des langen und breiten, und übrigens auch des klugen und gescheiten erklärte, daß er von meinem Buch das Beste halte, daß es ein Buch wie dieses in der Schweizer Literatur noch nicht gebe, usw. usw. – kurz, er lobte es sehr. Aber! Sein Verlag habe Sorgen. Papier-sorgen einmal, dann politische Sorgen. Das Buch könnte, wie er die Nazi kenne, gegen die Schweiz ausgeschlachtet werden, und dann könnte auch die besondere Position, die dem Verlag noch erlaube, innerhalb Deutschland allerhand Gutes zu wirken, gefährdet werden. Darum dürfe er in diesem Fall nicht eigenmächtig entscheiden, sondern er müsse die Sache erst Dr. Hürlimann, dem Inhaber, in Erwägung geben; dieser müsse also das MS lesen; er stehe als Korporal in einer Soldatenstube, habe aber viel freie Zeit und sei ein zuverlässiger, schneller Leser. Vierzehn Tage allerhöchstens würde ich warten müssen, aber so lange müßte ich eben warten. Und wie gesagt, wegen Papiernot sei es zweifelhaft, ob das Buch im Frühjahr erscheinen werde. Auch verspreche er sich einen Absatz von maximal nur 1000 Stück.

Es ist eine unleidige Zeit! Wäre der Verlag nicht so gut beleumdet, ich versuchte es nebenher mit einem anderen. Aber ich glaube, er beißt an! Er wurde ganz traurig, als ich anfang von Oprecht² zu reden. Also will ich warten, in der Zuversicht, daß es keine ver-trödelte Zeit sein werde.

Heute erfahren wir auch, daß wir keine Kohlen mehr bekommen werden, dabei haben wir das meiste schon aufgebraucht. Auch wir bekommen nur 40 Prozent. Wir werden schön frieren! Von morgen an richte ich mich im Vorraum ein. Damit habe ich übrigens schon heut abend angefangen. Diesen Brief schreibe ich Ihnen in-mitten der santa famiglia.

Schön war Ihr »Brief«³! Er glühte schön wie schönste Kohle, ver-zeihen Sie mir den Vergleich. Der letzte Satz Ihres »Briefes« hat mir viel Kopfzerbrechen bereitet⁴, weil ich bestimmt weiß, ihn schon anderswo gelesen zu haben, nur habe ich vergessen wo. Es muß im Sommer gewesen sein; ich habe ihn angestrichen und eine Reihe von Betrachtungen daran geknüpft; nur finde ich die Stelle nicht mehr. Helfen Sie mir und sagen Sie mir, wo er früher schon erschienen ist, und ob Sie ihn nicht schon in einem anderen Zu-sammenhang verwertet haben.

Während der letzten Wochen trieb ich viel Schweizer Geschichte. Es sind gleichzeitig drei Bücher erschienen, Weilenmann⁵, Feuz⁶, Gitermann⁷. Es sind gute Bücher, hauptsächlich W. und G. – Auch eine Reihe anderer Bücher habe ich besprochen, aber sonst nicht viel Rechtes getan. Es ist hier furchtbar kalt, und diese Quälerei mit meinem Buch läßt einfach nichts aufkommen. Mehr und mehr fühlt man sich unter eine Bleihaube gedrückt, und so versinken wir immer tiefer ins Gorillitikum⁸. Wenn man doch den Menschen des Jahres 4000 ein Telegramm schicken könnte: es gebe schon einige, die die Zustände als einen Skandal empfänden, empfunden hätten. So viel wäre zur Rettung unseres Jahrhunderts immerhin getan. Mehr tun ließe sich freilich kaum. Entzückende Menschheit!

Die Familie ordnet Bilder in Mappen. Sie verhält sich rührend brav. So ungefähr muß es unter Höhlenbewohnern zugegangen sein, bis auf die elektrische Lampe und die Schreibmaschine. Und als solch ein moderner Höhlenbewohnerfamilienvater sende ich Ihnen und Ihrer Frau herzliche Grüße. Mehr verspare ich für dann auf, wenn wir das Nötli anzapfen werden dürfen.

Ihr Humm

1 Dr. Erwin Jaekle (geb. 1909), Schweizer Lyriker, damals Lektor des Atlantis Verlag, später Chefredakteur der Zeitung »Die Tat«, Zürich.

2 Verlag Emil Oprecht in Zürich.

3 Siehe Fußnote 1 zu Brief 80.

4 Der letzte Satz lautet: »Wenn jene anscheinend so robusten und verflucht gesunden Geld- und Maschinenmenschen glücklich noch eine Generation lang weiter vertrottelt sind, dann werden sie vielleicht Ärzte, Lehrer, Künstler und Magier halten und hoch bezahlen, welche sie wieder in die Geheimnisse des Schönen und der Seele einführen.«

5 Hermann Weilenmann (1893-1970), Schweizer Schriftsteller, Gründer und Leiter der Volkshochschule des Kantons Zürich. Sein Buch: »Zusammenschluß der Eidgenossenschaft«, Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1940.

6 Ernst Feuz, »Schweizergeschichte«, Schweizer-Spiegel Verlag, Zürich, 1940.

7 Valentin Gitermann (1900-1965), Schweizer Historiker. Sein Buch: »Geschichte der Schweiz«, Augustin Verlag, Thayngen, 1941.

8 Gorillikum, auch Gorillitikum, s. Brief Nr. 39 vom 7. 9. 1939, S. 62, Anm. 8.

83

11. Januar 1941

Lieber Herr Humm!

Ihr Brief hat uns beiden Freude gemacht.

Meine Frau hat sich gleich nach der Weihnacht mit Grippe ins Bett legen müssen, und als sie zehn Tage später allmählich wieder

aufzustehen begann, mußte ich mich auch legen. Jetzt ist Ninon wieder ganz auf, und ich bin täglich zwei bis drei bis vier Stunden auf. Die Erkältung ist mit Hilfe von Bestrahlung und viel Redoxon gut verlaufen. Was sich nicht geändert hat, ist die Gicht in Händen und Füßen und der schlechte Augenzustand. Wäre der nicht, so wäre das andre ein Spaß.

Ich glaube nicht, daß der letzte Satz meines »Briefes«¹ auch irgendwo anders steht. Der Aufsatz war öfter abgedruckt, auch in der Schweiz, und vermutlich haben Sie ihn doch schon einmal in Händen gehabt, vielleicht mit anderer Überschrift, wie das die Redaktionen gern machen. Den Gedanken dieses Satzes freilich habe ich vermutlich auch sonst gelegentlich geäußert. Der »Brief« ist 1928 geschrieben und stand vor fünf Jahren auch einmal in der Zürcher Zeitung.

Von einem Freund, der verschollen war², bekam ich dieser Tage auch Nachricht. Er war einst im alten Österreich ein wohlgemuter junger Fabrikantensohn, zog als Leutnant 1914 in den Krieg, kam in russische Gefangenschaft, war Jahre in Sibirien, kam zu Fuß aus Sibirien bis Böhmen zurück, übernahm dann des Vaters kleine Fabrik in Jägerndorf, war bei Kollegen suspekt, weil er seine Arbeiter wie Kameraden hielt, kannte sich aus in allerlei Indischem und Chinesischem, auch der Kabbala (natürlich ist er Jude gewesen). Mir schrieb er seit wohl etwa 15 Jahren öfter, war mehrmals hier bei mir etc. Als er sah, daß die Sudeten an Deutschland fallen würden, zog er sich nach Prag zurück, kurz vorher hatte er noch, ziemlich spät, geheiratet, auch die Frau kannte ich. Die Fabrik wurde ihm natürlich einfach abgenommen, und was er mit nach Prag hatte nehmen können, das nahmen ihm, nachdem auch Prag erobert war, die heldenmütigen Arier so gründlich ab, daß er zuletzt bettelarm war. Doch verlor er die Haltung nie und bemühte sich fast zwei Jahre lang geduldig, zum Teil mit meiner Hilfe, um Einreise in irgendein beliebiges Land der Welt, es wurden Peru, Bolivia, Shanghai etc. etc. abgeklopft, nirgends glückte es. Zuletzt, vor etwa fünf Monaten, gelang es ihm, auf ein Schiff mit jüdischen Flüchtlingen zu kommen, das auf dem Donauweg nach Palästina sollte.

Von dieser Reise, aus einer Quarantäne in Rumänien, wo sie mit ihrem Schiff viele Tage lang halbverhungert festsaßen, bekam ich

die letzte Karte von ihm. Jetzt weiß ich auch das Ende: Er kam in Haifa an, doch wurde das ganze Schiff vorerst festgehalten, vermutlich Polizeischikane. Dann kamen eines Tages Bomben, und das Schiff samt den Insassen war zerstört. Die Leiche der Frau wurde gefunden, die seine nicht. Ist es nicht eine Lust zu leben? sagt P. Gilgus im grünen Heinrich³. H.

1 Vgl. S. 124.

2 Walter Weiss (weitere Daten unbekannt).

3 Gottfried Keller, »Der Grüne Heinrich«, Roman, 1854/55.

84

Zürich, den 20. Februar 1941

Lieber Herr Hesse,

gestern sah man die Berge und nachts die Sterne so klar, daß man wieder einmal Lust bekam, sich eine Himmelsleiter zu verschaffen, sie am Seeufer aufzustellen, an den Orion anzulehnen und hinauf- und hinauszusteigen in höhere Räume und unter gescheiterte Obrigkeiten. Das muß doch herrlich sein, so durch die Sternkugeln hindurchzuklettern! Ich habe eine Weile nichts von mir hören lassen. Es war auch nicht viel los. Ich hatte viel zu übersetzen und schrieb auch viele Buchbesprechungen, worüber ich froh war; denn sechs Wochen lang hielt ich mich wegen des Kohlenmangels im Vorraum auf, wo ein dauerndes Hin und Her war, die ganze Familie sich zu versammeln pflegt und nicht viel Gescheites zu machen war. Heute abend bin ich wieder bei mir zu Hause und das Gemüt dehnt sich ein bißchen. In der »Weltwoche« besprach ich Raabes Briefwechsel¹, wie Sie vielleicht gesehen haben; und vor mir liegt jetzt ein schönes, dickes Buch über die Beziehungen zwischen Schlegel und Frau von Staël². Gelesen habe ich es freilich noch nicht, weil ich vorher ein anderes über Linné³ durchnehmen wollte, das aber ein bißchen enttäuschend ist, nicht des Gegenstandes wegen, sondern weil es besser gemacht hätte werden können. Auch ein anderes lustiges Büchlein⁴ habe ich besprochen. Haben Sie schon einmal von einem gewissen Felix Hemmerli gehört? Der hat vor fünfhundert Jahren in Zürich gelebt und hat hier ein Gespräch verfaßt zwischen Felix Hemmerli und der Geduld. Er war Kantor am Großmünster, und gewiß schwebt sein Geist um mich, während ich dies schreibe. Die Geduld verstand er auch viel besser

zu beschreiben, als zu betätigen; aber immerhin hat er sein Hauptproblem erkannt, das ist schon viel wert. – Raabes Buch hieß ja auch »In alls gedultig«⁵. – Und ein I Ging habe ich neulich geworfen, darin war ebenfalls von der Geduld die Rede . . .

Das alles sollte wohl zur Läuterung und Stärkung meines Charakters dienen, für den Fall, daß der Atlantis-Verlag mein Buch nicht nehmen würde, was ich befürchtete und was dann auch eintraf. Sie finden es zu wenig aufbauend und vermissen den »sittlichen Einsatz«. Dann prophezeien sie, daß wir dunklen Tagen entgegengehen. Anders gesagt, die Herren fürchten für ihre Berliner Millionen. Aber wie dem auch sei; ich sollte das Buch jetzt weiterschicken und habe so wenig Lust dazu. Jedenfalls kamen wir also nicht dazu, Ihren Wein zu trinken.

Neulich waren wir bei Silone⁶. Dort war auch der Maler Hunziker⁷, mein engerer Compatriota, da er aus demselben Dorf stammt wie ich, und den ich, obschon er ebenfalls am Hechtplatz, zwei Schritte von hier entfernt wohnt, noch nie aufgesucht hatte. Nun sollen wir übermorgen bei ihm zusammenkommen. Bei Silone haben wir Lieder gesungen, französische und italienische. Er schreibt an einem Buch, das einen schönen Titel hat: Blumen unter dem Schnee⁸.

Aber was soll ich nun machen mit meinem Buch? Mein Wunschkreisel liegt am Boden. Ein Schweizer Verleger ist doch ein Unikum. Stellen Sie sich einen biedereren Mann vor, der in seiner Stube auf einem Sessel sitzt. Vor sich hat er den Fußboden. In der Hand hält er eine Gerte, an der eine Schnur hängt. Am unteren Ende der Schnur ist ein Hamen befestigt, an dem sich ein Wurm windet, welcher das Sinnbild der Intelligenz des betreffenden Mannes ist, der sich allen Ernstes für einen Fischer ausgibt. Sie glauben, ich zeichnete Ihnen den Insassen eines Irrenhauses? Nein, Sie haben das Bild eines Schweizer Verlegers. Mir wird es immer ein Rätsel bleiben, daß einer einen Laden auf tut, mit der Absicht, Bücher herauszugeben, und dann so wenig erpicht auf Bücher ist, ja, meist geradezu beleidigt tut, wenn man ihm welche vorlegt. In meinem einfältigen Literatenleben hat sich ein einziger Schweizer Verleger bei mir blicken lassen; er war Jude und ahnte nicht, zu welchem Antisemitismus er die anderen aufreizen mußte, weil er neugierig war zu wissen, ob er bei einem Schriftsteller auch

Bücher finden würde. Auf diese Idee, daß ein Schweizer Schriftsteller am Ende auch Bücher zu liefern hätte, ist nämlich noch kein Schweizer Verleger gekommen. Der hockt in seiner Bude wie ein Portier in seiner Loge, der gähnend seine Hand nach den Visitenkarten ausstreckt und das wesentliche Amt hat, lästige Besucher abzuweisen. Ja, was glauben Sie, Herr Hesse, wenn einer in der Schweiz den Rock zuknöpf und beschließt, Verleger zu werden, er tue dies in der Absicht, Bücher entgegenzunehmen und zum Druck zu führen? Beileibe nicht! Er tut es, um die Freude zu genießen, daß er jetzt einmal ernstlich mit allen Kräften wird verhindern können, daß welche gedruckt werden. Man wird in der Schweiz Verleger, wie man anderswo Polizist wird! Ich habe eine solche Unlust, mich mit der Rasselbande herumzuschlagen, die aus lauter Erpressern besteht, daß ich fast lieber warten möchte, bis Deutschland wieder offensteht. Frau Ball⁹ meinte freilich neulich, ich möchte mich an Dr. X wenden. Aber sie weiß ja nicht, um welches Buch es sich handelt; und außerdem sieht auch der nicht eben gescheit aus. Das ist es ja, was in diesem Satanslande fehlt, ein bißchen Intelligenz. Dabei sind die Leute so ungemein findig in technischen Dingen. Auch unsere Gesetzbücher zeugen von gescheitem Menschenverstand. Ich reime es nie zusammen, daß solch ein kluges Völkchen so dumme Verleger hat und es sich bieten läßt, daß man ihm nur die hinterwäldlerische Literatur vor Augen führt.

Geduld! sagt das I Ging. Paziienza! sagen die Italiener. Lieber Herr Hesse, hoffentlich habe ich Sie nicht gelangweilt mit meinen dummen Angelegenheiten. Aber es war so ruhig und still in meinem Zimmer, und mir tat es wohl, mein Herz in das Ihre ein bißchen auszuschütten. Wie geht es Ihnen? Wie haben Sie die grimme Kälte überstanden? Hier war sie abscheulich. Grüßen Sie herzlich Ihre Frau, und vielleicht sagen Sie ihr folgendes: daß es damals mit dem »schrecklichen Möbel«¹⁰ nicht so böse gemeint war, daß es mir freilich immer noch fatal ist und daß sie es vergessen möge.

Ihr Humm

1 »In alls gedultig. Briefe Wilhelm Raabes, 1842-1910«, hrsg. im Auftrag der Familie Raabe von Wilhelm Fehse, G. Grothesche Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1940. Von Humm besprochen in der »Weltwoche« vom 14. 2. 1941, s. Anhang S. 292 ff.

2 »August Wilhelm Schlegel und Frau von Staël – Eine schicksalhafte Begeg-

nung. Nach unveröffentlichten Briefen erzählt von Pauline Gräfin de Pange«. Deutsche Ausgabe von Willy Grabers, H. Goverts Verlag, Hamburg, 1940.
 3 Kurt Hagsberg, »Carl Linnaeus. Ein großes Leben aus dem Barock«, H. Goverts Verlag, Hamburg, 1940.
 4 Hermann Walser, »Meister Hemmerli und seine Zeit«, M. S. Metz, Zürich, 1940.
 5 S. oben, Anm. 1.
 6 Ignazio Silone, Schriftsteller und Politiker; s. S. 83.
 7 Max Hunziker (1901-1976), Schweizer Graphiker, Maler und Glasmaler.
 8 Eigentlicher Titel »Der Samen unterm Schnee«, deutsch 1942.
 9 Emmy Ball-Hennings (1885-1948); s. S. 85.
 10 Humm erinnert sich nicht mehr, auf welche Bemerkung er hier anspielt. In ihrem Brief vom 22. 1. 1941 schreibt ihm Frau Ninon aber: »Haben Sie etwas von einem abgeschmackten Möbel gesagt? Ich weiß nichts davon.« Zwischen diesem und dem vorangegangenen Brief lag offenbar ein persönliches Treffen.

85

Montagnola, den 23. Februar 1941

Lieber Herr Humm!

Ihr Brief war mir eine willkommene Überraschung, nur die Nachricht über Ihre Verlegersuche hat mich geärgert und betrübt. Sie haben leider recht!

Bei »Verleger« fällt mir ein: der meine, d. h. der Leiter des einstigen Fischer-Verlags, ist bedenklich krank¹; es macht mir Sorge, ich habe außer ihm keinen Menschen, der moralisch wie materiell in Deutschland für mich einsteht und mein Vertrauen besitzt. Und es liegt ja im Verlag Fischer alles festgelegt, was ich im Leben gearbeitet habe.

Soeben teilte man mir von dort mit, mein Gedichtbuch »Trost der Nacht«² sei vergriffen und müsse neu gedruckt werden, aber wenn der Verlag sich nicht in schwere Gefahr begeben wolle, müssen beim Neudruck eine Anzahl von den Widmungen der Gedichte wegbleiben, z. B. die an Juden, an Romain Rolland etc. Ich war wütend, konnte aber nichts machen, da es natürlich nicht angeht, daß ich auf Kosten meines Verlegers, der es schon reichlich schwer hat, Gesinnung an den Tag lege. Ich habe also eingewilligt, d. h. ich habe natürlich nun eben sämtliche Widmungen, nicht bloß die beanstandeten, gestrichen.

Auch mit Architekten³ kann man allerlei erleben, z. B. wenn sie krank werden, wie der unsre es tat, der 13 Tage vollkommen gefastet hat. Da hätten Sie Ninon sehen sollen, die Tage und Nächte kniete sie bei ihm, wärmte ihm Kissen, wusch ihn, tröstete ihn, man hätte fast Lust gehabt, auch Architekt zu sein.

Heut ist's Frühling; zum erstenmal, und ich habe den Gartenanzug an.

Tanti saluti⁴.

Ihr H. H.

1 Peter Suhrkamp (1891-1959).

2 H. H., »Trost der Nacht«. Neue Gedichte. Berlin, 1929.

3 Gemeint ist Hesses Kater »Architekt«.

4 Tanti saluti, ital.: viele Grüße.

86

Mai 1941

Lieber Herr Humm!

Ein Gichtanfall, der Monate dauerte und von Woche zu Woche, von Tag zu Tag mich enger einschnürte, wurde am 4. Mai durch ein neues Arzneimittel für eine Weile gelockert (seither ist der Zustand längst wieder so schlecht wie vorher), zum erstenmal nach vielen Wochen konnte ich eine halbe Stunde lang einen Bleistift führen, und das benutzte ich in der Nacht, um das beiliegende Gedicht aufzuschreiben.

Weiter ist eigentlich nichts zu melden. Doch: ein befreundeter Musiker schrieb dieser Tage: »In der ›Weltwoche‹ fällt mir ein R. J. Humm durch ernst zu nehmende Buchbesprechungen auf; ich schneide mir hie und da etwas von ihm heraus. Auch Sie fand ich in einer Besprechung der Briefe Raabes zitiert¹; kennen Sie den Mann?«

Das Gedicht sollen Sie behalten, den Brief von Maass² erbitte ich gelegentlich zurück.

Ich bin wieder Gefangener. Ich sollte dringend nach Lugano zum Masseur, noch dringender zum Zahnarzt, aber die Gicht fesselt mich an beinah allen Gliedern. Das schlimmste ist die rechte Hand, die ich seit neun oder zehn Wochen zu nichts mehr brauchen konnte, durch den Nichtgebrauch ist der Arm schon dünn wie ein Kinderarm geworden.

Nun genug von diesen Frühlingsnachrichten, und herzliche Grüße von Ihrem

H. H.

1 Vgl. S. 129 u. 295.

2 Zweite Beilage; Joachim Maass (1901-1972), Schriftsteller; seit 1936 in den USA, seit 1939 Lektor, später Professor für moderne deutsche Literatur in Massachusetts und Pennsylvania. Befreundet und in umfangreichem Briefwechsel mit H. H.

Stufen

(Noch ein Gedicht Josef Knechts¹)

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In neue, andre Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.

Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.

Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden . . .
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!

5. Mai 1941

1 Hauptgestalt in Hesses »Glasperlenspiel«.

Joachim Maass an H. Hesse

Cold Hill/Granby, Massachusetts,

Montag, den 14. April 1941

Mein verehrter, lieber Freund und Meister Hesse!

Ich bin zwar krank, nicht nur seelisch dieses Mal, sondern auch leiblich (es sind die Nieren), aber das darf kein Gegengrund sein, Ihnen endlich wieder, so daß auch Sie's fühlen, über den Ozean hin die liebe Hand zu drücken und Ihnen zu sagen, wie es mich beglückt, daß es Sie und Ihr Werk auf dieser verfluchten Erde gibt. Ich habe es gerade wieder neu zu spüren bekommen, denn da ich nun, unten im Mount Holyoke College, meine jungen Mädchen als »lecturing professor« über moderne deutsche Literatur unterrichte, bin ich in den letzten Wochen dieses Ihr Werk wieder durchgegangen – vielmehr, damit Sie mich nicht mißverstehen: ich habe es Wort um Wort und Zeile um Zeile und Buch um Buch wieder durchgelesen, hab Ihren Träumen nachgehungen, Ihre Gedanken wiedergedacht und habe mich vor allem von dem schönen, warmen Geheimnis, das in alledem lebt und wirkt, bestrahlen und mir die Kälte- und Fieberfröste ein bißchen von der Haut hauchen lassen: ach, mein lieber Freund, wie war das gut, wie tat das wohl, tröstete, entrückte den bösen Gestank, den sie gemeinhin »das Leben« nennen, wie war ich angesichts all dieser Bücher voll Geschichten, angesichts dieser stillen Wunderbarkeit, die uns alle überdauern wird – und wie sehnte ich mich nach Ihnen, nach Ninon, nach dem Löwen, dem Blick in die Täler, nach Ihrem leisen Lachen, Ihrer Stimme und dem Blick Ihrer guten Augen¹! Ich kann mir wirklich nicht klar werden, welches Ihrer Bücher ich am innigsten loben soll: die prachtvolle Bonaventura'sche Zerrissenheit² des Steppenwolfes, den gedankenreichen Wandel des Siddhartha, den besänftigten Zauberklang aus den Stunden im Garten, Demians frühes Leid, den prachtvollen Bilderteppich, in den Sie Bruder Goldmunds Leben, Lieben, Sterben und Unsterblichkeit eingewoben haben, Hans Giebenraths Geschichte³, die einzigartig in ihrer Ruhe und ernsten Schlichtheit vollendeten Gedenkblätter, die vielen schönen, traurigen Verse, die Magie der Morgenlandfahrer – nein, ich weiß wahrhaftig nicht zu sagen, woran mir

Sinn und Herz am meisten erglühete: es war mir alles wie das beschwörende Geraune eines großen Bruders in mein Ohr, und prachtvoll stolz war ich auf Sie und für Sie und für unser aller arme Brüderschaft, daß sie, wenn die andern ihre Blut- und Schandtaten ohne Zahl vorweisen, einstmals, in einem imaginierten Himmelstribunal, auf diese feinen, zarten Dinge zeigen und sagen wird: »Das ist's, womit wir unsere Zeit hingebracht haben.« Wie ist das Leben verrückt! Ich möchte wohl, Sie könnten morgen als Geist hier auf meinem Hügel in Massachusetts erscheinen und den seltsamen Reden ein wenig lauschen, die sich dann in meinem Häuschen entwickeln werden – etwa ein Dutzend teils sehr lieber junger Mädels werden um meinen Großvaterstuhl herumlagern, auf dem Fußboden mit Kaffeetassen, Apfelkuchen und Schlag-sahne, und mit großen Augen und noch leis kauenden kälbchenhaften Schnäuzchen in mein Gesicht sehen, wenn ich ihnen aus Ihren Büchern vorlese und von Ihnen erzähle, wie Sie mit dem großen Strohhut im Garten knien und Feuerchen machen oder abends auf dem Sofa liegen und von Zeit zu Zeit vorsichtig Ihr Glas mit Burgunder an die Lippen führen, indes Ninon zum Grammophon schleicht, um einen neuen Mozart aufzulegen ... Mein Gott, wie ist das alles unerreichbar fern und doch so nah, wie traumhaft, und doch gehört's zu dem Wenigen, das mir wirklich ist.

Und es bedrückt und beglückt mich plötzlich eine große Dankeschuld gegen Sie – und ich muß es Ihnen einmal sagen, und es wird mir sogleich wieder zum Bilde und (da die Natur mir ein Gefühl fast ganz erlassen hat: das Zeitgefühl nämlich) ich sehe vor mir, wie dieser Brief Sie vielleicht erreicht und Sie ihn in Ihre Hände nehmen und mit Ihren Augen langsam darüber hingehen: und dabei fühle ich etwas in Ordnung kommen, ich weiß das nicht zu analysieren, aber so ähnlich, wie wenn ein Strom von Pol zu Pol springt und für eine Weile einen schönen blauen Lichtbogen bildet.

1 Joachim Maass hatte Hesse im März 1936 in Montagnola besucht.

2 Assoziation zu den »Nachtwachen von Bonaventura« von August Klingemann (1804). Insel Taschenbuch 89.

3 H. H., »Unterm Rad« (1906).

Lieber Herr Hesse,

nun herrscht wieder Ruhe im Haus, und ich kann endlich Ihren lieben Brief beantworten. Sehr leid tat es mir, zu erfahren, daß die Gicht sie wieder so hart angefaßt hat. Sie haben wirklich die Tyrannen im Leib und leider hat sich noch kein Tell gefunden, der sie umbrächte. Aber vielleicht sind wir doch einmal so weit, daß sich einer findet. Das möchte ich Ihnen von Herzen wünschen.

Mit meiner Grippe bin ich längst fertig geworden; sie verabschiedete sich unter Hinterlassung eines hohlen Zahnes, der jetzt gestopft wird. Ich bin über die Zeit recht verwöhnt worden, und es war eigentlich ganz schön so zu liegen. Jetzt bin ich wieder wohl; das einzig Unleidige ist die Kälte, die nicht weichen will. Während ich Ihnen schreibe, habe ich zwei Wolljacken an.

Von unserem Puppenspiel¹ haben Sie durch meine Frau gehört. Wir hatten damit Erfolg – zu unserer eigenen Überraschung. Das Stück ist so einfältig, daß es uns zuletzt entsetzlich langweilig dünkte, hauptsächlich war das der Eindruck der Kinder, die dann ganz erstaunt waren, als die Leute sich äußerst befriedigt erklärten und gerührt und gehoben wieder gingen, selbst schneidige, moderne Leute. Wir hatten gedacht, drei Vorstellungen würden genügen. Wir mußten eine vierte geben, und jetzt wird sogar von einer fünften gesprochen. Es kommt darin ein kleiner Bub vor, der von Zigeunern geraubt wird und in der Höhle, in der er steckt, vergebens nach einem Ausgang sucht. Einer der kleinen Zuschauer rief dauernd dazwischen, außer sich vor Sorge, der kleine Heinrich möchte doch vorne heraus kommen. Er konnte nicht begreifen, daß der Bub das große Loch nicht sah und nicht benutzte.

Daß die Aufmerksamkeit unserer Kinder von diesem Stück abgelenkt war, lag vielleicht auch daran, daß wir ein neues² in Arbeit haben, das sie mehr interessiert. Mitte März kamen wir nämlich auf die Idee, einmal selber eins zu schreiben; die vorhandenen wollten meinem Jungen gar nicht mehr gefallen. Ich schlug aufs Geratewohl eines vor, das im Büro moderner Architekten spielte, und stellte mir das sehr hübsch vor, wie sich die modernen Bur-schen an den Fäden ausnehmen würden. Ich kam aber übel an. Es wurde mir erklärt, Puppen in zeitgenössischen Gewändern zu fabrizieren, sei kreuzlangweilig, und es müsse ein griechischer oder

indischer Stoff her. Nun schlug ich den Minotaurus vor, der doch sehr schön zu schnitzen wäre; las den Plutarch vor und war über das Zeitgemäße des Stoffes erstaunt. Ich brauchte nur eine Philosophenschule Richtung Vichy³ in das Ganze hineinzuzaubern, damit das Ding Gestalt und Leben bekam. So entstand in wenigen Wochen aus einer reinen Kostümfrage unser Theseus, von dem schon sechs Puppen an ihren Fäden hängen, die einfach entzückend geraten sind. Auch drei Bühnenbilder sind fertig. Diese Zusammenarbeit mit meinem Sohn macht mir solche Freude, wie ich Ihnen gar nicht sagen kann. Natürlich darf ich weder drängen noch stören, denn der junge Herr versteht den Eifer mit der Nonchalance zu verbinden und erklärte mir neulich schon, er sei keine Maschine. Meist tun wir sogar, als gäbe es schlechthin nichts Unwichtigeres auf der Welt als unseren Theseus; dabei denken wir beide ständig daran, und auf das Erscheinen meines Buches brenne ich bei weitem nicht so sehr wie auf unsere Proben im Spätsommer. Den Mitarbeitern an unserer Puppenbühne habe ich das Stück schon vorgelesen, mit einem Erfolg, der geradezu überwältigend war. Alles ist hell begeistert, träumt nur noch davon und der Gatte unserer Sprecherin, Frau Rogner⁴, der Musiker ist und uns schon einige recht hübsche Lieder komponiert hat, will uns eine archaisierende Zwischenaktmusik dazu schreiben. Dem Heinrich Gretler⁵, der mir gegenüber wohnt, habe ich das Stück schon zum Lesen gebracht, denn mir war in meiner Haut nicht ganz wohl, ehe es ein Mann von der richtigen Bühne einmal gelesen hätte. Er fand es ausgezeichnet, schrieb, er habe sich glänzend amüsiert, das Stück sei *wichtig*, und es eigne sich durchaus für das große Theater. Nun bin ich heillos auf die Wirkung gespannt. Wir denken daran, die Sache diesmal etwas größer aufzuziehen und nach den drei durch die Tradition gebotenen (denn wir haben bereits eine »Tradition«!) Vorstellungen hier im Hause hinaus an die Öffentlichkeit zu gehen und es in einem großen Atelier, hier in der Nähe, oder dann im Nordsüdokino aufzuführen. Das Maximum an Personen, die bei uns Platz finden, haben wir Sonntag nachmittag mit 43 so ziemlich erreicht; es war ein fürchterliches Gedränge! Abends waren fast ebenso viele da. Wir waren nachher ziemlich kaputt, und gestern schlich alles bei uns mit einem Kater herum. Im ganzen haben 150 Personen das Stück gesehen, und

zwanzig neue haben sich schon wieder angemeldet. Die Puppen und Bühnenbilder zeigten deutlich, daß das kleine Völklein sich von Jahr zu Jahr entwickelt; sie haben entschiedenere Züge, sind auch geschnitzt (die Puppen) und nicht mehr aus Papier geknetet. Die neuen zum Theseus sind noch schöner, geistreicher.

Mein Buch interessiert mich schon gar nicht mehr. Letzte Woche habe ich es wieder zwei Verlegern geschickt, nachdem ich es, zum wievielten Male wohl, wieder überarbeitet und zum Abschluß gebracht hatte. Ich habe es gewaltig gekürzt. Ob es gedruckt wird oder nicht, regt mich gar nicht mehr auf; ich bin das Buch endgültig los und fühle mich recht wohl dabei, führe seitdem ein richtiges Faulenzerleben, übersetze ein kreuzlangweiliges Buch⁶, bei dem ich ständig gähne und jeden Viertelstundenschlag höre, und komme mir vor, als ob ich wieder in die seligen Zeiten der Schulaufgaben zurückversetzt worden wäre, von keiner Verantwortung beschwert und ohne die geringste Lust im Leibe, je wieder ein Buch zu schreiben, was der herrlichste Zustand ist. Für die Gesundheit der Seele ist hierzulande in dieser Hinsicht jedenfalls gut gesorgt. Ich bin auch wirklich sehr froh, daß ich wenigstens in meinen eigenen vier Wänden ein Theater zur Verfügung habe, mit dessen Direktor⁷ ich glänzend stehe und das von mir alles nimmt, auf dem ich aufführen kann, was ich will, und zu dem die Leute kommen, die mir gefallen. Auf diese Weise verwirkliche ich, was den Dramatikern wohl am schwersten gelingt: die Autarkie. Durch diese hölzernen kleinen Freunde läßt sich so herrlich viel sagen, und auf solch nette Art. Nichts ist an ihnen plump, sie sind immer geistreich, sind kleine Individualisten, lassen sich nicht vermessen, ihr Gehirn ist schön trocken, kein Brei, kein Gemüse; sie haben kein anderes Vaterland als den Geist. Sie sind mir die liebsten Zeitgenossen. Und mein Bub – es ist einfach zu schön, wie alles entsteht, wie man sich ohne ein Wort versteht.

Nun, ich höre auf. – Ich denke viel an Sie, fast jeden Tag. Den Brief von Joachim Maass finde ich entzückend; er hat Sie wundervoll getroffen; man müßte ihn veröffentlichen; verbieten Sie es nicht geradezu, dann frage ich den Gasser⁸ einmal an, wenn er aus dem Dienst wieder zurück ist. Daß einer Ihrer Freunde meine Aufsätze schätzt, machte mir große Freude. Ich bin nie von ihnen erbaut, wenn ich sie gedruckt lese. Als ich neulich im Museum

nach sah, ob der Theseus-Aufsatz⁹ erschienen sei, schlug ich das Blatt schnell wieder zu. Es kam mir vor, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Ich kriege immer einen Schrecken, wenn ich meinen Namen gedruckt sehe, finde es unerhört, daß ich wieder was zu schreiben, und obendrein zu drucken gewagt habe. Doch hat mich beim Theseus eines gefreut, nämlich, daß der kleine Zigarrenhändler, hier im Hause, bei dem ich meinen Tabak kaufe, und der ein Kreter ist, sich von dem Aufsatz begeistert erklärte, ihn zweimal gelesen hat. Bei dieser Gelegenheit kam ich nach sechs Jahren erstmals mit ihm ins Gespräch, und es war rührend zu vernehmen, wie dieser einfache Mann die griechischen alten Sagen gut kennt. Das lebt in ihm wie in unsereinem etwa der Tell, also fast als eine Wirklichkeit. Er pflichtete meiner Auffassung vom Theseus durchaus bei, und damit war ich zufrieden. Über den Theseus ließe sich übrigens noch eine Menge phantasieren. Bei dieser Sage liegen viele Schichten übereinander; wahrscheinlich war er ein mykenischer Held, und daß er den Anschluß an die griechischen Götter nicht fand, läge darin begründet. Sehr schön wäre es, wenn der Apollo am Zeustempel von Olympia nicht der Peirithoos, sondern geradezu der Theseus selber wäre. Dann hätten wir auf der einen Seite den größten Gott und auf der anderen den freiesten Menschen in der Mitte dargestellt. Das wäre den Griechen des V. Jahrhunderts schon zuzutrauen.

Nun will ich aber schließen. Grüßen Sie Ihre Frau herzlich von mir und von uns allen. Und nehmen Sie meine besten Wünsche für den Sommer, daß er Ihnen helfe, aus der Gicht herauszukommen. Und ein Gedicht aufleuchtete, das eines der schönsten Hesses ist¹⁰, zeigt, wie Sie trotz aller Leiden doch immer der ewig Frische und Junge sind und der Edelstein in Ihnen sich weder trübt noch verbraucht. Und das ist doch schön, daß er härter ist als Gicht und sonstige Nöte. Ich meine: Zeitnöte.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 Aufführung von Franz Pocci's »Heinrich von Eichenfels« im Hause Humm.

2 R. J. Humm, »Theseus und der Minotaurus«, 1943 in der Büchergilde Gutenberg, Zürich, erschienen.

3 Vichy: 1940-1944 Sitz der nazihörigen Regierung des Generals Pétain. Dieser versorgte Deutschland mit französischen Arbeitern, ähnlich wie König Aegeus von Athen Kreta mit Geiseln versorgte. Die »Vichy«-Philosophie im Theseus-Puppenspiel bestand aus einem Satz: »Was können wir da machen!«

4 Wera Rogner, eine Freundin der Familie Humm. Ihr Gatte Hans Rogner war und ist noch Lehrer am Zürcher Konservatorium. Beide kamen als Wiener Kriegskinder (des Ersten Weltkrieges) in die Schweiz.

5 Heinrich Gretler (geb. 1907), Schauspieler; damals am Cabaret »Cornichon« tätig.

6 Marguerite Delachaux, »L'oiseau d'or« (Der goldene Vogel).

7 Der Sohn, Ambrosius Humm.

8 Manuel Gasser, damals Kulturredakteur der »Weltwoche«, später der Zeitschrift »Du«.

9 R. J. Humm, »Wird Theseus aus Kreta zurückkehren?«, erschienen in der »Weltwoche« vom 23. 5. 1941. Am 20. 5. hatte die deutsche Besetzung Kretas begonnen.

10 Das in Hesses letztem Brief beigelegte Gedicht »Stufen«; aufgenommen in »Das Glasperlenspiel«.

88

18. Juni 1941

Lieber Herr Humm!

Gern hätte ich Ihnen für den Brief gedankt, der uns beiden so viel Freude machte, aber die Finger, Handgelenke, Schultern sind dagegen, sie funktionieren hie und da ein klein wenig, oft gar nicht, und so bleibt alles liegen. Gefroren haben wir auch, und zweimal Blitzschlag im Haus gehabt, mit hübschen Schäden, kaputtem Herd etc., die noch nicht alle repariert sind. Jetzt wollen wir für 14 Tage fort, zu Freunden bei Bern¹, weil Ninon es äußerst nötig hat, einen Moment aufzuschnaufen. Noch immer keine neuen Dienstboten!

Sie fragten wegen Abdruck jenes Briefes von J. Maass. Nein, das würde mir nicht richtig scheinen.

Ihnen allen unsre Grüße und guten Wünsche!

H. Hesse

1 Zu Helene Welti in Kehrsatz bei Bern.

89

2. Juli 1941

Lieber, verehrter Herr Hesse,

Ihnen über die »Weltwoche«¹ zu Ihrem Geburtstag einen Gruß zu senden, in diesen Tagen, kommt mir vor, als müsse ich Sie durch eine Feuerlinie erreichen. Ich bin etwas in Sorge, ob ich den Weg zu Ihnen finden werde; so fange ich denn mit dem Simpelsten an, nämlich damit, daß ich Ihnen ohnehin einen Brief schuldig war.

Das ist man Ihnen gegenüber nämlich immer; stets ist die Reihe an

einem selbst zu schreiben, so schnell treffen jeweils ihre Antworten ein. Selbst in diesen letzten Monaten, wo die böse Gicht Sie so schwer quälte, daß Sie Ihre Finger fast nicht rühren konnten, fanden Sie stets eine ruhige Stunde, wo Sie wenigstens mit einigen Zeilen bestätigten, daß Sie da sind, daß Sie wachen und daß Sie den großen Bund Ihrer Freunde weiter verwalten. Sie wissen, daß jeder Brief an Sie ein Anruf ist und daß hinter dem im Vordergrund Erzählten sich oft eine Not verbirgt, und wäre es auch nur die Not, daraus sich ergebend, daß einer die Weisheit noch nicht erlangt hat, die Sie heute besitzen, und daß man das eigene, an die Welt noch vergebene Gemüt mit Ihrem reinen, heiteren vergleicht und sich entsetzlich anfällig und zerbrechlich vorkommt. Und das ist nun Ihre Art zu helfen: Sie geben ein Zeichen. Einige wenige Zeilen, denen Sie manchmal ein Gedicht oder eine Zeichnung beifügen. Ihr Brief oder Ihre Postkarte mögen äußerlich ganz und gar nicht von Belang sein: schon die schrägen, lieben, wunderlichen Zeichen Ihrer alten Schreibmaschine zu sehen, den ungenauen Zeilenrand, den Sie so besinnlich nehmen wie ein Spaziergänger; das zuversichtliche »Addio!« am Schluß und das H. H. darunter, mit jenen Oberlängen, die so lang sind, als holten Sie Ihren Namen geduldig vom Himmel herunter; das alles wirkt so ermunternd, läßt einen die Welt bereits so anders erscheinen, daß einem zentnerschwere Klumpen vom Herzen fallen. Ich lasse meist solch einen Brief wochenlang auf meinem Schreibtisch herumliegen, und er strahlt ein feines Fluidum aus; bis ich auf das damalige Selbst, das jenen Brief empfing, allmählich eifersüchtig werde und Ihnen wieder schreibe, um eine neue Portion Fluidum zu erhalten.

Denn das ist eben das Wunder. Sie, der Sie so viele Schmerzen zu erdulden haben, der Sie nie theoretisieren, noch moralisieren, noch im eigentlichen Sinne politisieren, der Sie die größte Scheu haben, einen anderen Menschen umzustimmen, und nichts so sehr verpönen, als die Haltung des Meisters, der belehrt, rät, unterrichtet. Sie sind der größte Meister der Belehrung und der Unterweisung. Keiner, der nicht von Ihnen verwandelt ginge. Es genügt, eine Regung Ihres Lebens zu empfangen, von ihrer Art wieder berührt zu werden, um sich ganz neu in den Tag gestellt zu fühlen. Selbst das scheinbar Unwichtigste, ich wiederhole es, zum Beispiel, was

Sie mir neulich schrieben, daß der Blitz zweimal in Ihr Haus in Montagnola eingeschlagen habe, Ihr Herd kaputt sei und Sie gefroren hätten, löst, wenn man es liest, im eigenen Herzen den feinen Ton einer Stimmgabel aus, der lange weiter schwingt.

Und dieser Ton zerstreut den lauten Weltlärm. Montagnola tut sich auf, der reine Strich des Generoso am Abend, die Geborgenheit Ihres Bücherzimmers, ein Ruhebett, auf dem Sie liegen und manchmal ein Glas Rotwein zu den Lippen heben, ein Grammophon, das Bach oder Mozart spielt. Ihre Frau, die unter der Stehlampe ein Buch aufschlägt und sich anschickt, vorzulesen. Das alles nimmt einen wieder gefangen. Sie haben die Arbeit Ihres Tages getan; Sie haben Zeitungen gelesen und weggelegt, Briefe vorgenommen und beantwortet, haben Ihren Gast spazieren geführt, in den goldenen Hügeln Veilchen und Lungenkraut gepflückt, haben Ihre Feuerchen im Garten angezündet, Ihre Reben und Blumen gepflegt, haben Bücher gelesen, wunderliche Besuche empfangen, haben vielleicht für Ihre Gäste, falls es Sonntag ist, je ein kleines Geschenk bereitgestellt, das sie zum schwarzen Kaffee überreicht bekommen, kurz, Sie haben den ganzen Tag gewaltet, sind die Türe zum Bücherzimmer ein- und ausgegangen, und jedesmal, wenn Sie im Türrahmen erschienen, war es ein freundliches Gesicht, das sich uns bot, ein gastliches, manchmal spitzbübisches liebes, manchmal zutunlich besorgtes; wenn Sie aber dahinter wieder verschwanden, so wußte man, daß Sie in Ihrem Atelier vielleicht vor ein Bild traten und einige Pinselstriche daran fügten, oder in ihre Schreibstube hinaufstiegen und an Ihren Tisch sich setzend, einige Zeilen an Ihrem Glasperlenspiel weiterschrieben, diesem Buch, das von der Gegenwart die Kraft nimmt, sie zu fliehen.

Denn das war schon immer so mit Ihnen, daß Sie scheinbar weltabgewandt lebten, dabei aber mitten in der Welt standen; ja, daß man gerade nur so Trost von Ihnen empfing, daß man mitten in der Welt stand; denn Ihre Abwendung ist nicht die des Ästheten, sondern die des Weisen. Es gibt solche, die von Ihnen glauben, Sie lebten als ein seliger Epikuräer in einem elfenbeinernen Turm. Es sind Unempfindliche, die nicht sehen, daß alle Ihre Bücher, alle Ihre Gedichte genau das Gegenteil beweisen; die Briefe jener Soldaten, die ein Bändchen Ihrer Gedichte im Tornister tragen, kennt

die Welt ja nicht; die wenigsten wissen, daß es vielleicht keinen zweiten Schriftsteller in der Schweiz gibt, der so viel Anteil nimmt, der so viele Zurufe bekommt und so viel Zuspruch erteilt, wie gerade Sie. Ihr Briefträger hat kein leichtes Amt. Ihre Gegenwartigkeit in allen Dingen ist erstaunlich für einen Mann, der scheinbar so zurückgezogen lebt wie Sie. Und wie vielen Sie geholfen haben in diesen düsteren Jahren, das darf man heute nicht so genau erfahren; soll aber erwähnt werden. Der Welt ganzer Jammer krieche über Ihren Schreibtisch, schrieben Sie mir einmal.

Warum ich gerade diese Seite Ihres Wirkens erwähne? Ich weiß es selber nicht. Sie handeln eben nicht durch die Aufstellung von Programmen und Systemen, durch Proklamationen, durch moralische Abhandlungen, durch Traktate; die Kunst, die Sie am wenigsten beherrschen, ist die der Deklamation. Sie handeln durch Ihre Stille, durch den Beweis, den Sie geben, daß es auch heute auf dieser Welt eine Geborgenheit und eine Verborgenheit gibt, trotz dieser Welt. Ihr Tun und Wirken sind genau wie die Ihres Dieners Leo aus der »Morgenlandfahrt«, der der geheime Führer und Richter ist, weil er in seiner Treue und Sorgsamkeit der Zurückhaltendste von allen war. Durch die Scheu, die Sie um sich wach erhalten, durch den Wunsch, den Sie hegen, in der Welt die Liebe und die Stille zu retten, helfen Sie uns allen. Nach wie vor singen Sie das Lied der Einsamen; und heute sind der Einsamen nicht Tausende, sondern Millionen. An jedem neuen Gedicht, das von Ihnen in den Zeitungen erscheint, erleben wir das Wunder von der Unzerstörbarkeit Ihrer Art, lieber Herr Hesse, von der unaufhörlichen Zuversicht, die Sie unseres besten Teiles wegen in Ihrem Herzen bewahren; ob es Ihnen auch schwer gemacht wird, diese Zuversicht aus immer neuen Trümmern zu finden. Und das gibt uns Trost, das macht uns Mut. Die Kapitel zum Glasperlenspiel, die Sie langsam, unter unsäglichem Mühen, dem Weltlärm abtrotzen, sind für uns der Beweis einer Fortdauer, einer Stetigkeit; sie sind wie die Blätter einer Pflanze, die für uns in der Wüste wächst. So sind Sie in Wahrheit, weil Sie aus dem menschlichen Leiden, dem Zentrum der Dichtung heraus, wirken, wieder der »Gärtner des Baumes der Liebe«, von dem unser alter Freund Langland² vor Jahrhunderten gesungen hat.

Das wollte ich Ihnen sagen, lieber, verehrter Herr Hesse, damit

Sie wüßten – woran Sie manchmal zweifeln – daß Ihre Stimmgabel nicht vergebens klingt. Schon viele hat dieser Ton erreicht; andere werden ihn vielleicht in Jahren erst finden. Noch herrscht das vorlaute Heidentum. Aber wenn am Ende dieses traurigen Bruderkrieges das Sandkorn Pascals die Dinge so gefügt haben wird, daß die Helden ernüchtern und sich wieder auf die wahren Werte besinnen, werden sie vielleicht als Zeichen einzigen, wahren Fortschrittes in Ihrem Garten Stock an Stock gesteckt sehen, von den Wanderern, die zu Ihnen kamen.

Mögen Sie uns noch lange ausharren, lieber Herr Hesse, denn wir brauchen Sie. An diesem Ihrem Geburtstag lege ich ein bescheidenes, immergrünes Blättchen des Dankes auf Ihre Schwelle; nicht für mich allein, im Namen unendlich vieler.

Ihr R. J. Humm

1 Dieser Brief wurde am 4. 7. 1941 in der »Weltwoche«, Zürich, als Offener »Brief an Hermann Hesse« publiziert.

2 Siehe S. 76.

90

Anfang Juli 1941

Lieber Herr Humm!

Der größere Teil der Geburtstagspost liegt noch in diversen Häufchen auf meinen Tischen herum, und da ist es ganz gut, daß der Ihre in der Zeitung stand, dort entging er meiner Frau nicht, und lag am 5. Juli, als wir endlich heimgekehrt waren und Geburtstag feiern konnten, zwischen Blumen und Geschenken auf dem Tisch in der Bibliothek, unter dem Aquarell von Louis dem Grausamen¹ (den ich übrigens zu meiner Freude kurz vorher im Schloß Bremgarten getroffen hatte, wo wir mit dem Schloßherrn Max², mit Martin und Bruno³ des letzteren Söhnchen Simmeli⁴ feierten, das eben geboren war). Ein etwas langer und verbauter Satz, den Sie entschuldigen mögen. Er sollte Vorklang, Einleitung, Introitus sein zu meinem Dank für die Freude, die Sie mir und Ninon mit diesem lieben, schönen und mit freundlichen Erinnerungen, Beobachtungen und Einfällen erfüllten Brief gemacht haben; er war das hübscheste, liebevollste, gelungenste Stück in der ganzen Bescherung, mit der man mich trotz Krieg und Hölle auch dies Jahr überfüttert hat, und deren größtes Stück, ein riesi-

ger Liegestuhl, vielmehr ein Feldbett, Ninons Gabe, die halbe Bibliothek ausfüllte.

Ehe diese Bescherung stattfand, war ich morgens eine Stunde im Bett vom Masseur behandelt worden und hatte einige Pillen geschluckt, denn die Gliederschmerzen sind mir beinah ebenso treu geblieben wie meine alten Freunde, doch hat die große Hitze immerhin etwas Erleichterung gebracht.

Wir waren also in Kehrsatz in jenem »Lohn«, dem herrlichen Berner Herrensitz mit seinen riesigen Bäumen, den der junge Goethe einst als Neubau besichtigte, als er mit dem Herzog C. A. in Kehrsatz im Blumenhof Gast war⁵. Dort lebt seit dem Tod ihres Mannes, der vor einem Jahr mit 84 Jahren starb, meine alte Freundin Frau Dr. Welti, auch sie schon 75 Jahre alt, allein als Witwe, und wir waren 14 Tage bei ihr. Ich habe in diesen 14 Tagen Kehrsatz und den Lohn nur dreimal verlassen, einmal zur Reise nach Baden, zur Konsultation des Arztes, und zweimal, im Auto abgeholt, in Bremgarten bei den alten Freunden. Zu einem Besuch in Bern, einem Wiedersehen der Stadt und meines einstigen Berner Hauses⁶, zu einem Besuch im Atelier meines Sohnes Martin⁷ ist es nicht gekommen, die Kräfte und die Unternehmungslust reichten nicht aus. Übrigens war es in dem alten Steinhause unter den gewaltigen Bäumen mit den dicken Mauern und sehr hohen Räumen so kühl, daß ich morgens mich trotz der Hitze, über die die andern klagten, erst so um zehn oder später aus dem Bett wagte, weil ich fror. Nachher, an der Sonne, wurde es dann freilich wärmer, als ich es in Bern je erlebt hatte.

Die Briefe W. Raabes, die Sie damals besprachen⁸, habe ich gekauft und mit Vergnügen gelesen. Ein neues Buch, das ich Ihnen als ungewöhnlich schön empfehle, ist »Die gläsernen Ringe« von Luise Rinser⁹ (bei S. Fischer); ich habe es schon dreimal verschenkt.

Aber jetzt wollen Sie noch wissen, was nächst Ihrem Brief das zweitschönste und erfreuendste Geschenk war. Es war ein kleines Bild, auf Holz gemalt, von meinem Sohn Heiner, eine poetische Darstellung des Hauses, in dem er von Oktober an mit seiner neuen Frau zu wohnen hofft¹⁰.

Lieber Humm, haben Sie Dank und seien Sie mit den Ihnen herzlich begrüßt von Ihrem

H. Hesse

1 Der Maler Louis Moilliet (1880-1962), der in Hesses Erzählungen (»Klingsors letzter Sommer«, »Die Morgenlandfahrt«, »Vogel« etc.) als »Louis der Grausame« erscheint.

2 Max Wassmer (1887-1970).

3 Martin und Bruno, Söhne von H. H.

4 Simon Hesse, Sohn von Bruno und Klara Hesse, geb. 29. 6. 1941.

5 Mitte Oktober 1779.

6 Hesse hatte von 1912 bis 1919 mit seiner Familie in Bern, im Haus am Melchenbühlweg, gewohnt, das zuvor der befreundete Maler Albert Welti bewohnt hatte.

7 Das Atelier von Martin Hesse in Bern in der Junkerngasse.

8 Vgl. S. 292 ff.

9 Luise Rinser, »Die gläsernen Ringe«. Eine Erzählung. S. Fischer. Berlin, 1941.

10 Das kleine auf Holz gemalte Bild zeigte das Haus in der Mühlebachstr. 138, Zürich 8, wo Isa und Heiner Hesse im Oktober 1941 die Parterrewohnung bezogen.

91

10. Juli 1941

Lieber Herr Humm!

Ich wollte Ihnen bloß melden, daß auf Ihren »Brief«¹ hin noch eine ganze Anzahl nachträgliche Geburtstagsbriefe gekommen sind, darunter einige rührend schöne.

Da mein Zustand statt besser schlechter wird, haben wir in diesen Tagen eine Anzahl Untersuchungen machen lassen. Die Resultate sind noch nicht alle da, aber ein Gewichtsmangel von beinahe 20 Pfund und ein auffallend großer Mangel an Zucker (das Gegenteil also von Zuckerkrankheit) sind festgestellt.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr H. Hesse

1 Humms Geburtstagsbrief in der »Weltwoche« vom 4. 7. 1941.

92

Zürich, den 16. Juli 1941

Lieber Herr Hesse,

nun bin ich Ihnen sogar zwei Briefe schuldig! – Ich ließ einige Zeit verstreichen, weil ich erst mit etwas fertig werden mußte. Ich weiß nicht, ob es jedem Schriftsteller auch so geht, aber wenn ich einen Aufsatz geschrieben habe, und dieser gedruckt erscheint, dann gehe ich erst einmal ein paar Tage in den Straßen umher, mit dem Gefühl, es müsse jeder, dem ich begegne, von mir denken: Aha, das ist jetzt der, der diesen Aufsatz geschrieben

hat. Das ist entsetzlich eitel von mir, aber ich kann es nicht überwinden. Ich gehe den See entlang unter den Bäumen, gewissermaßen als eine Stange, an deren Ende der Aufsatz angenagelt steht. Ich weiß ganz genau, daß es völlig unsinnig ist, zu meinen, die Leute schauten mich deswegen an, und doch komme ich davon nicht los; der Aufsatz leuchtet mir dauernd in der Stirne und ich lese, was darin geschrieben steht. Und so empfinde ich mich einige Tage als der Herumträger meines Aufsatzes, als ein Sandwichman von ganz eigener Art, der hauptsächlich sich selber lästig ist, weil er ja nicht die geringste Absicht hat, Reklame zu machen, sich auch gar nichts darauf einbildet und am liebsten in der Menge verschwinden möchte. Aber ich komme einfach von dem Ereignis nicht los, daß von mir wieder ein Aufsatz gedruckt worden ist. Und gar, wenn es sich um einen Aufsatz handelt, den ich mit so viel Freude und Eifer geschrieben habe, wie meinen Brief an Sie, von dem ich wenigstens eines mit Bestimmtheit sagen kann, daß er genau das ausdrückt, was ich für Sie empfinde. Lieber Herr Hesse, der Aufsatz ist als ein Periskop aus dem Meer der Öffentlichkeit jetzt für mich verschwunden, und das eitle innere Daraufmerken und Aufgeregtsein ist weg. Kommt mir davon ein wenig Ruhm, so ist er Widerspiegelung des Ihren. Mich freut es bloß, daß es mir gelang, Ihnen damit eine Freude zu machen, und daß ich dies vermochte, indem ich genau das sagte, was ich denke und empfinde. Auch daß er die Wirkung hatte, einige Ihrer stummen Verehrer zu einem Brief zu bewegen, bedeutet, daß er seinen Zweck erfüllte, und gern hätte ich diese Briefe einmal gesehen.

Ich möchte Ihnen jetzt wieder ein bißchen Nachricht von mir geben. In diesen letzten beiden Wochen (heute ist es kühl und es regnet hin und wieder) hat mir der Kopf ordentlich geraucht. Außer den üblichen Arbeiten, die ich nebenbei immer zu tun habe, war ich damit beschäftigt, den Puppen-Theseus umzuarbeiten, damit ein Stück für die große Bühne daraus würde. Es erging mir damit sonderbar. Ich konnte lange von den Marionetten nicht loskommen, und erst einige Gespräche und Briefe mit Leuten vom Theater, die mir versicherten, mein Puppenspiel sei wirklich sehr gelungen, es selber aufzuführen, würde sie aber in eine Stilisierung hineinzwingen, die sie als lebende Menschen unerträglich finden müßten, haben dann bewirkt, daß ich endlich vom Holz loskam

und Fleisch zu riechen begann. Darf ich Ihnen darüber mehr erzählen? Ich bin nämlich zu einigen interessanten Ergebnissen gekommen. Lange wollte mir die Umarbeitung einfach nicht gelingen; ich hatte zwar einen Stoff, aber kein Problem. Puppen brauchen keinen Hintergrund, aber Menschen wohl; und um diesen Hintergrund zu gewinnen, habe ich viele Stunden in der Bibliothek verbracht und Bücher gewälzt, um zu sehen, was es mit diesen alten Sagen eigentlich auf sich hat. Die Sage vom Theseus ist nun wirklich eine der merkwürdigsten. Sie sagt mehr durch das, was sie verhüllt, als durch das, was sie kundgibt, sie besteht aus Trümmern, aus Mißverständnissen, aus Verdrängungen, so wie sie uns überliefert ist. Der eigentliche Kern der Sage war den späteren Griechen nicht mehr verständlich, ja, er mußte ihnen ungeheuerlich erscheinen. Man versteht nämlich, worum es hier geht, erst, wenn man sich vorstellt, daß das junge, noch ungehobelte Hellenenvolk, das aus dem Norden kam, sich eine Zeitlang von der kretischen, höheren Kultur gefangen nehmen ließ. Das spiegelt sich wider in der Sage vom Raub der Europa durch Zeus, in der Geschichte von der Pasiphae mit dem Stier des Poseidon und des Zeus, in der Sage von der Vermählung des Helios mit der Perse, Tochter des Okeanos. Hinter allen diesen Sagen steht der Mythos von der Vereinigung von Sonne und Mond. Es ist, als sei zwischen den Sonnengöttern des Nordens und den Mondgottheiten des Kybele-Kreises¹ eine Verschmelzung versucht worden. Minos, Sohn des Zeus und der phönikischen Europa, die für Astarte steht, ist der Prototypus einer solchen Sonne-Mond-Kreatur; ebenso ist Pasiphae eine Sonne-Mond-Erscheinung, die dann später einen ausgesprochenen Mond-Charakter bekommt. Sie ist die Tochter des Helios und der Perse. Desgleichen der Minotaurus, Frucht der Verbindung des Zeus, oder des Poseidon, mit der Pasiphae. Aus allen diesen Sonne-Mond-Verbindungen ergeben sich, mit der einzigen Ausnahme des Minos, nur lauter Ungeheuer oder unheimliche Gestalten: der Minotaurus, Kirke, Medeia, Augeias, dessen Stall ausgemistet werden muß. Oder dann die schwankende Gestalt des Phaeton, der den Sonnenwagen nicht zu meistern vermag. Das heißt, daß die Verbindung als eine widernatürliche und gefährliche empfunden wurde. Das Ungeheuerliche, das die Griechen später nicht mehr begriffen oder zu verdecken suchten, ist nun aber, daß

ihre eigenen Götter zu dieser Verbindung standen und sie bejahten. Das läßt sich deutlich erkennen. Sie nehmen in diesen Sagen eine Stellung ein, die ähnlich jener Alexanders ist, als er »persisch« wurde, zum großen Leidwesen seiner Makedonen, die dies als einen Abfall von ihrer alten, reinen Sitte empfanden. So ist es zum Beispiel Poseidon, der dem kretischen König Minos die Bestätigung seiner Herrschaft durch Zeus verschafft. Zeus steht dem Willen des Minos zur Ausdehnung seines Reiches auch bei einem anderen, wichtigen Anlaß bei. Aigeus, König von Athen, tötet nämlich den Androgeos, Sohn des Minos, der nach Athen gekommen ist und sich hier einen Anhang zu schaffen sucht. Aigeus widersetzt sich also dem kretischen Einfluß. Minos belagert daraufhin Athen, Athen widersteht mit größter Festigkeit, und was tut Zeus? Er sendet Pest und Hungersnot über Athen, die hellenische Stadt. Minos verhängt über sie das bekannte Tribut; die Athener müssen dem Minotaurus opfern, müssen sich also zu dieser schmählischen Verbindung Sonne-Mond bekennen. Auch Aigeus muß klein begeben, wenigstens liegt das darin ausgedrückt, daß er die Medeia heiratet, ebenfalls eine Verbindung Sonne-Mond. Das ist die Situation, in der Theseus auftritt, von dem schon Plutarch sagt, er sei gegen den Willen der Götter gezeugt worden. Die Götter waren »kretisch« geworden, und Theseus ist der große Reformator dieser Tendenz. Das ist aber nicht alles. Die Sagen verraten noch viel mehr. Theseus wächst in Troizen auf, im Ausland, in der Emigration; sein Vater ist Aigeus, seine Mutter Aithra, Tochter des Pittheus, Königs von Troizen. Pittheus erzieht ihn. Ja, Pittheus ist überhaupt schon die Veranlassung gewesen, daß Theseus entstanden ist. Als nämlich Aigeus von der Medeia keine Kinder bekam (und wie hätte er von ihr welche bekommen können, da sie zwei widerstrebende Prinzipien waren?), begab er sich nach Delphi, und das Orakel gab ihm jenen bekannten, von niemand recht verstandenen Spruch, er möge ja keine Frau berühren, bis er das Volk der Athener erreicht habe. Logischerweise hätte er sich jetzt nach Athen zurückbegeben sollen. Er begibt sich aber nach Troizen, um sich mit Pittheus zu beraten, der sich auf die Deutung dunkler Orakelsprüche verstand. Und Pittheus verstand das Orakel so gut, daß er den Aigeus zu Troizen mit seiner eigenen Tochter Aithra verband; also scheinbar im Wider-

spruch mit dem Orakel handelte. Das hat weder Plutarch noch irgendein späterer Forscher je verstanden. Das Ereignis schwebte bisher ungedeutet in den Büchern. Aber die Mythen trügen nie; was sie tun, wissen sie genau. Und in der Tat liegt das Material, das diese Deutung ermöglicht, in den Büchern schon verstreut da; man muß es nur zusammenbringen. In diesen Büchern wird die eigenartige Behauptung vermerkt, die schon die Alten (z. B. Plato) taten, es sei Aigeus niemand anders als Poseidon. Aigeus ist ein schwächlicher Greis, und es ist kaum zu begreifen, was er mit dem Poseidon zu schaffen haben kann. Dann wird in diesen Büchern an anderer Stelle die Vermutung ausgesprochen, es sei Aithra eine alte Luftgottheit, die irgendwie mit der Athene-Apaturia, der täuschenden Athene, in Verbindung gebracht und von dieser dann verdrängt wurde. Daß die Aithra mit der Athene etwas zu schaffen habe, wird auch durch den Umstand bestätigt, daß sich nirgends angegeben findet, wer ihre Mutter gewesen ist. Die Sache wird sehr einfach, wenn man annimmt, die Aithra sei eine Hypostase der Athene, wie Aigeus eine solche des Poseidon ist. Dann ist aber Pittheus, ihr Vater, eine Hypostase des Zeus. Und von hier aus gewinnt man auf einmal ein ganz neues Licht, einen ganz neuen Einblick in die Geschichte, sowie überhaupt in die eigenartige Dynamik, die bei der Bildung solcher Mythen tätig war. Aithra ist gewissermaßen die ausgewanderte Athene. Das Orakel trog nicht, als es Aigeus riet, erst zu warten, bis er das Volk der Athener erreicht habe. Das Volk der Athener war eben in Wahrheit bei dieser Aithra-Athene, die wider den Willen ihres kretisch gewordenen Vaters Zeus handelte, als sie Theseus empfing; was aber nicht ruchbar werden durfte, weshalb sie eben in die Gestalt der Aithra verdrängt wurde und weshalb auch säuberlich zugedeckt wurde, daß Pittheus eigentlich Zeus war. Das Wort »eigentlich« ist hier sehr wichtig. Es läßt sich nämlich diesen Mythen ablesen, daß Aigeus, Pittheus und Aithra die griechischen Götter waren, wie sie im Herzen der Hellenen noch weiter lebten in jener verwirrten, hybriden ersten Zeit, wo die sichtbaren Götter zu den Kretern übergelaufen waren. Sie sind ihre Hypostase, ihr schwacher Abglanz, ihr Residuum; sie sind sehr schwach von Profil und Figur, machen aber stets den Eindruck der höchsten Reinheit, was ihren sittlichen Kern betrifft. Sie brauchten sich auch

nicht weiter fortzubilden, denn später konnten sie durch die regenerierten Götter wieder ersetzt werden. *Sie* sind es aber, die den Rebellen, den Reformator heranbilden. Unter ihrer Obhut wächst Theseus heran, er tötet den Minotaurus, er löst also die unheilvolle Verbindung Sonne-Mond; er stellt die Götter wieder in den Senkel. Die späteren Griechen verstanden die Geschichte nicht mehr, das erklärt auch, warum sie das Wesen des Aigeus, der Aithra und des Pittheus immer im unklaren ließen. Hätten sie es nämlich ergründen wollen, sie hätten zugeben müssen, daß ihre hehren Götter einmal übergelaufen, der milden Macht der Mondscheibe erlegen waren, und daß sie höchst wahrscheinlich nicht die Europa entführt und die Pasiphae verführt hatten, wie sie es später auslegten, als die Götter wieder rehabilitiert waren, sondern daß es genau umgekehrt zugegangen war, daß ihre Götter diesen kretischen Weibern ins Garn gelaufen waren, die sie verführt und verzaubert und gezwungen hatten, die Gestalt des kretischen Stieres anzunehmen, das heißt, ihnen zu dienen.

Die Geschichte vom Theseus ist die Geschichte eines Verrates und seiner Sühne. Priester, Mächtige und alles, was um das Goldene Kalb scharwenzelt, die waren zu den Kretern übergegangen; und das einfache Volk, von ihnen gedrückt, stellte im Namen der alten, reinen Götter die frühere Ordnung wieder her. Sie ist auch die Geschichte vom Kampf Sonne-Mond, Patriarchat-Matriarchat. Daß Pittheus wirklich Zeus Vater, Pitar Diaus, ist, das kann ich natürlich nicht beweisen; da müßte ein Sprachforscher her. Aber für mich ist er's. So wie Aigeus, der Wellenmann, ein letzter schwacher Abglanz des Poseidon ist, und Aithra, die Luftgöttin, ein Residuum von der aus Blitzen geborenen Athene, so hat auch Pittheus, in seiner Rechtlichkeit, in seiner Eigenschaft ein »Rater« zu sein, in seiner Weisheit, die ihm Orakelsprüche zu deuten erlaubt, in seiner väterlichen Art, wie er den Theseus und später dessen Sohn Hyppolit erzieht, etwas von einem vermenschlichten Zeus.

Diese ganze Auseinandersetzung bildet jetzt die Grundlage meiner Komödie. Zeus und Poseidon leben als Stiere verwandelt, auf der Insel Kreta, benehmen sich sehr artig, gehen durch die Straßen und machen Besuche, wie zwei friedliche Internierte. In Kreta herrscht das Mutterrecht; was wir anhand eines kretischen Ehe-

paares erleben, wo es der Mann ist, der das Frühstück kochen soll. Im Verlauf des Aktes erfahren wir, wie diese Situation bereits brüchig wird, und wie zuletzt, zum erstenmal in der Geschichte Kretas, Aphrodite auf der Insel erscheint, und dies, nachdem Dädalos festgestellt hat, daß Helios die Zügel des Sonnenwagens wieder ergriffen hat. Damit kündigt sich eine Zeitwende an. Laut Plutarch und anderen Quellen hat es nämlich Aphrodite in diesem Handel mit Theseus gehalten, was leicht verständlich ist, da sie durch den Kult der Kybele am meisten betroffen war. – Dann gibt es eine Verwandlung, und wir sehen (was auch im Puppenspiel vorkommt, nur ist es hier vertieft worden), wie Theseus, von seiner Mutter begleitet, die Waffen seines Vaters hebt. Das ist der erste Akt. Der zweite führt uns nach Athen, in die Schule des Phlignasenos², des Begründers der Phlignasolophie, der dem tiefen Problem von der Beziehung zwischen dem Menschen und der Fliege nachgegangen ist, wodurch in Athen sein Ruhm begründet wurde, und der in der Sache mit dem ungeheuerlichen Tribut, den die Athener an diesem Tag wieder zu stellen haben, die reinste Quintessenz der Vichy-Philosophie³ vertritt: »Was können wir da machen!« An diesem zweiten Akt bin ich eben daran zu bauen. Im Puppenspiel kommt der Phlignasenos schon vor; nur muß die Sache jetzt etwas mehr Hintergrund und Fundament bekommen.

Das Puppenspiel werden wir im Oktober–November aufführen; und falls Ihre Frau dann in Zürich ist, würde es uns eine riesige Freude sein, ihr das alles einmal aufzuführen. Die Puppen und Hintergründe sind jetzt fast vollständig da; soeben wurde der Minotaurus fertig; im Augenblick wird an der Zwischenakt-Musik geschrieben, durch Meister Rogner⁴; und im August fangen wir mit den Proben an.

Die »gläsernen Ringe«⁵ habe ich angefangen zu lesen. Ich finde sie herrlich schön. Ich werde sie besprechen. Das gab nun einen langen Brief! Möge er Sie nicht ermüdet haben. Einen herzlichen Gruß an Ihre Frau senden wir alle. Madeline wandert mit der Schule in den Bergen. Brosi wird nächstens gehen. Einstweilen waltet er als Puppen-Theatermaler. Ihren Sohn Heiner treffe ich hie und da am See.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 Kybele-Kreis, nach Kybele, Kybebe, lat. Cybele, auch »Magna Mater«, vor-griechische, aus Kleinasien stammende Mutter- und Vegetationsgöttin; ihr Kult verbreitete sich auch nach Griechenland (so schon in spätarchaischer Zeit nach Athen); sie wurde stark hellenisiert und den großen griechischen Muttergott-heiten Demeter und Rhea angeglichen.

2 Phlignasenos, Figur eines Philosophen im Marionettenstück »Theseus und der Minotaurus«; er doziert über die stoische Ruhe, mit der ein Philosoph eine Fliege auf seiner Nase sitzen lassen soll, die »Phlignasolophie«.

3 Siehe S. 138, Anm. 3.

4 Hans Rogner, s. S. 139.

5 Luise Rinser, »Die gläsernen Ringe«, a. a. O.; von Humm in der »Welt-woche« vom 8. 8. 1941 besprochen, s. Anhang S. 296 ff.

93

Juli 1941

Lieber Herr Humm!

Hier ist ein zerzaustes Exemplar des Büchleins für Traugott Vogel¹. Ich habe noch mehr solche Exemplare, falls Sie einmal welche brauchen. Wir kamen beide todmüde zurück², im Tessin fuhren wir durch ein nächtliches Gewitter und wieder heraus, in Lugano war es trocken und heiß, erst in der späten Nacht brach dann auch hier ein Gewitter los. Ihren Theseusbrief fand ich hier warten, ich las ihn und konnte den Gedanken besser folgen als neu-lich im Gespräch, wo ich recht müde war. Man hat mich im Spital noch ziemlich geplagt, ich mußte Rizinus trinken und fasten, be-kam Magen und Darm mit Bismut gefüllt etc. – Eine der helfenden Schwestern beim Röntgen sprach mich an, ob ich der Hesse sei, von dem sie so viele Bücher gelesen habe, am besten gefalle ihr »Unterm Rad«.

Von den Briefen, die durch Ihren Aufsatz veranlaßt wurden, habe ich nur noch einen daliegen³; ich gebe eine Auswahl dieser Briefe immer der Frau Bodmer⁴, die sie sammelt. Schicken Sie ihn mir dann, ganz gelegentlich, einmal wieder.

Herzlich Ihr H.

1 Traugott Vogel (1894-1975), Schweizer Roman- und Puppenspieldichter. Das »Büchlein«: wahrscheinlich H. H. »Kleine Betrachtungen«. Sechs Aufsätze, Privatdruck, Bern 1941.

2 Aus Zürich, wo Hesse einer gründlichen Untersuchung wegen drei Tage im Krankenhaus gewesen war. Humm hatte ihn dort am 17. Juli besucht.

3 Beigelegter Brief von Frau Else Marti, Bern, vom 6. Juli 1941; hier nicht wiedergegeben.

4 Frau Elsy Bodmer, geb. Stünzi; Frau von H. C. Bodmer, der Hesse das Haus in Montagnola gebaut und auf Lebzeiten zur Verfügung gestellt hatte.

94

29. Juli 1941

Lieber Herr Humm!

Vielleicht macht es Ihnen Freude, einen Brief von Luise Rinser¹ zu lesen. Schicken Sie ihn mir dann gelegentlich wieder.

Ich habe, zu meinem Schaden, tagelang das Mittel geschluckt, das mir im Zürcher Spital verschrieben wurde. Der Zustand ist schlechter geworden, Hände und Arme fast unbrauchbar. Im ganzen hat die Sache in Zürich mir keinen guten Eindruck gemacht, diese Betriebe sind nicht halb so seriös, wie sie tun. Außerdem haben die drei Tage Spital vierhundert Franken gekostet.

Dieser Tage erwarte ich den Besuch von Prof. Kerényi² aus Budapest, einem Altphilologen, der mehreres mit C. G. Jung³ zusammen gearbeitet hat, und mit dem ich schon manche Drucksachen tauschte.

Tanti saluti, Ihnen allen,

von Ihrem H

Mehr Späßes halber lege ich noch einen andern Brief, von einer Jungfer aus Hamburg bei⁴.

1 Luise Rinser (geb. 1911), Schriftstellerin; der erwähnte Brief vom 23. 6. 1941, siehe Beilage; Hesse und Luise Rinser standen von 1935 bis 1951 in intensivem Briefwechsel.

2 Károly (Karl) Kerényi (1897-1973), Altphilologe und Religionswissenschaftler; mit Hesse befreundet, vgl. den von Magda Kerényi herausgegebenen »Briefwechsel aus der Nähe«, München 1972.

3 C. G. Jung (1875-1961), Schweizer Psychologe und Psychiater, zu dem sich Hesse 1921 in psychoanalytische Behandlung begeben hatte.

4 Beilage nicht mehr erhalten.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 29. JULI 1941:

Braunschweig, Sackring 54/II

23. Juni 1941

Lieber Herr Hesse,

was werden Sie von mir denken, daß ich Ihnen so lang nicht antwortete auf Ihre beiden Briefe! Der Grund meines Schweigens ist derselbe, der auch Ihnen das Schreiben schwer macht, auch ich bin nicht ganz gesund. Allerdings ists nicht die Gicht, die mich quält,

sondern die Erwartung meines zweiten Kindes. Einen Brief schrieb ich Ihnen schon, aber da ich jetzt meist sehr müd bin, wurde er nicht so, wie er sein sollte. Aber genug der Entschuldigung. Lassen Sie mich Ihnen danken für beide Briefe. Ich habe mich so sehr gefreut darüber, daß mein Buch Ihnen Freude machte, und Ihr Lob hat mich erschüttert. Ich wußte wohl, daß es ein sauber geschriebenes Buch ist, aber daß Sie es für so gut halten, das dachte ich nicht. Wissen Sie, daß Sie vor allem mein Meister waren? Man hat mir gesagt, daß mein Buch eine innere Ähnlichkeit mit Ihrem »Demian« hat und daß meine Art zu empfinden und zu schreiben der Ihren ähnlich ist. – Meine Freude über Ihren ersten Brief aber war doch recht getrübt dadurch, daß Sie mir schrieben, wie wenig gut es Ihnen geht. Ich darf Ihnen gestehen, daß der Gedanke, Sie krank zu wissen und in Ihrer Arbeit so sehr behindert, mir Tränen entriß – und ich bin keine weichherzige Person. Wenn es doch die äußeren Umstände erlauben würden, daß ich Sie besuchte! Ich hoffe sehr, daß ich im nächsten Jahr eine so weite Reise machen kann; dann brauchen mich meine beiden Kinder nicht mehr dringend. Es ginge – der Devisen wegen – zwar nur für ganz wenige Tage, aber die genügten mir. – Doch wer kann in diesen Kriegszeiten Pläne machen! – Nie habe ich so sehr erlebt, wie tröstlich es ist, daß es Musik und gute Bilder und Bücher gibt, als in diesen schweren Tagen. Ohne sie vermöchte man kaum mehr zu leben. Wie gut, daß es Unzerstörbares gibt. Ihr Gedicht hat mich sehr bewegt. Sie sind mir so nahe wie ein guter Freund; ich glaube, wenn ich eines Tages wirklich bei Ihnen sein werde, bedarf es keiner Umwege; wir werden uns kennen. – An Ihrem Geburtstage werden mein Mann und ich einige Ihrer von uns sehr geliebten Gedichte lesen und alle unsere guten Wünsche zu Ihnen schicken. Es gibt so vieles, was ich Ihnen schreiben möchte, aber ich bin zu müde, auch die Arbeit an meinem zweiten Buch liegt jetzt brach. Ich kann nur sitzen, schlafen, träumen und warten. Wenn mein zweites Kind so wird wie mein Junge, dann lohnt sich, all dies auszuhalten. Ich lege ein Bildchen bei; aber ich weiß nicht, ob es über die Grenze darf.

Seien Sie von Herzen begrüßt von Ihrer

Luise Rinser-Schnell

Lieber Herr Humm!

Gestern kam ein Brief von Mann¹, den Ninon mir kopiert hat; ich möchte ihn aber (ohne Eile) wieder zurück.

Heute fangen wir einen neuen Kur-Versuch an, Einspritzungen mit Bienengift. Es geht seit Zürich wieder schlechter, namentlich versagen Hände und Arme bei fast allem; ich muß froh sein, wenn ich täglich ein paar Briefe schreiben und ohne Hilfe mich an- und ausziehen kann.

Herzlich Ihr H

1 Brief von Thomas Mann, s. nachfolgend.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 30. JULI 1941:

*(Auszug aus einem Brief Thomas Manns an H. H. vom 2. Januar 1941)**

Möchten diese Zeilen richtig in Ihre Hände gelangen, um Ihnen zu sagen, wie oft unsre Gedanken zu Ihnen und überhaupt in das Schweizerland gehen, dem fünf Lebensjahre uns so herzlich verbunden haben.

Ich vergesse nie, wie wir zuerst, nach dem Umsturz und der Entwurzelung bei Ihnen waren¹ und wie neiderregend, aber auch wie stärkend und beruhigend Ihre Existenz damals auf uns wirkte. Das ist lange her, man hat die Episode als Epoche zu nehmen gelernt, hat trotz allem gelebt und sich behauptet, aber mit der Frage nach der Schweiz ist natürlich immer auch die verbunden, ob man sie oder Europa jemals wiedersehen wird². Gott weiß, ob die Lebenskraft und Dauerhaftigkeit dazu reicht. Ich fürchte, daß es ein lang hinrollender Prozeß sein wird, was jetzt im Gange ist, und daß nachher ein so bis zur Unkenntlichkeit verändertes Europa da sein wird, daß von Heimkehr, selbst wenn sie physisch möglich sein wird, kaum die Rede wird sein können. Übrigens ist so gut wie gewiß, daß auch dieser Erdteil hier [Amerika], der zum Teil noch von Isolierung und Bewahrung seines way of life träumt, sehr bald in die Umwälzung hinein gezogen werden wird.

Schmerzlich war es mir, von den Sorgen und Leiden Ihrer lieben Frau um ihre Angehörigen zu hören. Das Menschenelend, das

diese unseligen Geschichte-Macher anrichten, ist längst unübersehbar geworden.

So oder so trifft es jeden. Unsre Tochter Monika³ hat bei dem Untergang der »City of Benares« ihren Mann verloren, während sie selbst, da sie sich 20 Stunden lang in den Wellen – es ist ganz unverständlich – an den Rand eines lecken Bootes zu klammern vermochte, gerettet wurde. Sie ist jetzt bei uns, eine gebrochene kleine Seele. Mein Bruder Heinrich und unser Golo sind glücklich herüber gelangt. Dagegen ist es uns noch nicht gelungen, einen Bruder meiner Frau⁴, der Professor in Brüssel war, aus Frankreich zu befreien.

Eine große und schöne Nachricht Ihres Briefes war, daß Sie an der Arbeit sind und daß Ihr wundersames Romanwerk im letzten Viertel steht. Darüber gilt, wenn über irgend etwas: »Das möchte ich noch erleben«⁵. Am Ende ist's wichtiger als der »Ausgang« des Krieges, der vielleicht gar keinen hat ... Ich darf sagen, ich mache es wie Sie, halte mich unterdessen so gut ich kann. Mit dem metaphysischen Spaß, der Sie nach Baden begleitete⁶, werden Sie lächelnd vorlieb genommen haben. Die Geschichte bildete gewissermaßen den Rückweg von der »Lotte« zum »Josef«, an dem ich nun wieder schreibe.

* Der vollständige Brief ist enthalten in »Hermann Hesse – Thomas Mann. Briefwechsel«, Frankfurt/Main, 1975.

1 Im Jahre 1933 konnten Thomas Mann und seine Frau Katia, geb. Pringsheim, nach einer Vortragsreise ins Ausland nicht mehr nach Deutschland zurückkehren. Ab 24. 3. besuchten sie Hesse mehrmals. Vgl. hierzu »Hermann Hesse–Thomas Mann. Briefwechsel«, a. a. O.

2 Thomas Mann war inzwischen in die USA emigriert; dieser Brief wurde in Chicago geschrieben.

3 Monika Lanyi, geb. Mann; war seit 1939 verheiratet mit Jenő Lanyi (1902–1940), einem ungarischen Kunsthistoriker.

4 Peter Pringsheim (1881–1963), Professor für Physik in Berlin, nach 1933 in Brüssel, 1941 in Chicago, nach Kriegsende wieder in Deutschland.

5 Aus Fontanes Gedicht »Ja, das möcht' ich noch erleben«.

6 Thomas Mann, »Die vertauschten Köpfe«, Stockholm, 1940; Hesse hatte das Buch mitgenommen zu seiner Kur in Baden.

Lieber Herr Hesse,

Sie konnten mir keine größere Freude machen, als mit dem Brief

von Frau Rinser und jenem von Thomas Mann. Ich schicke hier beide zurück, auch jenen des Hamburger Fräuleins. Da sich Thomas Mann so sehr über eine Schweizer Briefmarke freut, habe ich gedacht, ich dürfte ihm auch einmal schreiben, und habe es getan. Ich erzählte ihm im allgemeinen über die Schweiz und insbesondere über unser Puppentheater; das wird ihn vielleicht amüsieren. Frau Rinser muß eine sehr feine Frau sein; sie hat auch eine hübsche, geistreiche Schrift. Meine Besprechung ihres Buches ist mir nicht so gelungen, wie ich wollte. Böhmer macht die Zeichnung dazu¹.

Ich habe jetzt eine feste Anstellung bei der »Weltwoche«, den Vertrag unterschrieb ich heute morgen. Ich bekomme 300 im Monat, wovon das kantonale Arbeitsamt die Hälfte trägt. Es mußte dabei ein bißchen geschoben werden; denn eigentlich hätte ich nach Ansicht der Behörden eine Unterstützung als Schriftsteller nur bekommen dürfen, wenn ich wenigstens die eine Hälfte des Tages aufgehört hätte, die verdächtige Beschäftigung eines Schriftstellers zu treiben, um ein braver Bürolist zu werden, wie alle vernünftigen Menschen. Das ist nämlich die gelungene Logik unserer Behörden: sie unterstützen 50 Schriftsteller (das ist ihr neuester Beschluß), aber nur sofern sie endlich einsehen, daß es keinen Sinn hat, es wirklich ganz zu sein, Schriftsteller, Faulenzer, Tunichtgut. Aber wir haben es so gedreht, mit Hilfe des Schriftstellervereins, daß die Bürokraten wahrscheinlich nichts daran auszusetzen finden werden, sofern sie beide Augen nur tüchtig zudrücken. Daß ich aber endlich ein Fixum bekomme, ist ein Ereignis. War das eine ewige Jagd und Sorge! Ich kann es noch gar nicht recht glauben.

Es war lieb von Ihnen, mir die beiden Briefe zu schicken. Heute abend werden wir mit Ihrem Sohn Heiner zusammenkommen, der uns zur »Userumete«² im Künstlerhaus eingeladen hat.

Ich hoffe, und meine Frau hofft es mit mir, daß die Bienengiftkur etwas nützen werde. Für das viele Geld hätten Sie im Rotkreuz wahrscheinlich bessere Unterkunft gefunden; es war nicht gerade ein behagliches Zimmer³.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

¹ Gunter Böhmer (geb. 1911), Maler und Zeichner; seit 1933 in Montagnola, eng mit Hesse befreundet, s. auch S. 111. Humms Besprechung der »Gläsernen

Ringe« (»Weltwoche«, 8. 8. 1941, s. Anhang S. 296 ff) erschien mit einer Zeichnung Böhmers.

2 »Userumete«, schweiz.: (eine Wohnung) ausräumen; Polterabend.

3 Das Zimmer, in welchem Hesse im Spital in Zürich gelegen hatte, als Humm ihn am 17. 7. dort besuchte. Vgl. hierzu auch Vorwort S. 9.

97

4. August 1941

Lieber Herr Humm!

Ich habe meine schönste Karte herausgesucht, um Ihnen zu gratulieren. Ich bin sehr froh über die Nachricht von Ihrem Fixum! Ninon nicht minder.

Herzlich Ihr H. Hesse

98

[ca. 7. August 1941]

Lieber Herr Humm!

Danke für den Brief, ich habe ihn kurz beantwortet und dem Mann auch einige Drucksachen geschickt¹.

Eine wichtige Nachricht: die Schwester meiner Frau² und ihr Mann sind am Leben. Sie hungern und haben weder Geld noch Arbeit, noch Aussicht auf solche, aber sie leben und sind in Czernowitz. Vorgestern kam eine Karte.

Wunderliche Welt! Bei der heutigen Post war der Brief eines deutschen Soldaten, der von Holland bis Griechenland auf fast allen Kriegsschauplätzen war. Dem Briefchen lag ein kleines Foto bei: der Briefschreiber liegt unter Bäumen im Gras, im Thermopylengebirge, und liest »Unterm Rad«.

Mein Zustand ist wenig verändert, doch nicht angenehmer geworden, das schlimmste sind jetzt die Nächte, da ich vor Schmerzen nicht weiß, wie liegen. Gestern bekam ich die dritte Spritze, bei der nächsten, in fünf Tagen, wird man vielleicht sehen können, ob eine Wirkung zu hoffen ist.

Herzlich grüßt Sie alle

Ihr H

1 Humm hatte einen an Hesse gerichteten Brief weitergeleitet. Name des Absenders nicht mehr feststellbar.

2 Lilly Kehlmann, geb. Ausländer.

Lieber Herr Humm!

Diese Karte bekam ich (verspätet) zum Geburtstag¹. Ich wollte bloß melden, daß wir noch leben, Ninon voll Sorgen und meist ohne Köchin, ich immer noch enger eingeschnürt von den Schmerzen und der Lähmung. Ich werde jetzt homöopathisch behandelt, darum darf ich seit 14 Tagen keines der schmerzlindernden Mittel mehr nehmen, die seit bald einem Jahr mein tägliches Brot waren; das erschwert das Leben noch um einige Grade. Für November ist wieder Baden geplant.

Die Briefkopie² bitte weitersenden an Frau R. Muggli, Kilchberg-Zürich, Mönchhofstr. 14.

Das Wetter ist schön, aber seit langem so trocken, daß alles abstirbt und auch die vendemmia³ wenig verspricht. Noch ist keine Traube reif.

Aber am Josef Knecht habe ich, mit Mühe und verschwollenen Fingern, doch wieder ein paar Seiten geschrieben.

Herzlich grüßt Sie

Ihr H

1 »Diese Karte«: nicht mehr feststellbar, um was es sich handelte.

2 Brief eines Frontsoldaten. – Hesse legte seinen Sendungen an gute Freunde, insbesondere solchen ins Ausland, gerne Briefe an Dritte zum Weiterexpedieren bei, teils um auch den Adressaten über Grundsätzliches zu informieren (wie in diesem Fall), teils des teuren Auslandportos wegen.

3 Vendemmia, ital.: Traubenernte.

Lieber Herr Hesse,

auch wir leben, wenn auch etwas verschnupft und zerhustet. Ich mußte zwei Tage im Bett liegen und übersiedelte aus meinem kalten Nordzimmer in ein wärmeres Stübchen gegen die Limmat.

Heute haben wir die fünfte Probe des »Theseus« hinter uns gebracht. Zum erstenmal gelang es uns, alle Akte zu spielen, was soviel bedeutet, daß keiner, bzw. nur einer wiederholt werden mußte, so gut fängt es an zu klappen. Mein nimmersatter Bub wurde aber dennoch vor einigen Wochen bereits wieder tiefsinnig, weil er nichts mehr zu schnitzen und zu malen hatte. So mußte ich mich wieder als Puppentheaterbetreiber betätigen und nach einem mißglückten Versuch, aus Ihrem »Meermann«¹ einen Stoff zu holen,

beschlossen wir, Shakespeares »Sturm« umzuarbeiten. Das Mißlingen, den »Meermann« puppenbühnenfähig zu machen, kommt aber gewiß nur auf meine Rechnung. Ich war gar nicht in der Laune, wie ich noch zu erzählen haben werde. Heute sind bereits Caliban und Ariel² entstanden, längst vor Fertigstellung des Stückes, bei der ich mit dem Schneideeifer meines Buben gar nicht Schritt halten kann.

Dann habe ich ein neues Buch zu schreiben angefangen³, und zwar aus purem Selbsterhaltungstrieb. Mit meinem Pflügerpeter⁴ will es gar nicht vorwärtsgehen. Ich erlebte schon wieder eine Enttäuschung, nachdem ich wochenlang in Hoffnungen gewiegt worden war. Die Sache entschied sich Samstag vor acht Tagen, was ein finsterer Tag für mich war, zu dem dann als Abschluß die Cornichon-Premiere⁵ mit dem Titel »Geduld! Geduld!« ausgezeichnet gut paßte. Sie fischte mich aus der Tintenschwärze meiner Gemütsverstimmung wieder heraus, und am Montag gab ich mir einen Ruck und suchte Dr. Keckeis⁶ auf, der mich – o Wunder! – als ein höflicher Mann empfing und nicht wie ein Trämmler⁷ mit anmaßender Burschikosität, als wäre ich nur ein zu schälender Apfel, dazu von zweifelhafter Qualität. Das erwärmte mich so, daß ich sofort ein neues Buch zu schreiben anfang. Ich bin wirklich nicht sehr verwöhnt, wenn einige verbindliche katholische Manieren mich wie ein Balsam erweichen. Denn von den Käsehändlern und Viehtreibern, die sich sonst als Verleger hier etabliert haben, wurde ich bisher immer nur niedergedrückt. Etwas vom Schönsten hat sich einer namens X⁸ geleistet, der mir nicht nur eine Ablehnung erteilte, sondern auch eine scharfe Rüge, weil in meinem sonst »formal ausgezeichneten« Buch »der Autor immer nur in den anderen die nicht gerade schönen Charakterzüge sieht«. Dem Rat zweier Freunde folgend, hätte ich dieser Visage ein paar Ohrfeigen applizieren müssen, doch zog ich es vor, an dieses Menschen- und Verlegerpfund die Flaschenzüge des Geistes anzulegen und dem Plumperian klarzumachen, daß aufgrund seiner Argumentation weder Proust noch Balzac, noch Thomas Mann, noch sonst einer je zu Verlegern gekommen wären, da beträchtlich viel Figuren von deren Büchern unerfreuliche Charakterzüge aufwiesen, die die Autoren nicht aus ihren eigenen Busen gehoben hätten. Durch meinen sehr höflichen Brief wurde der Mann dann so weit

entträmlert, daß er das Buch wieder zu sehen wünschte, worauf er es mir drei Wochen später wieder zukommen ließ, mit dem, diesmal wenigstens nicht mehlsackmäßigen Vermerk, es werde zu teuer zu stehen kommen. Ich weiß nicht, wie es in anderen Ländern damit bestellt ist, aber hier in der Schweiz hat man es nur mit lauter Knoten zu tun. Gesellschaftskritik weit hinten in der Türkei, jawohl, das ist den Burschen genehm, damit können sie feine Geschäfte machen und sich sogar großartig vorkommen, aber wehe, wenn die Forscherlinse in ihren eigenen Horizont hineinguckt, da fühlen sie sich gleich mordsmäßig getütscht⁹ und der gleichmacherische Animalismus reckt sein Imperatorenkinn aus ihnen heraus, um Zensuren zu erteilen. So ist mir denn ein Mann wie Keckeis eine Wohltat, und ich hoffe nur, er, oder Rentsch¹⁰, dem er mich eventuell weiterempfehlen will, wollten endlich einmal anbeißen, oder wenigstens das Buch in einer Form ablehnen, die vernünftig ist.

Einstweilen schreibe ich an meinem neuen Buch, das ein frommes, glückhaftes, einfaches werden soll, das sogar in Deutschland verlegt werden könnte. So habe ich es angelegt. Und diese Helden der Demokratie mögen im übrigen selber für sich sorgen.

Aber Sie sehen, lieber Herr Hesse, welch bittere Zwiebel in meinem Magen saß; sie machte, daß ich gar nicht recht schreiblustig war. Ich hätte Sie nur zu Tränen rühren können, so zwiebelmäßig verzweifelt war mir zumute. Mein Temperament war mir ganz ins Zwerchfell hinuntergerutscht, welches nicht wußte, sollte es lachen oder weinen. Ein anderer Verleger namens Y¹¹, der das Buch zur selben Zeit wie X hatte, zog den Entscheid so sehr in die Länge, daß er ihn mir an jenem Tag zukommen lassen konnte, wo er selbst in die Ferien verreisen und sich aus dem Staub machen konnte. Das sind unsere Helden.

Aber das gehört heute schon zur Vergangenheit. In meinem neuen Stübchen fühle ich mich jetzt wieder sehr wohl. Ich habe es mit lauter schönen Engeln tapeziert, einer ist meine Frau als kleines Kind, zwei sind von Gozzoli¹², sehr schön bunt und golden, einer ist von Christus¹³, der zwar nur auf einem Photo festgehalten ist, dafür aber eine schön gelbe Messingkanne vor sich stehen hat, in der rote und gelbe Blumen stehen. Die Wand ist rosa getüncht und hie und da mit Fingerabdrücken meines Buben verziert, der hier

vorher seine Puppenwerkstatt hatte. Dazu ist es warm, das Fensterbrett liegt hoch, als säße ich in einem Abteil, die Geräusche kommen gedämpft herein – und so hoffe ich, hier bei guter Laune zu bleiben. Die Lust dazu wäre da.

Den schönen Brief des Frontsoldaten schicke ich mit gleicher Post an Frau Muggli¹⁴. Es wäre früher geschehen, wenn die Erkältung und der Umzug nicht dazwischengekommen wären. Es freute mich zu hören, daß es wenigstens mit dem Josef Knecht vorwärtsgeht. Übrigens bin ich überzeugt, daß man in wenigen Jahren gegen die Gicht etwas gefunden haben wird, und zwar auf ähnlichem Wege, wie man kürzlich der Bluterkrankheit endlich beigekommen ist. Das ist natürlich ein recht magerer Trost. Ich habe eine große Lust, Sie zu umarmen. Eines wenigstens ist mir doch im Leben vergönnt! Ihre Freundschaft.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau von uns.

Herzlich, Ihr Humm

Aus Deutschland bekam ich neulich einen erschreckenden Brief. Ich habe dort aus meiner Göttinger Zeit eine verflossene Braut. Der hatte ich seit zwölf oder vierzehn Jahren nicht mehr geschrieben. Ich schickte ihr eine Postkarte, um zu hören, wie es ihr gehe. Als Antwort kam die Todesanzeige ihres vor Smolensk gefallenen Sohnes, die sie mir am selben Tage hatte schicken wollen, an dem ich ihr meine Postkarte geschrieben. Ihre Schwester hat ebenfalls einen Sohn verloren, eine Tante zwei Söhne, eine andere Tante ist kürzlich an einer Pilzvergiftung gestorben, zwei Männer der Familie starben ebenfalls frühzeitig an Überarbeitung. Sie selbst, die Ärztin im Ruhrgebiet ist (dicht bei Bochum), mußte zuletzt drei Ärzte vertreten, worüber sie einen Nervenzusammenbruch erlitt. Jetzt ist sie in Schlesien zur Erholung, läuft am Stecken, und ihr Mann, den sie in Bochum zurückgelassen hat, wandert wie ein Verzweifelter in den Wäldern herum, um sich den Kummer von der Seele zu schlagen. Sie fleht mich an, ihr öfters zu schreiben. Das alles in gut nationalen Wendungen eingebettet; aber der Eindruck von letzter Verausgabung der Kräfte ist eben um so stärker; auch in der peinvollen Gedankenflucht spiegelt sich ein vollkommen erschütterter, seine Nerven nicht mehr meisternder Mensch. Und es war eine äußerst starke Frau. Auch sonst hört man

aus Deutschland nichts, das für eine große Siegeszuversicht spräche. Dem Rhein entlang haben alle Dörfer – das wurde mir von zwei verschiedenen Seiten bestätigt – mindestens die Hälfte der Männer verloren, und es ist dauernd ein Kampf zwischen Dörflern und Nazis wegen der Flaggenhöhe, jene wollen sie auf halbmast haben. Sie seien alle sehr »tuuch«¹⁵.

1 Erzählung Hesses, enthalten in »Fabulierbuch«, WA 4, S. 274, bzw. H. H., »Legenden«, 1975.

2 Caliban und Ariel: »Caliban«, engl., durch Buchstabenumstellung aus cannibal = Kannibale, halbtierisches Ungeheuer aus Shakespeares »Sturm«, Mittel-ding zwischen Mensch und Meerkalb, das Gegenstück zu dem zarten Luft-geist »Ariel«.

3 »Der Vogel Greif«, erschienen im Steinberg Verlag, Zürich, 1953.

4 Peter der Pflüger, Gestalt aus dem »Carolin«, s. auch S. 73 f.

5 Cornichon: Zürcher Kabarett, unter der Leitung von Walter Lesch. Autoren des Cornichon waren Lesch, Max Lenz, Ch. Vaucher; die Mimen Zarli Carigiet, Heinrich Gretler, Alfred Rasser, Elsie Attenhofer, Voli Geiler, Margrit Rainer, Mathilde Danegger und Katharina Renn (wurde später Diseuse und Schauspielerin in Paris und durch Heirat mit Humm verwandt), s. hierzu R. J. Humm »Bei uns im Rabenhaus«, Zürich, 1963, S. 23 f.

6 Dr. Gustav Keckeis, Leiter des Benziger Verlags, Zürich.

7 »Trämle«: Straßenbahnführer.

8 X: Name aus Diskretionsgründen gestrichen.

9 »getütscht«: getroffen.

10 Eugen Rentsch, Schweizer Verleger.

11 Y aus Diskretionsgründen gestrichen.

12 Benozzo Gozzoli (1420-1497), ital. Maler, Schüler und Gehilfe des Fra Angelico.

13 Petrus Christus (1410-1473), niederländischer Maler.

14 Vgl. S. 159.

15 »tuuch«: kleinlaut.

101

29. September 1941

Lieber Herr Humm!

Dieser Tage suchte ich in alten Gedichten, weil eine Redaktion eins zum Zweitdruck haben wollte; da fand ich ein Gedicht wieder, das Sie wohl nicht kennen und das Ihnen vielleicht Spaß macht; es stammt aus Jahren, in denen ich noch munter genug zu solchen Späßen war, und stand zu einer Zeit, da man in Deutschland noch Spaß verstand, einmal im Simplicissimus¹.

Ihr Brief hat mich gefreut, und Ninon auch, aber Ihre gesamten Erfahrungen mit Schweizer Verlegern sind wirklich deprimierend und zum Heulen.

Mich beherrscht die Arthritis; da ich aus Respekt vor der Homöopathie, vor der wir jetzt opfernd knien, seit vier Wochen keinerlei Anti-Schmerzmittel mehr nehmen darf, hören die Schmerzen fast nie auf. Und jetzt hat man noch etwas erfunden, um die ohnehin sehr gestörte Nachtruhe noch mehr zu unterhöhlen: man stellt neben meinem Bett einen kleinen elektrischen Apparat mit Batterie auf, durch zwei Drähte werde ich mit ihm verbunden und ein Schwachstrom durch mich geleitet, der auf seinem Wege durch diesen Herrn wenig Erfreuliches antrifft, und diesen Segen soll ich die ganze Nacht genießen, habe bisher aber es noch nie länger als bis drei oder vier Uhr ausgehalten.

Daß Sie etwas Neues schreiben, ist die beste Ihrer Nachrichten. Grade trotzdem! Ich freue mich darüber und darauf.

Ninon grüßt, sie steht viel am Herd und muß seit langer Zeit alle Einkäufe in Lugano selber machen. Ihre Schwester schreibt wieder Hilferufe.

Grüßen Sie die Ihren!

Herzlich Ihr H.

1 »Klagelied auf den Dichter Emil Bumms«, geschrieben nach Hesses Wahl in die Berliner Akademie der Künste (27. 10. 1926), auch u. d. T. »Ballade vom Klassiker« bekannt; Erstdruck im »Simplicissimus« 31, 1926/27, S. 615.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 29. SEPTEMBER 1941:

Klagelied auf den Dichter Emil Bumms

Frühe schon zum Klassiker berufen
Fühlte sich der Jüngling Emil Bumms,
Nahte, Gott im Busen, sich den Stufen
Des Apolln geweihten Heiligtums.

Selten sah man wahrlich einen Dichter
So von höchster Streberei beseelt,
Bald schon sah er sich vom Chor der Richter
Als des Volkes Liebling auserwählt.

Niemals gab er sich die kleinste Blöße,
Wich vom Pfade strengster Tugend nie,
Sang manch Lied von nationaler Größe,
Das ihm wohlverdienten Ruhm verlieh.

Leider war dem Hochflug nicht gewachsen
Dieses Edeldichters schwaches Herz,
Und auf einer Vortragstour durch Sachsen
Ward er krank und schwang sich himmelwärts.

Eine Trauerfeier ohne gleichen,
Der Bedeutung des Moments sich voll bewußt,
Schmückte mit des Vaterlandes Eichen
Des verewigten Sängers hehre Brust.

Industrie, Finanz, Behörde, Presse
Stand ergriffen um das offene Grab,
Gerhart Hauptmann warf und Hermann Hesse
Eine Schaufel voll Papier hinab.

Unter andern heiligen Trophäen
In des Volksmuseums Heiligtum
Sieht man seine Schreibmaschine stehen,
Sonntags viel bestaunt vom Publikum.

Nie wird dieser Mann vergessen werden,
Deutschlands letzter Klassiker vielleicht;
Denn fürwahr, es findet sich auf Erden
Keiner, der ihm nur das Wasser reicht.

Ja, ich selbst, der ich den Bumms erfunden,
Der ihm Namen, Ruhm, Gestalt verlieh,
Beuge mich beschämt und überwunden
Vor so viel Talent, so viel Genie.

Lieber Herr Humm!

Das Gedicht¹ ist zwar nicht recht geglückt, aber ich habe es doch für einige Freunde abgeschrieben und schicke es auch Ihnen. Zu einem Brief reicht Kraft und Antrieb heute nicht. Heut wird in Carona drüben Lisa Wenger² begraben, vor bald 20 Jahren

war sie meine Schwiegermutter, ich mochte sie sehr gern. Nächstens komme ich nach Baden.

Herzlich Ihr H.

1 Wahrscheinlich »Kranken-Nacht«, s. Anhang S. 298 f.

2 Lisa Wenger (1858-1941), Schriftstellerin, Mutter von Ruth Wenger, Hesses zweiter Frau. Vgl. auch Anm. S. 91.

103

Zürich, den 6. November 1941

Lieber Herr Hesse,

ich erhielt von Ihnen die »Kranken-Nacht«¹ und die »Kleinen Betrachtungen«², die mir beide sehr lieb sind, obschon ich beim Gedicht einiges hinunterschlucken mußte – vielleicht das Bewußtsein meiner eigenen unverwüstlichen Gesundheit, vielleicht den Groll gegen die Gicht oder die Ansicht, daß es denn doch ein bißchen zu früh für Sie sei, solchen Abschiedsvisionen zu verfallen. Es muß den Freunden unbedingt sehr weh tun. Und das Händefalten am Schluß – wir armen Wichte hier draußen in der Welt bedürfen so sehr eines starken Führers, daß wir es fast nicht verwinden können, wenn er die Hände faltet. Es ist zu früh! Zu früh!

Mir selbst ist nur wohl, wenn ich meiner Phantasie leben kann. Ich tue es jetzt unbedenklich, während ich noch in der »Inseln«-Zeit³ mich schwer als einen Flüchtigen beargwöhnte. Aber ich bin eben nur so glücklich; sonst aber kreuzunglücklich. Heute morgen konnte ich nach langer Unterbrechung durch dumme Arbeiten wieder ein bißchen an meinem neuen Buch⁴ schreiben, das sehr langsam reift. Und jetzt fühle ich mich wohl und aufgelegt, Ihnen zu schreiben. Für gewöhnlich bin ich gar zu stackig⁵ und hölzern. Über mein anderes Buch weiß ich nichts Neues, außer daß es bei der Redaktion des »Du«⁶ liegt, wo sie daran herumschnuppern, ob es in ihre Küche paßt. In einer Woche soll ich Bescheid bekommen. Seit einem Jahr hocke ich auf dem Stumpengeleise des Wartens und zerwürmele allmählich, tatsächlich, ich glaube, wenn man mich beklopfte, müßte Holzmehl aus mir fallen. Ich bin ein stäubender Baum, aber niemand will sich befruchten lassen; und ich habe doch die Idee, daß ich so wohlduftend sei, daß jeder berauscht sein müsse von meiner Physiognomie und Person sowie von meiner seelischen Inneneinrichtung. Aber um den Baum ringelt

sich eine schwarze Schlange, und die ist aus Pech; aber einmal wird sich das Pech in Lakritz verwandeln, und ich werde mir die Schlange auffressen. Dann wird sie golden werden und Flügel bekommen. Sehen Sie, wie gesund und zuversichtlich ich bin, sobald ich ein bißchen habe arbeiten können? Ich kann gar nicht die Hände falten. Mich juckt's viel zu sehr, zu hauen.

Sonntag hatten wir die letzte (neunte) Probe des Theseus, mit Musik. Nächsten Sonntag werden wir beginnen. Wir sind sehr gespannt darauf. Das Stück ist gut.

Gestern feierten wir bei uns den Bächtold⁷, der den Preis der Büchergilde bekommen hat, wozu ich mächtig geschoben hatte. Ich saß im Preisgericht und mußte mir vierzig Romane durch den Schädel jagen, die Hälfte von der Art: »man alarmierte die Hebamme und konstatierte«. Ein Greuel! Aber ein Dutzend waren lesbar; ein Dutzend unter 93.

Ach, wenn ich doch nur endlich wüßte, woran ich mit meinem Buch bin!

Ich hoffe, Sie nächstens zu sehen. Wenn Sie doch zum Theseus kämen. Außer diesem habe ich nichts zu bieten, als Nebel und Heuel. (Das Wort Heuel finde ich im Wörterbuch nicht. Es drückt aber genau das aus, was einer erlebt, wenn er wartet und immer nur wartet. Dann wird er zum Heuel.)

Es ist sehr kalt hier, auf den Dächern liegt Schnee. Alles ist eingefroren, was man durchs Fenster sieht. Einige Bäume, einige Häuser, einige Maste vermag man gerade noch zu sehen; das übrige verfriert im Nebel.

Vorgestern waren wir bei einem Mann – das ist ein ganz kurioser Kunde. Ein Basler, verknöchertter Beamter, dreht den Kopf immer so, daß man meint, ihm müsse der Hals knarren, verdrückter Junggeselle, argwöhnisch, übellaunisch, stets beleidigt, wenn man ihn heiter nimmt: »Ja Sie, was meinen Sie, ich kann nicht tun wie Sie, den ganzen Tag sitze ich auf dem Büro!« Ohne Humor. Eine Stachelbeere. Aber am letzten Samstag lud er mich und meine Frau und den Bächtold in einem schwachen Augenblick zu sich nach Hause ein. Herrlicher Kuchen. Ein Weinchen! Und Büchergestelle, vollgestopft mit den ausgesuchtesten alten Büchern. Von 4000 Daumierzeichnungen, die es geben soll, besitzt der Kerl mehr als dreitausend. Den ganzen »Charivari«⁸, bis auf zwei Jahrgänge, die

er emsig sucht; seine Vorgängerin, die »Caricature«⁹, wo Daumier begann und die ihm sechs Monate Gefängnis einbrachte (Balzac zeichnete zwanzig Francs zur Begleichung der Buße). Und überhaupt: die gesamte Entwicklung der Buchillustration des XIX. Jahrhunderts, fast lückenlos; den Faust von Delacroix, einen herrlichen Balzac, einen urkomischen jungen Doré über die »Sainte Russie«, einen graziösen La Fontaine. Ich habe nie so viele Schätze beisammen gesehen, und natürlich konnten wir während der drei Stunden nur das Wenigste betrachten. Sein großer Stolz: daß er den Faust von Delacroix, der ihm in Paris für 2500 Schweizer Franken angeboten worden war, kurz darauf bei einem hiesigen Antiquar entdeckte, der für das tadellose Exemplar nur 100 Franken forderte. Wenn er jetzt dem Antiquar begegnet, soll der unter seinem Hut hervorschielen, als sähe er in ihm einen Scharfrichter oder Teufel.

Nun muß ich aufhören, mein neues Buch muß ich wegstellen, diesen Brief einwerfen, muß wieder hinter den Dollars jagen. Ich sende Ihnen herzliche Grüße und desgleichen die ganze santa famiglia. Auch Frau Ninon. Und dem Löwen, sowieso.

Ihr Humm

1 »Kranken-Nacht«, s. Anhang S. 298 f.

2 »Kleine Betrachtungen«, Privatdruck; später erschienen bei der Büchergilde Gutenberg, Zürich (Juli 1942).

3 D. h. während der Arbeit an dem Roman »Die Inseln«.

4 »Der Vogel Greif«.

5 »stäckig«: steif.

6 »Du«, Europäische Kunstzeitschrift, Verlag Conzett & Huber AG, Zürich; das »andere Buch«: der Roman »Carolin«.

7 Albert Bächtold, Schaffhauser Mundartdichter, s. auch S. 62, Anm. 4.

8 Charivari: satirische Zeitschrift in Frankreich, erschien 1832-1893 in Paris; unter den Zeichnern des Charivari ragen hervor: H. Daumier, P. Gavarni, Grandville und Cham.

9 Caricature: franz. satirische Zeitschrift, gegr. 1830 in Paris, redigiert von Ch. Philippon (der auch Redakteur des Charivari s. o. war) bis 1835, neugegr. 1838/39, 1842 eingestellt.

Lieber Herr Humm!

Ich bin erst eine Woche in Baden, und der Arzt erlaubt mir nur ganz kurze Bäder; trotzdem bin ich schon so müde, daß ich Bett

und Haus gar nicht mehr verlassen würde, käme nicht am Nachmittag Ninon, die ich dann am Bahnhof abhole, das ist meine einzige Arbeit im Tag.

Heut hat sie sich besonders gelohnt, denn ich bekam auf meinen Wunsch den Theseus erzählt¹, Bühne, Puppen und Aufführung genau beschrieben, und habe mit Genuß und manchem Spaß nachträglich der festlichen Sache beigewohnt, wofür ich Ihnen Dank schulde.

Der Theseuswelt war ich ohnehin nicht ferne, da ich ein Bändchen der Schwabschen Sagen² hier habe und des öftern drin lese.

Auf meinem Nachttisch aber liegt ein dicker Band Friedrich Rückert, und ich habe Nacht für Nacht viel in der »Weisheit des Brahmanen« gelesen³, wo man nach jeder dünnen Sandstrecke doch wieder Palmen wehen sieht und Quellen rinnen hört. Sehr lieb und anmutig fand ich z. B. die Verse:

Die Tage sehen wir, die teuren, gerne schwinden,
Um etwas Teureres herangereift zu finden:
Ein seltenes Gewächs, das wir im Garten treiben,
Ein Kind, das wir erziehn, ein Büchlein, das wir schreiben.

Und ein andermal sagt er von der Dichterei:

Mich freut's am Abend nicht, daß mir manch Lied entsprungen,
Mich freut's nur, wenn ich weiß, daß keines mir mißlungen.
Was tut's, wenn keins entsprang? Doch wenn nur eins mißlang,
Mit diesem muß ich dann mich plagen tagelang.
Ich kann ihm nicht entziehn das Leben, ihm verliehn;
Das mißgeborne Kind, ich muß es doch erziehn.

Seien Sie gegrüßt von

Ihrem H. H.

1 Ninon Hesse hatte sich bei Humms das Theseus-Puppenspiel angesehen.

2 Gustav Schwab (1792-1850), erzählte die »Schönsten Sagen des klassischen Altertums« nach (3 Bde. 1838-1840).

3 Friedrich Rückert (1788-1866), Orientalist, Dichter und Übersetzer. »Die Weisheit des Brahmanen« (6 Bde., 1836-1839): frei geschaffene Sprüche, Fabeln und Erzählungen.

Lieber Herr Hesse,

danke für das Briefchen. Hoffentlich können Sie diesen hier lesen, ich werde mir nächstens ein neues Farbband kaufen müssen. Unsere Puppenspiele machten den Leuten tatsächlich Spaß, wir haben aber auch große Freude daran. Mein Bub ist jetzt Gehilfe bei Theo Otto¹ geworden, dem Theatermaler am Schauspielhaus, nachdem er vierzehn Tage lang beim Cornichon² geholfen hatte. Eben jetzt haben wir die Ur-Puppe, die Mutter und Ahne aller unserer Puppen, an Fäden gehängt. Es ist dies eine reizende Puppe, die meine Frau vor etwa zwölf Jahren einmal gemacht hatte und die dann lange ein kleiderloses Leben in einer Truhe führte. Sie fand bei unserem Buben neulich wieder Gnade, bekam ein neues Kleidchen, wurde wieder aufgehängt, und jetzt sollen noch die Augen, der Mund und die Schuhe aufgefrischt werden. Dann darf sie ein sorgloses Leben, frei von allen Verpflichtungen, führen.

Thomas Mann hat auf meinen Brief geantwortet. Er befindet sich auf Tournee durch ganz Amerika und ist erst anfangs Dezember wieder bei sich daheim. Das wäre etwas für Sie! Er hält immer denselben Vortrag über »The war and the future«, das Englischreden sei schon ganz mechanisch geworden. Hermann Hesse, einen Monat lang kreuz und quer durch Amerika, englisch redend über den Krieg und die Zukunft – das gäbe ein Puppenspiel! Ach, du grundgütiger Poseidon! Es gäbe sogar ein reizendes Puppenspiel. Camenzind bei den Amerikanern, z. B. wenn er am Schluß dort dem Boppi³ begegnete.

Ich habe dieser Tage einen Haufen Buchbesprechungen gemacht und wende mich jetzt wieder meinem Roman⁴ zu. Vom anderen⁵ habe ich noch immer keine Nachricht. Ich las die herrlichen Briefe van Goghs, dann einen sehr hübschen Roman von Forester »Das verlorene Paradies«, den »Erasmus« von Huizinga, ein etwas unerquickliches Buch von Giono und A. J. Welti »Wenn Puritaner jung sind«, eine ziemlich bedenkliche Sache.

Aber jetzt muß ich hinter die Erziehung meines eigenen Romans. Er sitzt jetzt gut auf Kiel, aber mehr als den Kiel sieht man noch nicht, höchstens einige Spanten.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

- 1 Theo Otto (1904-1968), deutscher Bühnenbildner, 1933 in die Schweiz emigriert.
- 2 Cornichon, Zürcher Kabarett; s. auch S. 163, Anm. 5.
- 3 Der Krüppel Boppi: Gestalt aus H. H.s »Peter Camenzind«.
- 4 »Der Vogel Greif«.
- 5 »Carolin«.

106 22. Dezember 1941

Lieber Herr Hesse,

dieses kleine Buch¹ vermag vielleicht, Sie während ein paar Stunden zu erheitern. Codet ist entweder im Weltkrieg gefallen oder kurz nachher gestorben. Er hat einen einzigen Roman geschrieben und dazu diese kleine Novelle.

Wir haben hier richtiges Weihnachtswetter: kalt, Schnee, Nebelwolken, Dunkelheit. Meine Leute sind mit Weihnachtsarbeiten beschäftigt. Ich schrieb in letzter Zeit fleißig an meinem neuen Buch; es wird gut. Ein kleines Buch las ich: Paracelsus von Jacobi: – ausgewählte Texte, gut übersetzt. Der war ein lieber Mensch, dieser Paracelsus. Einen beneidenswert begabten Anfänger habe ich auch kennengelernt, er schreibt über mitternächtliche Dinge², holt sie eine Stunde weit her, der Name will mir nicht einfallen, aber er behauptet, Sie hätten alles von ihm gelernt. Ist das nicht unverschämt? Er kenne Sie sehr gut, sagt er, und daß Sie es so weit gebracht, macht ihm nicht den geringsten Eindruck. Er habe das immer gewußt und habe alles kommen sehen. Das sind diese jungen Leute.

Nun senden wir Ihnen alle herzliche Weihnachtsgrüße.

Ihr Humm

1 Louis Codet, »Cäsar Capéran oder die Überlieferung«, übersetzt von R. J. Humm; Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1941.

2 Humm las damals zum ersten Mal H. H.s »Eine Stunde hinter Mitternacht«, 1899, die erste Prosaveröffentlichung Hesses. Mit dem »beneidenswert begabten Anfänger« meint er also H. H. selbst.

107 Ende Dezember 1941

Lieber Herr Humm!

Ihr liebes Geschenk¹ hat mich gefreut, ich werde das mit Vergnügen lesen, haben Sie herzlichen Dank!

Unser Wetter ist das Gegenteil von dem, das Sie mir schildern. Zwar ist es auch nachts, morgens und abends kalt, aber dabei hell,

transparent, die Morgen und Mittage sonnig, oft warm, die Stunde gegen Abend glühend, oft leuchtet Himmel und Gebirg wie Feuer. Schnee liegt gar keiner, außer zuoberst auf den höhern Bergen.

Ich habe wieder Rückfälle und muß aufpassen, doch wurde ich mit all der vielen Arbeit vor dem Fest so leidlich fertig. Am 24. gingen wir zur alten Natalina² an ihr Krankenbett und brachten ihr ihre Geschenke, auch einen Zweig mit Kerzen dran.

Was Ihnen der junge Hochbegabte, von dem Sie erzählen, da vorgeflunkert hat, verstehe ich nicht recht. Wollte er witzig sein? Ich finde die Pointen nicht. Aber darin hat die Jugend es gut, sie darf der Laune, dem Einfall und Gelüst des Moments folgen und hat dabei noch den Charme des Genialen. Dafür freilich haben wir Alten diese und jene Plagen und Begierden nicht mehr, die der Jugend zusetzen. Es ist schon gut verteilt.

Von Ninon viele Grüße.

Das Gedicht ist von einem Emigranten, der einmal in Baden zwei Stunden bei mir war, es kam dieser Tage. Das andre von einem Berner Chirurgen, der Verse schreibt³. Ich kann beide nur halb goutieren.

Addio, Prosit Neujahr!

Ihr H. H.

1 Die Novelle von Codet.

2 Natalina Bazzari (1886-1942), Hesses Haushälterin.

3 Beilagen zu diesem Brief, hier nicht aufgenommen, da unwesentlich.

108

30. Dezember 1941

Lieber Herr Humm!

Ich möchte Ihnen nochmals für Ihr Geschenk danken. Das Buch gefiel mir beim ersten Blättern schon sehr, auch die Zeichnungen¹. Inzwischen habe ich es gelesen und bin entzückt von der Geschichte Capérans. Als Knabe liebte ich die »Lettres de mon moulin« von A. Daudet²; mir scheint, ich habe seither nicht wieder eine so schöne südfranzösische Idylle gelesen. Das Übersetzen muß Ihnen Freude gemacht haben, man spürt es.

Herzlich grüßt und wünscht Gutes zu Neujahr

Ihr H. H.

1 Das Buch von Louis Codet, »Cäsar Capéran oder die Überlieferung« war illustriert mit Zeichnungen von W. Gimmi.

2 Alphonse Daudet (1840-1897), »Briefe aus meiner Mühle«, (1869).

Lieber Herr Hesse,

Ihre freundlichen Worte über Capéran taten mir wohl; ich hatte ein bißchen Aufmunterung gerade dieser Tage besonders nötig. Von Herrn Berndt¹ erhielt ich auf Silvester ein Briefchen, worin er mir einen rührenden Vorschlag macht. Er habe von Ihnen gehört, daß ich für mein Buch vergebens einen Verleger suche, und er rate mir, einen »Garanten« aufzutreiben, dann werde alles glattgehen. Daran liegt es nicht. Aber es berührte mich, daß Sie der Ansicht sind, ich müsse doch wirklich viel erdulden, und so möchte ich Ihnen den Grund meiner Schwierigkeiten erklären, so wie ich ihn nach und nach erkannt habe. Er liegt darin, daß mein Buch an die Verleger eine Zumutung stellt. Es ist die Zumutung zu glauben, daß auch ein Schweizer etwas könne. Diese Erfahrung ist nicht neu, es haben sie auch andere gemacht. Klugheit bei einem Schweizer überrascht die Leute zu sehr, sie erschreckt sie. Sie fühlen sich zu unmittelbar über die Nieren gebürstet. Klugheit lassen sie sich gern von Ausländern gefallen, beziehungsweise, sie verstehen sie nicht, sie trifft sie nicht, sie beläßt sie in der Neutralität. Sie fühlen sich sogar gehoben. Aber Klugheit bei einem Landsmann macht sie wild, macht, daß sie sich dermaßen klein, dumm und schäbig vorkommen, wie es unter Brüdern einfach nicht erlaubt ist. Man macht sich der Verletzung des ungeschriebenen Verfassungsartikels schuldig, wonach keinem Schweizer über das Mittelmaß hinauszustreben erlaubt ist. Tatsächlich mußten solche Verfassungsbrecher früher alle ins Ausland flüchten. Sie gingen nach Deutschland. Aber mußte man sich früher damit abfinden, daß sie einen von dort aus, unter der Verantwortung der Nachbarn langweilten, so hat man heute gegen sie eine wundervolle Handhabe: Hitler! Hitler, der geheime Hüter und Gewährleister des schweizerischen Mittelmaßes; Hitler, der hochmögende Patron der schweizerischen Verdrossenheit und Banausität. Darüber wird natürlich kein Wort gesagt. Im Gegenteil, redet man, so bläst man die Backen voll: Es lebe das freie Schweizer Wort! Es lebe die freie Persönlichkeit! Es lebe die Demokratie! Aber unter dem Tisch reibt man sich die Hände: Der Kerl ist Demokrat? Er ist versorgt! Er ist eine Persönlichkeit? Er hat jetzt sein Teil! Er ist ein treuer Schweizer, er wird nicht überlaufen? Dann sind wir seiner

ja sicher; er ist verkauft und dreifach versohlt. Er glaubt an uns, ist das nicht genug? Wir können ihn ruhig krepieren lassen und haben damit unsere uneingestanden Ziele erreicht.

So ist der Mechanismus! Daß dies der Mechanismus sei, beweist unter anderm der Umstand, daß alle Leute, die bei uns faschistische Ambivalenzen haben, in den letzten Jahren glänzend vorwärtsgekommen sind. Beweist der Umstand, daß noch kein Bundesrat je einen Schriftsteller empfangen hat, der zu den eindeutigen und sauberen Schweizern gehört, sondern immer nur solche der faschistischen Halbwelt, einen Schaffner² oder Knittel³. Überhaupt, die Einstellung, einem geistigen Menschen zu helfen, ihm den Weg zu ebnen, ihm das Leben ein bißchen leichter zu machen, ergibt sich bei unseren Plebejern immer nur durch den Druck des Auslandes, nie aus ihrer eigenen Überzeugung oder Bereitwilligkeit. Und da dieses Ausland heute faschistisch ist, ist es heute ein Druckmittel der geistlosen Schweizer gegen die geistvollen geworden, und bleibt es heute noch. So ist die Sache!

Nun aber das Gegenmittel. Es besteht darin, das Lumpenpack so zu behandeln, wie Mathilda Wrede⁴ in Finnland ihre Schwerverbrecher behandelt hat, durch Unberührtheit. Man muß das Buch einfach so lange wandern und wirken lassen, bis die Kerle anfangen sich zu schämen. Ein gutes Buch hat es nämlich in sich, daß es Leute, die eines Schamgefühls noch fähig sind, langsam erzieht. Es gibt überhaupt hierin merkwürdige Gesetze, und sie sind vielleicht allgemeingültig. Ein Buch ist z. B. für den Verleger Nr. 5 nie dasselbe Buch wie für den Verleger Nr. 1, ganz gleich, welchem Verleger ich das Buch zuerst angeboten habe. Auf seinem Weg durch die Verleger akkumuliert das Buch ein geheimes Kapital von Beschämungskräften; es läßt sich mit einem Potential der Entrüstung, das erst bei Verleger Nr. 5 oder 6 verborgene Reserven der Intelligenz in Umsatz bringt, die für das Buch werben. Es ist ferner klar – sofern das Buch gut ist –, daß, je mehr Verleger es besteigt, desto schwerer es den Bestiegenen fällt, alle vorhergehenden Verleger für intelligenter zu halten als sich selbst. Weil das Buch gut ist, wird sich endlich ein Verleger finden, sagen wir Nr. 12, der den Mut aufbringt, elf Kollegen für Kälber zu erklären und sich selbst für den einzigen wahrhaft intelligenten Verleger, an den das Buch endlich gelangt sei. Kurzum, von Kalb

zu Kalb akkumuliert das Buch Kapital, Autorität. Es gelangt an den zwölften oder vierundzwanzigsten als ein beruhigender Zeuge, daß der Kälber in der Nation hinreichend viele seien, und daß um den Bestand derselben nicht mehr gezittert werden müsse; die Ablehnung von immer mehr Kälbern verwandelt sich in ein stilles Consensum, welches aus dem letzten Kalb ein geniales Huhn macht: jenes, welches manchmal eine Perle findet. Verleger Nr. 1 hätte nie den Mut, sich selber spontan für dieses Huhn zu erklären; er hätte nicht die Wahrscheinlichkeit für sich, daß er nicht eine Ausnahme, sondern nur ein Zufall sei, während Verleger Nr. 67 den übrigen diese Befriedigung ihres Selbstgefühles gewährt. Anders gesagt, das Gefühl des eigenen Wertes gründet bei den Schweizern nie in der Hilfsbereitschaft, sondern in der Schadenfreude; sie müssen erlebt haben, daß das allgemeine demokratische Mittelmaß sein Wort mitzureden gehabt hat und daß ihm sein Tribut gezollt wurde. Erst wenn dieser kollektiven Selbstbemitleidung, aus der die Schadenfreude erwächst, Genüge getan wurde, erhält die Menschlichkeit ihr Recht. Der hundertundsiebendundzwanzigste Verleger muß sagen können: Hört Kinder, jetzt ist es genug. Die Sache wächst sich zum Skandal aus. Diese Maus von Schriftsteller haben wir dreihundertsiebenunddreißig Katzen von Verleger hinreichend geplagt. Er hat sein Kreuz von Station zu Station geduldig getragen. Er ist gestriegelt und geschunden. Er kennt uns jetzt. Aber nun wollen wir Gnade für Recht walten lassen. Eigentlich gehört er gesteinigt, nun wollen wir ihn drucken. Seht euch den Mann an: er ist klein und häßlich geworden, sein Hutrand ist abgeschabt, die Milch der Demut rinnt ihm aus allen Poren, sein Schweiß wird zu Käse, der Anblick ist nicht mehr menschlich. Ich tue es ja nicht, weil ich mich für klüger hielte als euch; ich tue es aus Barmherzigkeit, aus Christianität und Pestalozzianismus, hauptsächlich aber weil ich als Mitglied des Tierchutzvereines die Schinderei nicht länger ertragen kann. Bewahre, daß ich es aus Literaturverstand täte!

Kurzum, die beste Garantie, die ein Autor hierzulande bieten kann, liegt darin, daß er halbtot zu seinem letzten Verleger ankomme, so tot, daß die Genossenschaft sicher ist, es werde ihm der Kamm nie zu hoch wachsen und er habe durch die Erfahrung gelernt, wie sehr er von ihrer Mediokrität abhängig ist.

Mein Buch nähert sich diesem Stadium. Ich könnte Ihnen reizende Geschichten über meine verschiedenen Pönitenzen erzählen. Mich hat z. B. ein Verleger des mangelnden sittlichen Einsatzes bezichtigt, der selber nicht weiß, daß die Bücher, die er herausgibt, einen leichten Schimmer von Pornographie haben, die sie ihm begehrenswert machen. Der sittliche Einsatz, zu dem ich nicht den Mut habe, ist in seinen Augen jene interessante Schlüpfrigkeit und leichte Perversität, die jeden Einsatz lohnender macht. Dieser Mangel erregt seine sittliche Entrüstung, allen Ernstes. Aber die schlimmsten Verleger sind die, die nicht wissen, was sie wollen, sondern erst die Frau zu Hause fragen müssen. Das ist dann ein Hauptspaß für die Frau. Und sehr amüsant sind jene Verlage, worin zwei zu entscheiden haben. A will immer, B will nie. Höchst kurios, wenn das Verhältnis sich dann wandelt: jetzt will B, aber A will nicht mehr. Das bin ich jetzt gerade daran, zu erleben. Kurzum, es sind keine Verleger, sondern Kraut- und Kabisköpfe. Und im Hintergrund immer Hitler, der ihnen erlaubt, die Daumen umeinander zu drehen und zuzuschauen, wie einer sich plagt. Das ist merkwürdigerweise für die Mehrzahl der Menschen ein erhebendes Schauspiel.

Nein. Man muß ein Schriftsteller sein, dem am Druck seiner Bücher nichts liegt, dann schifft man durch die Zeit, ohne die Gemütsruhe zu verlieren. Ich habe mein Buch geschrieben, ich weiß, was es wert ist, ich kann es wieder verbrennen; das übrige mache ich mit dem Schöpfer aus. Er wird mein Verleger sein. Er wird mir zwei Flüglein auf den Rücken kleben, auf denen steht geschrieben »simbimburi«, und er wird eine Versammlung von Seligen und Heiligen einladen, denen werde ich meine Bücher vorlesen. Wir werden Zeit haben bis in die Ewigkeit. Ich werde alles wieder hineinbringen, was ich den Verlegern zuliebe hinausgefegt habe, und wenn wir fertig sind, werden wir wieder von vorne anfangen. Es werden Goethe dasein, Cervantes, Defoe und selbstverständlich Hermann Hesse, der dann keine Gicht mehr haben wird. Und die Verleger bleiben alle draußen. Sie stecken in der Hölle und drehen alle die Daumen umeinander, bis sie sie abgewetzt haben, dann werden sie ihnen wieder nachwachsen und sie werden sie sich wieder abwetzen. Und ein großer, schmieriger Teufel wird ihnen alle Bücher vorlesen, die sie zu Lebzeiten gedruckt haben; so lange vor-

lesen, bis ihnen schlecht wird, bis sie verrückt werden. Dann hat jeder sein Teil. Meine liebe Frau wird selbstverständlich oben bei Goethe, Cervantes, Defoe, Hermann Hesse sein und von ihnen gelobt werden und mächtig berühmt werden, sintemalen sie so brav ins Büro gegangen ist, weil sie glaubte, ihr Mann wäre ein Dichter. Und so werden wir glücklich sein; und wir werden kein Schwarzbrot essen, sondern Hefenkränze und werden alle Tage Butter haben, und Krieg wird auch nicht sein.

Nein, o nein, die beste Garantie ist ein friedliches Gemüt und die himmlische Gabe, über seine werten Kohabitanten auf dem Planeten zu lachen. Gottlob, ich habe sie. Nicht immer, wie der Anfang des Briefes zeigt, aber doch die Fähigkeit, sie zu entwickeln. Und eines will ich Ihnen sagen, lieber Herr Hesse: mir hat das Abfassen dieses Briefes unendlich viel mehr Spaß gemacht, als mit dem Hut in der Hand nach Garanten zu suchen, wie der gute Berndl vorschlägt. Und im übrigen richtete ich einen Teil meiner Klagegesänge an Sie, weil ich diesem Mann, der ein Ausländer ist, doch nicht die ganze Kläglichkeit unserer Verhältnisse zeigen wollte. Kurz, ich mußte mich austoben, bevor ich ihm schrieb, und halten Sie es mir zugute, daß ich gerade Sie dazu wählte.

Wir verbrachten eine stille Weihnachtszeit. Meine Frau und ich schenkten einander ein merkwürdiges Buch: Lichtenbergs Erläuterungen zu Hogarth¹. Es ist sehr geistreich, aber doch ein bißchen unsympathisch, wir dachten es uns anders. Wir fanden es zufällig bei einem Antiquar. Ich danke Ihnen auch für Ihren vorletzten Brief. Hätten Sie nicht erraten, daß der hochbegabte Anfänger Sie selber sind?² Ich meinte jenen Hesse, der »Eine Stunde hinter Mitternacht« geschrieben hat. Den habe ich neulich gelesen und habe auch längst für die »Weltwoche« darüber geschrieben³. Warum der Gasser⁴ es noch nicht bringt, weiß ich nicht.

Nun nehmen Sie von uns allen die herzlichsten Grüße. Nach diesem langen Brief kann ich wieder getroster an die Arbeit gehen. Die Teilnahme wohlgesinnter Menschen wühlt einen immer ein bißchen auf.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 L. Berndl, damals im Tessin lebender deutscher Emigrant.

2 Jakob Schaffner (1875-1944), Schweizer Schriftsteller, ursprünglich Schuster, seit 1913 in Deutschland; bejahte den Nationalsozialismus.

3 John Knittel, Schweizer Romancier; s. auch S. 112 und 114.

4 Mathilda Wrede (1864-1928), genannt »Engel der Gefangenen«.

5 Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799), Physiker und Schriftsteller; sein Buch über Hogarth: »Ausführliche Erklärungen der Hogarthschen Kupferstiche« (1794-1799); William Hogarth (1697-1764), engl. Maler und Kupferstecher. Insel Bücherei Nr. 893, 936, 942.

6 Vgl. hierzu S. 171 und S. 177.

7 R. J. Humm, »Hermann Hesses erstes Buch«, erschienen in der »Weltwoche«, Zürich, 9. Januar 1942; s. Anhang S. 299 f.

8 Manuel Gasser, Redakteur der »Weltwoche«, Zürich.

110

6. Januar 1942

Lieber Herr Humm!

Den guten Witz mit dem »Anfänger« hätte ich freilich verstehen sollen; ich war zu vollgestopft mit einigen hundert Briefen, die zu Ende des Jahres kamen. Aber auch so nachträglich macht er mir Spaß. Ich freue mich auf Ihre Anzeige der »Mitternacht«¹.

Die Irrfahrt Ihres Buches bei den Kälbern macht mich oft traurig. Aber nehmen Sie das nur allen Ernstes so, wie Sie es in Ihrem Briefe tun; ein Stück Don Quichote-tum, Alpdruck des Alltags und dennoch Geborgenheit im Traum und Traumwissen vom Himmel über den Tagen und Zeiten, gehört nun mit zu Ihnen und Ihrem Schicksal.

Heut lege ich Ihnen einen Brief bei², in dem auch Ihr Brief an mich vorkommt. Ich erbitte ihn dann zurück; er ist, wie so viele, noch nicht beantwortet.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr H. H.

1 S. Anhang S. 299 f.

2 Nicht mehr auffindbar; an H. H. zurückgesandt.

111

13. Januar 1942

Lieber Herr Humm!

Ich danke Ihnen für die Besprechung¹, Ninon hat sie in der Zeitung gefunden. Ich freue mich, daß Sie das alte Buch so aufmerksam gelesen und beklopft haben. Als kleine Gegengabe wollte ich Ihnen etwas abschreiben, was unsre Ihnen bekannte Freundin Anni² mir dieser Tage schrieb, leider ist die Kopie nicht recht glücklich. Mit den unbeholfenen Gichthänden passiert mir jetzt hier und da so etwas.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr H.

178

- 1 Humms Besprechung von »Eine Stunde hinter Mitternacht«, s. Anhang S. 299 f.
2 Dr. Anni Carlsson.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 13. JANUAR 1942:

Anni Carlsson über »Eine Stunde hinter Mitternacht«

Auf mich hat das Buch einen starken und unbedingten Eindruck gemacht. Geradezu erstaunt war ich über das Fehlen aller solchen Zeichen, die man doch in einem »Erstlingswerk« noch zu finden gewohnt ist. Keine Spur von Linkischheit, von Tasten, von Ungenauigkeit. Vielmehr ist die Sprache bereits ein vollkommen beherrschtes Register, ein durchaus geschmeidiges und gekonntes Handwerk bis in alle Feinheiten hinein. Man schlägt das Buch mit dem Wunsch auf, ganz vom »Später« zu abstrahieren, doch dies Gefühl revidiert sich beim Lesen. Denn wenn eine derartige Abstraktion von gewußten und geliebten Dingen für den heutigen Leser wohl sehr künstlich wäre, erweist sie sich auch bald als gar nicht mehr wünschenswert. Ich begreife es, weshalb Sie früher einen Neudruck des Buches nicht wünschten und welche Freude es Ihnen machen muß, es aus der Distanz des Heute und vor dem Hintergrund eines bilderreichen, beziehungsvollen Horizontes wieder ans Licht zu heben. Denn nun fallen die »ästhetenhaften Züge« so wenig ins Gewicht. Sie werden so transparent, nur Kulissen auf dem Weg nach Innen. Das wunderbar Einheitliche und Überlegene ist die Dimension, die durchgehend gelungen ist: ein zartes Vorbeiziehen der Bilder, gleich denen, die zwischen Wachen und Schlaf an den geschlossenen Augen vorüberziehen. Ich bewundere den so reinen und doch so schwebenden, sich sanft ins Nächste wandelnden Kontur der Bilderfolgen. Es ist, als ob man in ein Reich der ungeborenen Kinder hinabblickt und sie alle wiedererkennt: Demian, Sinclair, Frau Eva, Siddhartha, Goldmund, Steppenwolf, Morgenlandfahrer – ja das ist unzweifelhaft merkwürdig, eine solche Hadel-Fahrt [sic!] zu ihnen hinab zu tun und sie alle, noch ungesondert und beweglich, nach Leben und Gestalt dürstend anzutreffen, und die Klage: »Uns ist kein Sein vergönnt, wir sind nur Strom« scheint auch bei ihnen noch zu Hause. Das »Fest des Königs« erschien mir als eine jugendliche Parallele zum Magischen Theater des Steppenwolfs. Das Buch wirkt sicher auch

besonders stark, weil die Welt, in der es beheimatet ist, heute eine so seltene und verschüttete ist. Alle, die diese Welt lieben, werden Ihnen danken.

112

15. Januar 1942

Lieber Herr Hesse,

eine schöne, große Freude haben Sie mit dem Blatt »Dienst«¹ gemacht! Ich habe es an die Wand befestigt, was sich auch farbig sehr hübsch ausnimmt, weil die Wand von einem schwachen Rosa (mit einem bißchen Gelb) ist, das genau denselben Wert wie das Hellblau des Wortes »Dienst« hat. Da über die Wand mein Sohn, als er noch das Zimmerchen innehatte, mit seinen Fingern hellgraue Töne gezogen hat, gibt das einen Eindruck wie von matter Seide; Papier, Wand, Wort schimmern ganz fein, und davor neigt sich ein Pflänzchen mit ganz dünnen Blättchen. Und das ist jetzt also mein Dienstreglement.

Daß in mir ein Donquijote steckt, weiß ich wohl, doch daß der Alpdruck des Alltags mit zu meinem Schicksal gehört, o je, dies zu erfahren, ist ein bißchen bitter!

Wir hatten einige Tage unter der Kälte zu leiden. Heute ist es wärmer, und die Sonne scheint mir aufs Papier.

Frl. Carlsson schreibt sehr klug und richtig. Aber was meint sie mit »Hadel-Fahrt«²?

Soll es heißen Hades?

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 »Dienst«: Gedicht aus H. H., »Das Glasperlenspiel«, enthalten in WA 9, S. 480 f. H. H. sandte Humm einen bibliophilen Privatdruck des Gedichtes.

2 Siehe oben; Beilage zum Brief vom 13. 1. 1942.

113

22. Januar 1942

Lieber Herr Humm!

Hier einiges Neue.

Wenn es in Anni Carlssons Brief »Hadelfahrt« hieß statt Hades-fahrt, so fällt der Tadel für Hadel auf mich, der jene Zeilen für Sie abschrieb. Wenn die Hände nicht wollen wie der Kopf, wenn jeder Finger weh tut und steif ist, macht man viele Dummheiten

und Fehlgriffe und bedarf der Nachsicht der Jüngeren. Die Jüngeren sehen auch leicht in Gedichten mehr als gemeint ist: zum Beispiel in jenem Krankengedicht¹ störte einen von ihnen die Zeile »versuche, die Hände zu falten«, weil er dabei an Betschemel und Rosenkränze, nicht aber an die verfluchte und schmerzhaft Mühe denkt, die es einem Gichtkranken macht, die Hände zu falten und namentlich wieder zu ent-falten, was noch weit schwerer geht.

Es geht mir wieder minder gut, seit Weihnachten geht es langsam wieder abwärts. Aber auf einen solchen Tiefpunkt wie letzten Sommer hoffe ich doch nicht wieder zu kommen.

Herzlich Ihr H.

1 »Kranken-Nacht«, s. S. 298 f.

BEILAGE ZUM BRIEF VOM 22. JANUAR 1942:

Prosa

Auf einen Dichter

Ihm macht das Verseschreiben kein Vergnügen,
Mit dem wir Schüler uns so gerne plagen.
Auch er genoß zwar einst in Jugendtagen
Dies mühevoll-süße Spiel in vollen Zügen.
Nein, diese schöne Kunst der Silbenmaße,
Des Reims, des Odenbau's, der Versverschränkung
Lockt ihn nicht mehr zu übender Versenkung,
Zu glatt scheint, zu gebahnt ihm diese Straße.
Zu leicht scheint ihm auf diesem Weg erreichbar
Das Schöne, sei es auch mit tausend Mühen.
Er weiß von Reizen, die verborgner blühen,
Von Wirkungen geheim und unvergleichbar.

So schlicht, unfeierlich und fast alltäglich
Geht seine Prosa! Sie ihm nachzuschreiben
Scheint Kinderspiel, doch laß es lieber bleiben.
Denn schaust du näher hin, so wird unsäglich,
Was selbstverständlich schien, aus Nichtigkeiten
Wird eine Welt, aus Atem Melodien,

Die scheinbar zwecklos und vergnüglich gleiten,
Doch sich auf andre mahnend rückbeziehen
Und neue, nie erwartete vorbereiten.

Am Ende wird ein Schriftsatz seiner Feder,
Den wir zuerst so leichthin überlasen,
Zur Felsenlandschaft mit Vokal-Oasen,
Aus einem Silbenfall rauscht Wind und Zeder,
Ein Mondstrahl läßt voll Silber Golfe blinken,
Ein Beistrich öffnet Wald- und Gartenpfade,
Verführerisch scheint eine Assonanz zu winken,
Ein Fragezeichen wirkt wie Glück und Gnade.

Wie er es macht, wie er aus diesen simplen
Worten des Tages ohne Zwang und Spreizen
Dichtwerke zaubert voll von tiefen Reizen
Und Silben tanzen läßt gleich wehenden Wimpeln,
Dies, Freunde, werden wir nie recht verstehen.
Uns sei genug, mit Ehrfurcht zuzusehen
So wie wir aufs Gebirg und auf die blauen
Falter am Bach und auf die Blumen schauen,
Die auch, so scheint es, sich von selbst verstehen,
Doch Wunder sind für Augen, welche sehen.

Hesse grüßt Hummen

114

[23. Januar 1942]

*Hummen verhüllt vor H. H. sein Antlitz,
beugt seine Knie
und bietet ihm an
diese kurzatmige Melodie:*

Dies ist das, geliebter Dichter:

Aus dem Becher deiner Verse
Quillen Trauben voller Lichter,
Spiegeln tausend Universe,
Äugen liebliche Gesichter;

Nebel spielt in diesem Reime,
Hügel schmiegen sich im andern
Und durch dreizehn kleine Heime*
Welten, Blumen, Menschen wandern.

Worte eilen hin wie Wellen,
Silben schweben wie Libellen,
In den Versen der Gedichte
Alles schwingt im Gleichgewichte.

Kurz, 's ist alles ein Entsprechen,
Ein Gebüsch von Wort und Welt,
Woraus singend auszubrechen,
Sich der Sinn verborgen hält.

Hat ein Vers die Sternlein gerne,
Glüht die Silbe wie die Nacht.
Schimmert er wie Mittagsferne,
Sammelt sie die stillste Wacht.

Himmelsweiten, tausend Ehen
Haben Silben, Vers, gemein;
Noch im seligen Vergehen
Duften sie wie Wein!

Hummen entfleucht verschämt, denn das ist alles, was er in schweren Qualen zustande gebracht hat. Nie hätte er geglaubt, solch ein Christ zu sein, daß er von allen Reimen immer nur die verirrtten Schäfchen erwischt, die zu Paaren zu treiben, eine Herkulesarbeit bedeutet! Aber dazu hat er folgendes zu berichten:

Vorigen Samstag war er mißmutig, fühlte sich allein. Er hatte die ganze Woche schon vertrödelt in Erwartung des Bescheides seines x-wievielten Verlegers. Er wollte Leute sehen, Stimmen hören. Ging also ins Kaffeehaus nebenan. Erst las er das »Du«¹, dann ließ er sich die National-Zeitung geben. Und hier fand er dann etwas, das ihn endlich wieder belebte. Das war das Gedicht »Prosa«. Er hat es viermal gelesen. Immer ein bißchen in der Zeitung gelesen, und dann zurückgeschlagen. Es war ein Gedicht,

einfach ein Wunder. Am andern Tag versuchte er, den Eindruck festzuhalten. Am übernächsten Tag versuchte er, die Zeitung zu kaufen, sie war aber nicht mehr da. Als er dann obige kurzatmige Melodie fertig hatte, kam H. H.s lieber Brief, mit dem Gedicht. Und da sah er kleinlaut, daß er eigentlich nur wieder formuliert hatte, was H. H. schon in seinem Gedicht gesagt hatte. Und so ist es halt ein wunderliches Echo geworden.

Wir frieren hier sehr. Aber eine gute Nachricht: ich glaube, der x-wievielte Verleger beißt an! Daß aber der Gichtgott wieder nagt, ist erbärmlich!

Herzliche Grüße Ihr Humm

* Eigentlich hatte ich geschrieben »vierzehn kleine Heime«, dann zählte ich nach und sah, daß es elf oder dreizehn sind.

1 Die Zeitschrift »Du«; vgl. S. 168.

115

31. Januar 1942

[Lieber Herr Humm]

Haben Sie Dank für Ihren Spaß. Mit der gleichen Post kam Nachricht von einem Mann, der im Jahr 1917 als Kriegsgefangener in Frankreich mein Schützling war und jetzt in einem spanischen Konzentrationslager sitzt. Und eben dieselbe Post brachte wieder eine Todesnachricht; der 19jährige Sohn eines Freundes, in Rußland.

Die Gicht ist jetzt auch in den Füßen.

Tanti saluti!

H. H.

116

Zürich, den 12. Februar 1942

Lieber Herr Hesse,

diesmal klinge ich an Ihrer Türe, um Sie um Ihren freundlichen Beistand zu bitten. Es handelt sich um mein Buch, das ewige Sorgenkind. Es liegt jetzt bei Rentsch¹. Dieser ist augenblicklich auf Reisen und kann erst nächste Woche anfangen, es zu lesen. Eine Mittelsperson sagte mir soeben, daß er nicht von vornherein gegen das Buch eingenommen geschienen habe; was schon viel ist, meines Erachtens und Erfahrens. Dr. Keckeis, der es gelesen und der mit

ihm gesprochen hat, scheint ihn also günstig gestimmt zu haben. Aber wenn Sie, lieber Herr Hesse, mit einem Brieflein Herrn Rentsch den letzten, entscheidenden Stoß oder Schub in die günstige Richtung geben wollten, so wäre das wichtiger als alles andere und hätte diesmal auch Aussicht auf Erfolg, was bei den früheren Verlegern noch immer fraglich war, weshalb ich Sie damit nie behelligen wollte. Aber Herrn Rentsch kann man schreiben, ohne das Gefühl zu haben, es habe keinen Sinn.

Sie kennen den Roman nicht in der jetzigen Fassung und kennen auch nicht den Schluß. Aber ich glaube, die jetzige Fassung ist bedeutend besser als die, welche ich Ihnen damals vorlas². Sie ist auch beträchtlich kürzer. Daß das letzte Drittel gut ist, mögen Sie auf Treu und Glauben annehmen. Es ist so gut, als ich es machen konnte.

Die Einwände der bisherigen Verleger waren hauptsächlich personeller Art. Man weiß hier in Zürich, wer Gania³ ist. Es war manchmal eher komisch für mich, Leute bedenkliche Gesichter schneiden zu sehen, weil ich doch eine Dame »bloßstelle«, und dabei Briefe in der Schublade zu haben, worin dieselbe Dame sich über den Fortschritt der Arbeit erkundigt. In ihrem letzten schrieb sie mir sogar, wenn mir die hiesigen Verleger solche Schwierigkeiten machten, sollte ich doch das Buch auf Englisch übersetzen lassen und in Amerika herausgeben. Es brannte mich oft, diese Briefe zu zeigen . . .

Das zweite Buch, woran ich schreibe⁴, ist mir über die vielen Hemmungen und Aufregungen seit Anfang des Jahres stecken geblieben. Doch habe ich den Mut nicht verloren und gestern wieder daran ein bißchen gekritzelt.

Uns geht es wie immer, schlecht und recht. Ach, es ist schon die schaurigste Zeit, die wir durchmachen müssen! Es ist schon schlimm.
Viele Grüße Ihr Humm

1 Eugen Rentsch, Schweizer Verleger.

2 Vgl. S. 80 und 287 ff.

3 Gestalt aus Humms Roman »Carolin«.

4 »Der Vogel Greif«.

Lieber Herr Hesse,

soeben erfahre ich, daß Sie so lieb waren, an Rentsch zu schreiben, und daß dieser Brief auf Rentsch einen sehr starken Eindruck gemacht hat¹. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin und welche Lust ich habe, Ihre lieben, knotigen Hände dafür zu streicheln. Küssen sage ich nicht, denn das ist nicht männlich; und ich muß jetzt furchtbar männlich werden, Sie werden gleich sehen warum. Die Dame, die für mich bei Rentsch vermittelt, war letzte Woche krank, deshalb hörte ich von Ihrem Brief erst heute. Sie will Rentsch Ende der Woche besuchen und mir dann Bescheid geben. Was Rentsch bisher gelesen, habe ihm gut gefallen. Er hat noch eine leichte Hemmung wegen der Personen, die hinter den Figuren stehen; aber mit Gantias Urbild stehe ich jetzt in Briefwechsel. Sie ist sehr nett eingestellt, wird das Manuskript lesen und mir sagen, was ihr daran etwa bedenklich vorkommt. Sie ist selber Schriftstellerin und hat über Dorfbewohner des Tessin allerhand ausgeplaudert, das die braven Leute ihr ein bißchen übelgenommen haben. Sie ist also nicht frei von Sünde.

Ich hatte dieser Tage eine Unmenge zu tun und habe es noch, worüber ich aber sehr froh bin, weil ich jetzt mit ruhigerem Gemüt den Abenteuern entgegensetzen kann, die meiner warten. Ich muß nämlich in die Rekrutenschule, nächsten Montag, nach Uster, für drei Wochen. Luftschutz-Sanität. Als ich Uniform, Helm und Zubehör nach Hause schleppte und auf meinem Bett ausbreitete, war mir sehr elend; hauptsächlich konnte ich mich an die Idee, eine Gasmaske vorzuschnallen, nicht gewöhnen. Aber seither habe ich erfahren, daß ein Musiker, den Bekannte kennen, dieselbe Schule besucht, und das hat mich froher gestimmt. Auch lernten wir neulich eine höchst sympathische Ärztin kennen, die um ein Haar die Leiterin jener Schule geworden wäre. Ist ihre Stellvertreterin von der selben Art, dann kann's ja gut werden. Ich denke, es wird zu ertragen sein.

Gestern abend saß ich im Odeon mit Frau Jacques aus Carabietta² zusammen. Sie erzählte mir, Sie hätten ihr gesagt, Sie gingen Ende Februar wieder nach Baden. Ist das möglich?

Hier taut es seit gestern endlich! Die Kälte hat uns sehr geplagt und heruntergestimmt. Es wollte kein Ende nehmen. Dazu die

schlechten Nachrichten von den Kriegsschauplätzen. Nun scheint wieder die Sonne. Können Sie sich vorstellen, wie mir zumute ist, seitdem ich von der erwähnten Dame die Nachricht von Ihrem Brief bekam? Es ist so wichtig zu wissen, daß man nicht ganz verlassen ist. Wie ich diesen Satz schrieb, rief Stadler³ an, den Ihre Frau bei uns kennenlernte. Auch er muß nach Uster und hat mich gleich getröstet; es sei nicht halb so schlimm. Das wird mir eine gelungene Philosophengesellschaft unterm Stahlhelm werden! Brauche ich Ihnen zu sagen, wem ich gleiche, wenn ich den Kübel auf habe? Meine Familie hat sich kaputtgelacht. Einzig in den Augen unserer Maria⁴ habe ich gewonnen; ja, was die Uniform nicht alles ausmacht!

Also, viele herzliche Grüße und nochmals Dank für Ihren warmen Brief. Er muß nämlich sehr warm gewesen sein. Ihr Humm

Grüße an Ihre Frau. Wie steht's eigentlich mit ihrer Schwester?

1 Hesses Brief an Rentsch war bis Redaktionsschluß nicht auffindbar.

2 Olli Jaques, gemeinsame Bekannte von H. H. und Humm; Gattin des Schriftstellers Norbert Jacques.

3 Theodor W. Stadler, Freund Humms, Schriftsteller.

4 Maria: Haushaltshilfe bei Humm.

118

28. Februar 1942

Lieber Herr Humm!

Mögen Sie heil, und um viele Kenntnisse bereichert, aus dieser Gasmaskenschule zurückkehren!

Was Ihnen Frau Jacques erzählt hat, ist richtig. Ich denke, etwa Mitte März wieder für drei Wochen in Baden anzutreten, da es mir nicht gut geht, namentlich kann ich auch gar nicht mehr gehen.

Jemand hat mir den Floh ins Gewissen gesetzt, ich dürfe die Erde nicht verlassen, ohne eine Gesamtausgabe meiner Gedichte vorbereitet zu haben¹. Und nun gibt mir das vielfache Arbeit für Monate.

Herzliche Grüße der ganzen Familie!

H. H.

1 Diese Ausgabe erschien bei Fretz & Wasmuth, 1942, unter dem Titel »Die Gedichte«.

Soldat Humm Rud.

Eidg. Luftschuttschule 8

3. Kp.

Liebe Herr und Frau Hesse,

ein in der Aeneis aufrückender, kriegerischer Stamm wird mit den Worten gerühmt: »canitiem galea premimus«¹ – und das gilt nun auch von uns. Wie denn auch die Dauerwellen unserer Kameradinnen, unter den Helm gepreßt, kein . . .² mehr sind.

Herzliche Grüße Ihr Humm

und dessen Kamerad Willy Stadler

1 Lat.: wir pressen das graue Haar unter den Helm.

2 Griechische Wendung, nicht mehr zu entziffern.

Lieber Herr Humm!

Ich kann vor Augenschmerzen kaum denken, es sind grade schwierige Tage, Ninon für eine Woche weg, und zwar schönes Wetter, so daß ich mehr als den halben Tag im Garten sein könnte, aber dazu braucht man wieder Füße, und die meinen taugen nichts mehr; sie werden bald wieder in Baden ins heiße Wasser gelegt.

Samstag nacht ist unsere liebe alte Natalina¹ gestorben: Ninon hat sie in den langen Monaten ihrer Krankheit treulich jeden Tag besucht. Nächst meiner Frau war sie mir der liebste Mensch in Montagnola, Haus und Garten sind verwaist.

Kommen Sie bald wieder heim, und lehren Sie dann auch uns, die Luft (oder uns vor der Luft?) zu schützen.

Herzlich Ihr H. Hesse

1 Die frühere Haushälterin Hesses.

Lieber Herr Hesse,

inliegende zwei Briefe¹ orientieren Sie über den Stand der Romansache. Der Noah, der ich bin, sieht noch keine Tauben zurück-

kehren! Ich gebe es vorläufig auf. Nimmt mich doch wunder, ob sich je eine Konstellation für das Buch bilden wird.

Aus dem Dienst bin ich seit einer Woche zurück. Er hat mir ein geheimnisvolles Beinweh beschert, Muskelzerrung oder Venenentzündung, ist mir aber sonst gut bekommen. Noch träume ich nachts davon. Ihren Brief auf dem Strohsack zu lesen, war ein eigener Genuß. Der einzige Kamerad in der ganzen Kompanie, der ihn hätte teilen können, lag zufällig neben mir; das war Stadler, von dem ich Ihnen erzählte und den eine merkwürdige Fügung zu meinem Nebenmann gemacht hatte. So hatten wir aneinander einen Trost, und so gab ich ihm den Brief.

Heute probten wir wieder unser neues Marionettenstück, zum erstenmal mit Musik. Klappte noch nicht. Viel Neues ist im übrigen nicht zu berichten. Ich vervollkomme mich in der Philosophie. Die Chinesen pflegen zum Zeitvertreib schön geformte Steine zwischen den Fingern zu drehen. Mein Gemüt ist so poliert wie solch ein Stein; auf die Dauer verwandle ich mich in einen »homme qui rit«, so sehr kitzelt mich diese Welt mit ihrem Michdrehen und Mitmirspielen. Möchte nur wissen, *wem* ich zum Zeitvertreib diene! Es ist schon recht seltsam, gerade in mir solch einen Pechvogel versenkt zu wissen. Warum gerade in mir? Was ist an mir? Fast fange ich an, mich interessant zu finden. Ich glaubte Jäger zu sein, und nun bin ich Wild. Soll Wild wild werden? Aber was nützt schon Toben? Ein Gefangener hat Stäbe, an denen er rütteln kann. Aber Menschen sind keine Stäbe; sie sind nicht zu fassen. Sie bilden ein Gefängnis, weil sie ausweichen, sich nicht stellen, gleichgültig sind.

So muß ich wieder in mich selber gehen und das ganze Problem aus tieferem Dunkel zu heben versuchen. Es muß doch möglich sein, den Ton, den Ort zu finden, der sie packt. Warum habe ich dieses Buch geschrieben? Ich weiß es nicht. Vielleicht steckt hier der Fehler. Ich kümmerte mich immer nur um das Was und das Wie. Ich sollte jetzt zu erfahren versuchen, sollte ergründen können, *warum* ich es schrieb. Dazu muß aber jene Zeit übersehbarer werden.

Natürlich ist das alles etwas hart. Ich sehe alle weitermachen, und ich bleibe zurück. Übrigens ist es möglich, daß auch andere nicht weitermachen können. Wenn wir Zurückgebliebenen einmal ans

Licht kommen werden, werden wir uns vielleicht übereinander wundern. Es werden dann Bücher erscheinen, bleich wie Begrabene aus den Katakomben. Und es werden vielleicht schöne Bücher sein. Ich sah vorgestern »Richard III.«. Gegen Schluß treten die Gespenster derer auf, die Richard abgemurkst hat. So werden auch diese Bücher vor der Welt erscheinen: anklagende Gespenster.

Wenn man doch nur ein positives Kriterium darüber haben könnte, ob die Meinung, die man von sich hegt, berechtigt ist oder nicht. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ich dieses Manuskript in den Ofen werfe. Nie werde ich es tun. Ich werde bis zu meinem letzten Atemzug glauben, daß es des Erscheinens würdig ist; und zwar messe ich dabei nicht nach unten; ich sage mir nicht, es sei gescheiter als mancher Kohl, den man druckt. Nein, ich messe genau horizontal. Aber was heißt horizontal? Innerhalb meines Horizontes hat dieses Manuskript ein Lebensrecht. Ist es der Horizont eines Schizophrenen? Das sind lauter inhaltsleere Worte. Ich weiß, daß dieses Manuskript gedruckt werden will und auch gedruckt werden wird, meinetwegen in hundert Jahren. Aber gedruckt wird es werden. Und dieses Wissen macht mich ruhig.

Aber ich schließe. Herzliche Grüße und gute Kur.

Ihr Humm

1 Das Absageschreiben des Verlegers Dr. Eugen Rentsch zu Humms Roman »Carolin« und Humms Antwort darauf.

122

Ostern, [7. April 1942]

Lieber Herr Humm!

Auf Ihren Brief hin hätte ich am liebsten sofort geschrieben, obwohl ich nicht recht wußte was, nur im Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie leid es mir tut und wie sehr ich teilnehme. Aber ich bin, bei diesem verflucht langsamen Absterben, nicht Herr meiner Taten und nicht Herr meiner Glieder, und so lag ich fast immer im Bett, versuchte die Finger und Zehen ein bißchen zu bewegen, und die paar Tage gingen weg wie nichts. Auch wollte ich immer, wenn Sie aus Ihrem Dienst zurück wären, Sie einmal zu einem Besuch bei mir animieren. Auch damit war es bis jetzt nichts; ich kann nichts ertragen, muß sehr viel, fast immer, liegen, bin allerdings auch ziemlich kräftig behandelt worden mit Fango und Bädern.

Mit Ihrem Buch ist es mir ganz weh. Ich halte zwar heimlich dafür, daß das Buch irgendeine Krankheit haben müsse, nicht weil die Verleger so vorsichtig und angstvoll drum herum schleichen, sondern weil Sie selber, aus eigenem Bedürfnis, so viel dran zu ändern hatten. Während Sie uns damals vorlasen, hatte ich oft den Eindruck, Sie glaubten, da ein Stück Erlebtes erledigt zu haben, das noch längst nicht erledigt sei.

Nun, auch so ist natürlich Ihr Buch des Erscheinens würdig wie alle jene, die wirklich Drucker finden und erscheinen. Aber für jetzt, glaube ich, haben Sie das Recht, den Verlegern die Rückseite zu zeigen und sich, grade zum Trotz, an neue, andre Arbeiten zu setzen. Die Zeit für das, was jetzt liegen bleibt, kommt ja doch wohl noch einmal, und vielleicht können Sie dann gleich die Schicksale und Schwierigkeiten dieses Buches, beim Schreiben und beim Verlegen, miterzählen und es so zu etwas ganz Besonderem machen.

Jedenfalls wünsche und hoffe ich, der Grimm über das Erlebte werde produktiv, und Sie schreiben etwas, woran Sie dann als Angel und Köder den ganzen Schwarm der Verleger hinter sich drein ziehen können.

Viele Grüße, auch Ihrer Frau, von Ihrem

H. Hesse

123

2. Mai 1942

Lieber Herr Humm!

Seit ich aus Baden schrieb, habe ich nichts mehr von Ihnen gehört. Neulich besuchte mich der Verleger Rentsch, dem sichtlich dran lag, seine Ablehnung zu rechtfertigen.

Bei uns ist, während ich in Baden war, etwas Schlimmes passiert: Ninons Liebling, der siamesische Kater Archi, ist vom Nachbar umgebracht worden. Sie war untröstlich.

Und noch etwas: Dieser Tage ist der Josef Knecht vollends fertig geworden. Die letzten 20 Seiten haben etwa ein Jahr gebraucht.

Die »Stunde hinter Mitternacht« ist von der Einfuhrerlaubnis nach Deutschland als »unerwünscht« ausgeschlossen worden.

Dafür erscheint bei der Büchergilde, mit Zeichnungen von Heiner und Isa¹, als Werbegabe ein Neudruck meiner »Kleinen Betrachtungen«².

Mir geht es recht mäßig, die Nächte sind oft lang.

Herzlich grüßt Sie Ihr H.

Eine Bitte: Stecken Sie die Briefkopie³, die ich zum Lesen beilege, dann in ein Couvert und senden Sie sie an

Frau Dr. Welti, zum »Lohn«, in Kehrsatz bei Bern.

1 Sohn und Schwiegertochter Hesses.

2 »Kleine Betrachtungen«. Sechs Aufsätze. Erstmals erschienen als Privatdruck bei Stämpfli, Bern, 1941. Die Ausgabe der Büchergilde Gutenberg erschien noch im Jahre 1942 als Werbegabe in einer Auflage von 8000 Exemplaren.

3 Nicht erhalten.

124

Zürich, den 5. Mai 1942

Lieber Herr Hesse,

erst eine Woche Dienst, dann eine Woche Arbeit und hierauf eine Woche Kälte hielten mich vom Schreiben ab. Während der Kälte war ich in ein vergnügliches Buch vertieft, in eine französische, im 17. Jahrhundert geschriebene Geschichte des Johanniterordens. Ich möchte einmal versuchen, mich dramatisch auszutoben. Das Pflänzchen ist heute noch im Samen drin; aber der Same ist da. Was wird daraus werden? Ein Kaktus? Eine Palme?

Mein Theseus¹ wird vielleicht gedruckt. Der Entscheid fällt Samstag.

Und wird er nicht gedruckt, so ist es mir auch Wurst. Ich will vergnügt sein.

Und jetzt ist auch der Archi hinterm Mond? Dort hat er gute Gesellschaft.

Auf den Josef Knecht freue ich mich. Das war eine gute Nachricht. Der kommt nicht von hinterm Mond, sondern von hinter der Sonne. Ich werde mich freuen, mich daran zu erwärmen.

Jetzt will ich Ihnen noch eine Stelle aus meinem alten Geschichtschreiber² abschreiben. Diese alten Kerle sagen die Dinge gar zu nett. Sultan Muhamed ist gestorben. Er hat zwei Söhne hinterlassen, Zizim und Bajazed: »Bajazed liebte das Studium mehr als den Krieg, und er liebte den Wein noch mehr als das Studium. Die Türken schreiben ihm eine Übersetzung der Werke des Averroës zu, des berühmten arabischen Philosophen, der Zierde Cordobas, in welcher Stadt er geboren war. Zizim, weniger wollüstig als sein

Bruder, hatte immer große Ungeduld gezeigt, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und sich Ruhm durch Waffentaten zu erwerben.«

Dieser philosophische Wollüstling siegt schließlich doch über den wilden, kriegerischen Zizim und vertreibt ihn aus seinem Reich. Der gute Zizim hat das traurigste Los. Von Fürst zu Fürst verschoben, reines Unterpfeife für Gelderpressungen, wird er von den christlichen Herren abwechselnd mit königlichen Ehren empfangen und in den Turm gesteckt, und zuletzt von Alexander Borgia, bevor dieser ihn weiter abtritt, sorgfältig vergiftet, damit er bei seinem nächsten Wohltäter tot ankomme. Der Papst bezog nämlich vom Sultan wegen dieses Zizim eine Pension von 60 000 Dukaten und wollte die letzte Ratenzahlung natürlich nicht verscherzen. Vielleicht erzähle ich die Geschichte in einer Zeitung.

Von den Johannitern darf nichts verlauten³. Erst da ich Ihnen schreibe, gewinnt das Projekt überhaupt Realität. Denn es sind erst zehn Tage her, daß ich mich mit ihnen beschäftige und noch stecke ich im Materialstudium.

Rentsch? Er hat das schwierige Problem gelöst, einen Reim auf Mensch zu liefern, wonach das Bedürfnis in der deutschen Sprache wohl seit jeher empfunden wurde . . .

Ich bleibe vergnügt.

Herzliche Grüße an Sie und Ihre liebe Frau

Humm

1 Das Puppenspiel »Theseus und der Minotaurus«, 1943 in der Büchergilde Gutenberg, Zürich, erschienen.

2 Der französische Verfasser der oben genannten Geschichte des Johanniterordens. Sein Name und der Titel des Buches sind R. J. Humm heute nicht mehr erinnerlich.

3 D. h. von dem oben erwähnten Plan, ein Drama zu schreiben, der aber nie ausgeführt wurde.

Lieber Herr Humm!

Ich konnte in letzter Zeit nicht schreiben, bin recht überlastet und Ninon auch. Ich hörte, Sie würden einige Einführungsworte zu den »Kleinen Betrachtungen«¹ für das Blatt der Büchergilde schreiben, das freut mich herzlich.

Morgen wollen wir versuchen, dem »Zwerg«, der seit Archis Tod

ganz verscheucht und traurig ist, eine kleine Kameradin zu geben.
Es grüßt Sie alle herzlich

H. Hesse

1 Siehe Anhang S. 300 ff.

126

Zürich, den 3. Juli 1942

Lieber Herr Hesse,

und jetzt habe ich Ihren Geburtstag verpaßt! Nachdem ich mir so vorgenommen hatte, es nicht zu tun. Aber sehen Sie, wie beim Versuch, die Sache wieder gutzumachen, der alte Mathematiker aus mir wieder hervorguckt. Denn ich sagte mir, mein Brief träfe wenigstens in Ihrer Geburtswoche ein, und da hielt ich mir vor, man könne von einem Geburtstag, von einer Geburtswoche und von einem Geburtsmonat sprechen als von Daten, die wiederkehren; aber nicht von einem Geburtsjahr, von einem Geburtsjahrhundert und von einem Geburtsjahrtausend – außer man nehme mit Nietzsche die ewige Wiederkunft des Gleichen an. Und so hoffe ich also, im Jahre 1942 des kommenden Äon pünktlicher zu sein. Übrigens steht die Aussicht auf eine ewige Wiederkehr des Gleichen nicht im Widerspruch mit der Relativitätstheorie, die zugleich solche Möglichkeit offenläßt: daß alle diese Gleichen in demselben Einen zusammengepackt gedacht werden können; so daß also unendlich viele Humm Ihnen in diesem Augenblick diesen Brief schreiben; und wir also alle miteinander und die ganze Welt zwiebelmäßig aufgebaut wären. Alle diese Humm grüßen Sie also auf das herzlichste und wünschen Ihnen Glück und weiteres Gedeihen. Und hoffentlich gelingt es mir, durch solche Verstärkung und erschütternde Betrachtungsweise auch auf Ihre Gicht einzuwirken, daß sie zur Salzsäule erstarrt und umfällt, und zurückbleibt. Denn die Gicht ist schließlich nur das Knirschen zwischen den Zwiebelhäuten des äonisch zusammengebauten Menschen. Erkennt man das und sagt man es ihr, dann fällt sie um und ab.

Aber ich scherze, und Sie haben die Schmerzen. Ich erlaube es mir auch nur, weil ich gehört habe, Sie seien wieder gut zuwege und die Kur in Baden sei Ihnen diesmal gut bekommen. Möchte es von Dauer sein!

Mir geht es gut; ich kann nicht klagen. Die Welt ist sehr freundlich mit mir; sie will meine Bücher nicht haben. Also brauche ich mir nicht die Sorgen zu machen, die mit dem Erscheinen von Büchern verbunden sind: Was wird der sagen? Wo wird es jenen beißen? Welchen groben Brief werde ich von jenem dort hinten kriegen? Was wird der und der Kritiker für blödes Zeug darüber schreiben? Welcher Professor wird wieder aufs Katheder steigen und sagen: »Solche Bücher wollen wir nicht haben!« Ich habe viel schönere Erlebnisse. So habe ich vor einem Monat ein altes Manuskript entdeckt, einen längeren Romananfang, an dem ich im Jahre 1929 und noch einmal im Jahre 1936 gearbeitet hatte und der ganz unter die Asche des Vergessens geraten war¹. Ich war erstaunt und lobte mich. Erstens weil das Ding sehr gut ist (»Und siehe, es war sehr gut!« sagt der Elohim von J. B. Lang)²; zweitens, weil es ebenfalls nicht gedruckt werden kann, und ich somit – drittens – daran ungestört arbeiten darf, damit es wenigstens in einer guten Fassung hinterbleibe. Ich verneigte mich also vor meinem Werke bis zum Nabel, das heißt, ich »huldigte« ihm, wie J. B. Lang sagen würde, und begann aus diesem Adam die Eva herauszuholen, die Fortsetzung und den Abschluß.

Und so.

Jawohl man lebt. Meine Frau webt. Macht Ausstellungen. Die ebenfalls sehr gut gehen. Die feine, liebe Frau! Sie muß Geld beschaffen, damit ihr Mann in dem Nebel der Äonen sich bis zu jener Zwiebelhaut herunterhäute, die der Öffentlichkeit genehm ist. Eigentlich geht die Welt aber rückwärts, denn ich habe das Gefühl, ich kleidete mich immer mehr in Hüllen. Frau Ball³ ist rührend. Sie meinte, weil mein Buch nicht erscheinen soll, müsse ich *weinen*. Da kennt sie den Humm schlecht! Im Gegenteil, ich freue mich. Gut gelagerter Wein wird besser. Ich werde klüger von Tag zu Tag, und anstatt daß die Welt sieht, wie ich von Buch zu Buch weiterstolpere, kriegt sie mich dereinst in Gala zu betrachten, so schön, wie der Vizekönig von Indien auf seinem Thron; nur entschieden intelligenter.

Eben jetzt sagt mir meine Frau: »Der große Teppich ist verkauft!« Das sind stets feierliche Augenblicke. Es waren zwei Damen da, die wollten ihn haben zur goldenen Hochzeit ihrer Eltern. Die Sache habe ich übrigens eingeleitet, denn sie waren schon vorgestern da,

und es hing an einem Faden, daß sie nicht wieder weggingen, weil die Ausstellung fertig und meine Frau nicht da war. Es ist ein schöner Teppich. Wie ein Glasfenster sieht er aus; er ist erst vor zwei Monaten fertig geworden; das ist eine kurze Frist für solch ein Objekt. Und jetzt können wir Ferien machen; nach sieben Jahren gehen wir wieder zusammen irgendwohin.

Die Ausstellung war sehr nett; mit kleinen Wänden aus Papier, das über Holzrahmen gespannt war; alles selbst gemacht, in unserem Vorraum. Es kam viel Besuch, sogar erlauchter; Bilder wurden freilich keine verkauft, wohl aber, unvermuteterweise, eine Menge Zeichnungen von jenem Schmid, der das Buch von Carossa illustriert hat⁴, und der ein junger Mann ist, vier Zentimeter länger als ich. Er hat viel Eigenart.

Ich lege ein Edelweiß bei, das mir Fiedlers⁵ geschickt hat, und Sie mögen es einem andern Freund schicken und dieser wieder einem und so möge es ein Wander-Edelweiß werden.

Soeben erzählte mir einer, der mich unterbrach, daß Furtwängler⁶ in Lyon ein Konzert gegeben habe. Der Saal sei ausverkauft gewesen – und niemand da. Es habe sich unter der Bevölkerung wie ein Blitz herumgesprochen, den Streich zu spielen. – Der Teppich kommt übrigens zu Alt-Bundesrat Calonder⁷, sagt mir meine Frau. Alle im Hause lassen Sie und Ihre liebe Frau herzlich grüßen. Wann erscheint der Josef Knecht?

Herzlich Ihr Humm

1 Dieser Romananfang wurde später der erste Teil in Humms Roman »Carolin«, also nicht als selbständige Arbeit weitergeführt. Siehe auch S. 202.

2 Elohim: alttestamentarisch für Gott; J. B. Lang, Psychotherapeut, s. auch S. 83.

3 Emmy Ball-Hennings.

4 Karl Schmid, Schweizer Graphiker; illustrierte Hans Carossas »Die Schicksale Dr. Bürgers« in einer bibliophilen Ausgabe der Oltner Bücherfreunde, Olten, 1941.

5 Pfarrer Kuno Fiedler, s. auch S. 54.

6 Wilhelm Furtwängler (1886-1954), Dirigent.

7 Felix Calonder (1863-1952), schweizer. Staatsmann, war von bedeutendem Einfluß im Völkerbund; 1918 Bundespräsident.

Lieber Herr Humm!

Danke für Ihren lieben Brief, der hat mir viel Freude gemacht.

Mein Geburtstag war, obwohl ich an dem Tag grade gar nicht wohl war, sehr hübsch, denn es war mein Sohn Heiner mit Frau und Kind dabei¹. Am Abend nach neun wurden sogar im Wald Lampions angezündet, es war sehr schön, aber kaum saßen wir drunter, so fielen Regentropfen, und dann kam im Galopp ein tolles Gewitter, das uns das halbe Haus überschwemmte.

Wenige Tage nachher war auch mein jüngster Sohn² für einen Tag da, leider aus traurigem Anlaß: seine Mutter³ mußte wieder versorgt werden, sie ist wieder krank und hat seit 14 Tagen keine Speise angenommen.

Beim Geburtstag fehlte manches: es fehlte Natalina, es fehlte Löwe, es fehlte der Architekt.

So allmählich rinnt die Arbeit und die vita activa vollends von mir fort. Im April wurde meine große Arbeit⁴ fertig, jetzt beschäftigt mich noch die Ausgabe der Gedichte⁵, gibt sogar erstaunlich viel Arbeit, aber die Hälfte ist getan, und bald werde ich nichts mehr zu tun haben. Ich habe nichts dagegen.

Ich lege Ihnen zwei Blätter bei, eine Zeichnung von Böhmer⁶ und einen Vers von Bimba⁷.

Seien Sie alle herzlich begrüßt von Ihrem

H. Hesse

1 Heiner und Isa Hesse mit dem am 2. 1. 1942 geborenen Sohn Silver.

2 Martin Hesse aus Bern.

3 Die erste Frau H. H.s, Maria Hesse, geb. Bernoulli; Mutter der drei Söhne.

4 »Das Glasperlenspiel«.

5 »Die Gedichte«, Fretz & Wasmuth, 1942.

6 Gunter Böhmer, siehe auch S. 111.

7 Bimba: Hellen Hesse, Tochter von Heiner Hesse aus erster Ehe, geb. am 17. 9. 1929.

BEILAGE 1 ZUM BRIEF VOM JULI 1942:



Also bescheiden wir uns, und setzen wir möglichst
dem Weltlauf
Auch in drangvoller Zeit jene Ruhe der Seele entgegen,
Welche die Alten gerühmt und erstrebt, und tun wir
das Gute,
Ohne an Ändrung der Welt gleich zu denken;
auch so wird sich's lohnen.
(aus »Stunden im Garten«¹)

1 Aus Hesses Hexametergedicht »Stunden im Garten«, erstmals erschienen 1936 im Bermann Fischer Verlag, Wien. Neuauflage 1976 als Nr. 999 der Insel Bücherei mit Illustrationen und einem Nachwort von Gunter Böhmer.

BEILAGE 2 ZUM BRIEF VOM JULI 1942:

Meine Enkelin Bimba schickte mir zum Geburtstag mit einer Malerei dieses Gedicht:

Zum Geburtstag schenk ich Dir
Diese schönen Blumen hier.
Vergiß nicht Dein, vergiß nicht mein
In den schönen Geburtstag hinein.

Lieber Herr Hesse,

wie lange ist es her, daß ich Ihnen geschrieben habe? Zwei Monate? Nehmen Sie mich für einen Menschen, der aus einem türkischen Bad kommt, und dieses Bad heißt Arbeit, Jagd nach dem Mammon (Mammönchen, sollte ich sagen!), die mich nicht zur Besinnung kommen lassen. Aber heute ist ein feiner, ruhiger Tag; Betttag dazu, Danktag, Bußtag. Und wenn auch kein Tag vergeht, daß nicht das Gedankengestirn Hesse seinen Kreis über dem Horizont zieht, so habe ich doch jetzt ein Stündchen Ruhe, mich mit ihm zu besprechen.

Eine aufgeregte Woche liegt hinter uns. Tagsüber Übersetzungen, Besuch, Aufsätze, zuletzt hie und da ein paar Stunden für mein Buch¹, das träumerisch gedeiht, wie ein Kind, das im Lärm schläft. Und abends im Basar der Kinderhilfe Proben und Vorstellungen; was mir ein Wort von H. H. eingebrockt hat, ein Wort, das er der Frau Weilenmann² schrieb, wir Schriftsteller mußten uns einsetzen. Denn bis dahin wollten wir nur halb und wären froh gewesen, wir hätten den Vorwand gehabt, wir kriegten die dreizehn Mitarbeiter nicht wieder zusammen. Das war dann eine Aufregung, bis wir sie in der Geschwindigkeit hatten! Zwei waren in den Ferien und mußten ersetzt werden; den Dirigenten (und Komponisten) mußten wir aus dem Arbeitslager freibekommen; ein neuer Bratschist mußte aufgetrieben werden. Und dann die Aufführung selber! Die Vorbereitungen inmitten von Leuten, die kamen und gingen, Geld zählten, photographierten; in einem Hörsaal, der zugleich als Abstell- und Rumpelkammer diente, in den der ganze Papiersalat des Stockwerkes hineingewischt worden war, voller Tische, Bänke, ausgehängter Türen, verstellter Schränke, angeschobener Kleiderstände, Bücherkisten. Und der eine Akustik hatte zum Verzweifeln, da der Ton sich in dem Saal verlor, anstatt durch die kleine Öffnung der Bühne in den Vorraum zu dringen, in dem das Publikum, vielmehr Publikümchen, saß, von uns durch eine Türöffnung getrennt, in die die Bühne geschoben werden mußte, was aber, da die Türe der einzige Eingang zu unserem Hörsaal war und die dreizehn Mitarbeiter, lauter Bummelanten, immer zu spät kamen, erst im letzten Augenblick, wie zu Shakespeares Zeiten, coram publico, geschehen konn-

te, das Einschieben der Bühne und das Verhängen der Türe. Dann während der Aufführung, besonders am ersten Abend, ein zerstreutes Publikum, das wir nicht kannten, nicht klatschte, nicht lachte; dauernd Leute, die verspätet kamen oder einfach die vordere Tür öffneten und hereinguckten, oder vor Hitze schier umkamen und wieder hinausgingen; und dazu, genau vor der Türe, ein Lautsprecher, aus dem der Basaransager seine Weisungen krächte, und weiter vorne, in den Gängen, wo die Menge flutete, ausgerechnet die Flugmodellabteilung mit zwei Miniaturflugmotoren, die einen wahnsinnigen Radau machten. So haben wir spielen müssen. Den ersten Abend waren wir zwetschgenweich vor Überanstrengung, schleiften unser Gedärm hinter uns nach, fluchten der Bieridee, einem solchen Basarpublikum Shakespeare vorzuspielen³ und Marionetten. Den zweiten Abend ging es dann besser. Der Lautsprecher war abgestellt worden, die Flugmotoren ermahnt, nicht zu brummen, zwei strenge Pfadfinder vor der Türe aufgepflanzt. Das Publikum hatte sich ausbasarisiert und war gesammelter. Am dritten Abend ging dann alles wieder verquer. Der Klarinettist blies falsch und warf mit Papierkügelchen um sich. Der Dirigent rauchte wie ein Schlot, und es zog ein feiner Tabakduft aus Shakespeares Zauberinsel in die Nasen der Zuschauer hinein. Die Kinder, die nicht gerade als Puppenführer beschäftigt waren, rannten um die Musik herum oder schauten Bilderbücher an, und die Musiker, anstatt auf die Noten zu schauen, ebenfalls schräg in die Bilderbücher hinein. Wir waren froh, als die Sache zu Ende war. 183 Franken haben wir gemacht von den 300 000; dreizehn Leute haben fünf Abende geopfert; wir entbehren im Hause noch heute alle unsere Stehlampen; wir hatten allerdings immer voll und die Leute hatten ihren Spaß daran. Aber es war ein bißchen eine teure Wohltätigkeit für den mageren Ertrag. »An gh'è fundameint!« sagten meine Modeneser bei solchen Gelegenheiten⁴.

Ich erzähle es Ihnen, weil ich den Rummel noch in den Ohren habe.

Im August hatten wir ein Erlebnis anderer Art. Freunde hatten uns in Brione ob Minusio ein Ferienhäuschen zur Verfügung gestellt, und so machten wir zwei Wochen Ferien, meine Frau und ich, und erfuhren, wie ungeübt wir darin waren, denn wir fanden

es furchtbar anstrengend, uns mit der Sonne, der Luft, dem Nichtstun auseinanderzusetzen. Aber ein hübsches Haus, ganz still auf einem länglichen Felsbändchen gelegen, auf dem nach oben und nach unten sich ein schmales Felsengärtchen verlängerte, mit fast lauter – ja, wie nennt man diese Pflanzen, so fette Pflanzen die ganz dicht am Boden wachsen; und hie und da natürlich Blumen, und viele Kastanienbüsche und Bäume, und eine Pergola und eine Terrasse, steil über dem Tal, zum Liegen und Rösten. Und Grillen in der Nacht und weit und breit kein Mensch. Ziemlich weit außerhalb von Brione; schon fast in Contra. Aber liegt das weit zurück! Diese Stille! Es war mir alles so fremd und so neu – hauptsächlich die Stille, das Alleinsein –, daß ich erst am Ende der zwei Wochen fähig gewesen wäre, ein bißchen an meine Arbeit zu denken. Ich meine, an mein Buch.

Dieses gedeiht. Fürchterlich langsam. Mehr ist darüber vorläufig nicht zu sagen. Es ist einfach ein Kreuz, daß ich mich nicht vertiefen kann, und ich warte mit Sehnsucht auf die Zeit, wo meine Kinder selbständig sein werden. Brosi hat seit Mitte März eine Lehrstelle, wo ihm das Schreinerhandwerk nebst dem Konstruieren beigebracht werden soll und außerdem die Zeit mit einigen harten Erfahrungen angefüllt wird, bis er in das leichte Element der Bühne entlassen werden kann, das das seine ist. Er nimmt es hin, daß er es noch drei Jahre ausdauern muß, und hält sich brav. Dann wird auch der Krieg zu Ende sein. Und wenn mir dann noch ein braver Mann die Kleine von den Schultern genommen, dann werden Zeiten kommen! Ich ziehe aufs Land, brauche wenig und habe Stille und einen ganzen Haufen Stunden. Das wird Gold sein.

Das sind so Pläne.

In Olten bekamen wir auch Ihre »Magie des Buches«⁵ geschenkt. Ach, wie beneide ich Sie, daß sie so ruhig und rein leben können! Welche Atemzüge man doch tut, wenn man eine Schrift wie diese liest. Und wie kommt man sich doch verwüstet vor.

Ein anderes Büchelchen, das mir Freude machte, war Stadlers Aeneis⁶. Das glüht so jugendlich.

Aber ich schließe. Das waren so ein paar Nachrichten von mir; eine Art Zustandschilderung, aus der Sie vielleicht klüger werden als ich. Der »Theseus«⁷ wird gedruckt; wann, weiß ich noch im-

mer nicht. Man macht es sich bei der Büchergilde; fürchte ich, mit mir ein bißchen leicht. Gerade gestern mußte ich wieder eine Kröte deswegen schlucken. Aber ich hatte es vorigen Winter Thomas Mann geschickt, und ich hatte vor fünf Wochen ein freundliches Wort von ihm darüber bekommen. Das habe ich ihnen jetzt zuge stellt. Ob's was nützt, weiß ich nicht. Es ist eine Bleizeit.

Aber wie Sie sehen, bleibt man noch immer lebendig und gesund. Glauben Sie nicht, daß das ein gutes Zeichen ist?

Viele herzliche Grüße an Sie und Ihre Frau; auch von der meinen.

Ihr Humm

1 Das Romanfragment, das später der 1. Teil des »Carolin« werden wird.

2 Frau Weilenmann, Gattin von Hermann Weilenmann (1893-1970), siehe auch S. 125.

3 D. h. die Hummsche Puppenspieladaption von Shakespeares »Der Sturm«.

4 An gh'è fundameint, ital.: Die Sache hat kein Fundament, lohnt sich nicht. Modeneser: Bewohner der Stadt Modena in Italien, wo Humm geboren ist. Siehe auch Anhang, S. 302.

5 H. H., »Magie des Buches«, Betrachtung, erstmals erschienen 1930, enthalten in WA 11, S. 244 ff.

6 Theodor W. Stadler, »Vergils Aeneis – Eine poetische Betrachtung«, Benziger Verlag, Einsiedeln, 1942.

7 »Theseus und der Minotaurus«, Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1943.

129

September 1942

Lieber Herr Humm!

Danke für Ihren Brief. Daß Sie sich mit dem Wohltätigkeitstheater so haben plagen müssen! Mir ist es besser gegangen; zwei Autogramme von mir, eines mit Aquarell, haben zusammen 300 Franken für die hungernden Kinder gebracht.

Sonst bin ich freilich weniger zufrieden. Der schöne Sommer ist zu Ende und mit ihm eine Periode besseren Befindens. Meine geschiedene Frau¹ mußte wieder einige Monate in einer Anstalt sein, das gab auch Sorge und Belastung.

Bei der Büchergilde wird der »Steppenwolf«² gedruckt; das ist gut, da er in Berlin, wo er seit langem vergriffen ist, selbst dann nicht neu gedruckt werden könnte, wenn wir das Papier dazu bekämen. Von den kommenden Kriegen und deren Ursachen ist ja da und dort darin die Rede³.

Ich habe zur Neuausgabe ein paar Zeilen geschrieben, die ich Ihnen beilege⁴.

Meine Frau läßt grüßen. Sie ist sehr abgemüdet und überanstrengt, namentlich das ewige Einkaufen in Lugano ist eine schwere Last. Ein Emigrantengast war auch einige Wochen da.

Es regnet und stürmt, und leise fängt man zu frösteln an.

Seien Sie alle herzlich begrüßt von Ihrem H. Hesse

1 Mariä Hesse, geb. Bernoulli; siehe auch S. 197, Anm. 3.

2 H. H., »Der Steppenwolf« (1927, Berlin). Die Ausgabe der Büchergilde Gutenberg, Zürich, erschien noch im Jahre 1942.

3 Vgl. hierzu auch »Materialien zu H. H.'s »Der Steppenwolf«, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt/Main, 1972.

4 Siehe Anhang S. 303.

130

Zürich, den 14. Oktober 1942

Lieber Herr Hesse,

ich schreibe Ihnen nach einem angestregten Dienstag als Luftschutzsoldat. In anderthalb Stunden muß ich wieder ins Kantonnement, auf einem Strohsack schlafen. Heute nachmittag habe ich auf dem Rasen unter einem Baum mit einem Bauchschuß gelegen, was für mich allerdings weniger ermüdend war, als für die, die mich fortschleppen mußten.

Die Redaktion der »Annabelle«¹ war's, die mich bat, Ihnen noch während des Dienstes zu schreiben. Sie plant wieder eine Weihnachtsnummer und hätte Sie gern um einen Vorschlag gebeten, oder besser gesagt, Sie gefragt, ob Sie die große Liebe hätten, auf eine Anregung von ihr einzugehen. Sie möchte fünf Dichter auf ein Thema vereinigen; sie wagt aber nicht, Ihnen eins anzugeben, sondern stellt sich vor, daß es Ihnen angenehmer wäre, selbst eins zu wählen, das dann den andern vier vorgelegt würde. Von diesen vier bin ich selber einer; und urteile ich nach mir, so müßte es auch für die drei anderen sehr reizvoll sein, sich an eine Aufgabe zu machen, die sie indirekt von Ihnen gestellt bekämen. Es könnte etwas sehr Schönes daraus werden. Diese andern drei sind C. F. Vaucher², ein alter Freund von mir; dann die Damen Lavater-Sloman³ und Aline Valangin⁴.

Die Redaktorin hatte bei sich an ungefähr folgende Themen gedacht, die ich mehr der Orientierung halber angebe:

Eine Erinnerung aus dem vergangenen Sommer,

Eine Weihnachtserinnerung aus der Kindheit,

Eine wichtige Begegnung.

Dürfte ich bald eine Antwort erhalten? Und falls Sie zusagen, könnte ich mit der Antwort auch das gewählte, bzw. von Ihnen gestellte Thema erfahren, damit die Redaktion es bekannt geben kann und die Beiträge rechtzeitig einlaufen?

Ich sinke vor Müdigkeit um. Ende der Woche ist der Spaß zu Ende. Heute nacht habe ich zwei Stunden Wache; da will ich einige Märchen von Gogol wieder lesen, die sich vielleicht für unser Puppentheater dramatisieren lassen.

Viel Liebes, Ihr Humm

1 »Annabelle«, Die Schweizer Zeitschrift für die elegante Frau, Zürich, stand in engster Verbindung mit der »Weltwoche«. Ihre Chefredakteurin Mabel Zuppinger war unter dem Namen »Claudine« ebenfalls Mitarbeiterin der »Weltwoche«.

2 Charles Ferdinand Vaucher (1902-1972), Kabarettist, Regisseur, Schauspieler.

3 Mary Lavater-Sloman (geb. 1892), Schriftstellerin.

4 Aline Valangin (geb. 1888), Psychologin und Schriftstellerin.

131

Mitte Oktober 1942

Caro amico!

Wie leid tut es mir, daß die Journalisten Ihnen diesen dummen Auftrag aufgebürdet haben (sie finden immer einen, der arbeitet, während sie telefonieren), und daß ich nun Ihnen, statt jenen, den Refus geben muß. Ich schreibe grundsätzlich nichts auf Bestellung, Verlangen, »Anregung« oder wie die Redaktionen das heißen.

Sollte die Redaktion absolut etwas von mir zu Weihnachten haben wollen, so muß sie eben an etwas Älteres, schon Gedrucktes denken. In Betracht käme z. B. das Gedicht »Weihnacht des Alten«, es war vor etwa zehn Jahren irgendwo gedruckt, ich weiß nicht mehr wo, und stünde gegen 20 Fr. zur Verfügung.

Schlafen Sie sich gut aus! Bei mir sitzt die Gicht seit kurzem wieder in fast allen Fingern und macht Anziehen, Arbeiten, Schreiben etc. zu Problemen, am schlimmsten sind die Nächte, weil ich in keiner Lage lang bleiben kann.

Viele Grüße! Wir freuen uns über den Brief Ihrer Frau, grüßen Sie sie sehr!

Der Tessin ist voll von Fremden, also unser Haus von Besuchen. Morgen Schoecks¹.

Herzlich grüßt Sie

Ihr H. H.

1 Othmar Schoeck (1886-1957), Komponist und Dirigent, mit Frau Hilde; beide seit vielen Jahren mit H. H. befreundet. Vgl. hierzu auch: H. H., »Musik«, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt/Main, 1976.

132

Zürich, den 19. Oktober 1942

Lieber Herr Hesse,

stellen Sie sich Finsternis vor, darin einen blauen Stahlhelm, darunter ein Glühwürmchen und davor Geisterhände, die auf eine Schreibmaschine tippen – so haben Sie ein Bild des Dämmerzustandes, in welchem ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb. Ich war so gottergeben und passiv, daß ich gar nichts Verwunderliches daran fand, daß eine Redaktion, die doch ein ganzes Büropersonal zum Schreiben solcher Briefe und acht geschlagene Stunden zur Verfügung hat, ausgerechnet mir müdem blauem Landsknecht zumutete, Ihnen zu schreiben. Sondern ich fühlte mich sogar durch die Annahme beehrt, daß ein Brief von mir mehr vermögen werde, als einer der Redaktorin. Außerdem war es eine Frau, die mich bat, und ich bin durch Geburt galant. Nur fand ich dann, schon während des Schreibens, daß der Versuch wahrscheinlich nicht viel nützen würde; denn meine Sätze kamen mir ein bißchen gewunden vor. Ich werde es also nie wieder probieren, obschon Ihre Antwort darauf allerliebst war, und es mich fast reut, Sie nicht schon öfters auf diese oder jene Weise provoziert zu haben.

Meine Luftschutzunterhaltung ging Samstag zu Ende. Sie kennen gewiß jene gelben vierrädrigen Handwägelchen auf den Bahnhöfen. Mit zwei solcher Wägelchen und einem Trupp Kameraden bin ich am Montag und am Samstag durch die ganze Stadt herumspaziert und habe Schlafsäcke, Matratzen und Bettgestelle hin- und hergezügelt. Die übrige Zeit ging hin mit Übungen; es wurden mir viel Bauchschüsse und Armbrüche zugefügt, oder dann hatte ich solche an meinen Kameraden zu verbinden. Ich lag auf einer Tragbahre, kam in ein Spital, wurde in ein Bett gesteckt und bekam Pfefferminztee; dann mußte ich wieder schnell gesund werden und mit der Tragbahre nach anderen galoppieren, die ebenfalls verwundet herumlagen. Das alles spielte sich in der Umgebung der Hohen Promenade ab. Als ich Samstag nach Hause kam, konnte ich mich nur hinlegen und schlafen; und Sonntag habe ich ebenfalls nur geschlafen. Die Geschichte hatte manche gute Seite.

Der Körper ist tüchtiger geworden; der Geist ist ausgeruht; das Niederdorfquartier, wo wir zu Mittag speisten, kenne ich jetzt; und als mir Donnerstag Dr. Korrodi¹ auf der Rämistraße begegnete, blieb er – der doch immer Kurzsichtigkeit vorschützt, um einen nicht zu grüßen – gerührt vor mir und meiner blauen Uniform stehen und versprach mir einen Zuschlag zum Honorar für meine Übersetzung des »Goldenen Vogels«²; ganz von sich aus und ohne daß er dazu verpflichtet gewesen wäre. So daß mich bereits einige Freunde hänseln, ich wüßte jetzt, wie ich's anzustellen hätte: ich müßte nur ein paarmal in der blauen Uniform vor der »Neuen Zürcher Zeitung« auf und ab spazieren, dann träten den Redaktoren Tränen in die Augen.

Also Sie sehen, Redaktoren haben auch ein Herz. Und zwar ein stürmisches; denn der Zuschlag betrug ganze 250 Francs; worüber ich noch heute staune.

Ich habe mich jetzt an die Übersetzung von Rousseaus »Träumereien eines einsamen Spaziergängers«³ gemacht, die ganz zu dieser trüben Oktoberstimmung passen. Sie sind ein bißchen langweilig, nicht der Schwierigkeit, aber der ewigen Wiederholungen halber. Er kommt nicht vom Fleck.

Ihre Trauben habe ich noch gar nicht gelobt. Sie waren dies Jahr ganz herrlich, und ich habe also doch meinen Teil davon gegessen. Ich schmecke sie noch, und danke schön dafür. Das war ein süßer Tessin!

Am selben Abend, als ich Ihnen den letzten Brief schrieb, war mein Freund Bächtold⁴ (der Schaffhauser Mundartdichter) bei mir gewesen, der wenige Tage zuvor an einer plötzlichen Netzhautablösung halb erblindet war. Ich sah ihn dann öfters, während wir marschierten, da und dort in der Stadt auftauchen, mit dunkler Brille, auf einen Stock gestützt, uns zuschauen und mich fast nicht erkennend, und es war, als wolle er vor der problematischen Operation, der er sich unterziehen muß, noch einmal die ganze Stadt durchwandern, um sie ein letztes Mal zu sehen.

Auch sonst haben mir die letzten Tage von Freunden traurige Nachrichten gebracht.

Daß Sie Schoecks bei sich haben, muß sehr schön für Sie sein. Daß die Gicht Sie diesen Sommer etwas in Ruhe gelassen hat, hatte ich durch verschiedene Leute erfahren. Übrigens (es fällt mir ein)

hatte auch ich für den Bazar zwei Ihrer Gedichte gestiftet; sie gingen billiger weg, weil sie maschinengeschrieben waren. Eins hatte ein Bildchen, und Sie hatten es mir vor vielen Jahren geschenkt. Ich dachte, Sie wären damit einverstanden, daß ich es für die Kinder weiterschenkte. Der Erlös betrug, glaube ich, 40-50 Franken.

Das negative Urteil über Rousseau dürfen Sie nicht ernst nehmen. Ich bin gegen jeden, den ich übersetze, negativ eingestellt. Erst wenn's fertig ist, söhne ich mich mit ihm wieder aus.

Herzliche Grüße von Ihrem Humm

1 Eduard Korrodi, Feuilleton-Redakteur der »Neuen Zürcher Zeitung«, siehe auch S. 32.

2 »L'oiseau d'or«, Verfasserin war die welsche Schriftstellerin Marguerite Delachaux. Der Roman erschien in der »Neuen Zürcher Zeitung«.

3 Jean-Jacques Rousseau (1712-1778), »Les rêveries d'un promeneur solitaire« (erschienen postum, 1782).

4 Albert Bächtold.

133

Ende Oktober 1942

Lieber Herr Humm,

daß der Dr. Korrodi Ihnen grade zu dieser Stunde und in dieser Maskerade begegnen mußte, dafür sei der Himmel gepriesen, ich habe mich sehr drüber gefreut. Meine Söhne werden nächstens auch wieder einmal alle drei im Dienst sein, Heiner ist schon seit acht Tagen eingerückt, die beiden andern gehen Ende des Monats.

Heut ist es, im Gegensatz zu den letzten, sehr unruhigen Tagen mit sehr viel Besuchen etc., sehr still im Haus, doch ist es keine gute Stille. Die Köchin ist seit zwei Tagen krank, gestern mußte Ninon plötzlich mit tollem Zahnweh im Galopp nach Lugano fahren, und es wurde ihr ein Zahn gezogen, was aber mit diversen Einspritzungen und Störungen zwei Stunden dauerte, und heut nacht ist sie krank geworden, hat Bauchweh und erbricht, es ist offenbar dieselbe Sache wie bei der Köchin, es sei eine zur Zeit in der Gegend umgehende Dysenterie.

Vorgestern passierte mir ein kleines Malheur, vielmehr eine große Dummheit. Es war nachmittags kurz vor dem Tee, es waren zum Tee zwei Besuche erwartet, darum war ich etwas früher vom Gar-

ten hereingekommen, hatte mich gewaschen und saß im Atelier, um noch einen Augenblick auszuruhen. Übrigens hatte ich, wie seit dem Herbstbeginn immer, ziemlich kräftig Gicht in den Fingern und Zehen. Da ertönte erschreckend eine fremde Stimme: ein Mann hatte sich ums Haus geschlichen und stand vor meiner offenen Ateliertür: Es war ein junger Mann, doch schon nicht mehr ganz jung, in Typus und Kleidung ganz deutscher Wandervogel, in braune und lederfarbene Sachen gekleidet mit einer Mischung von Bekenntnis zur Armut und Koketterie mit kunstgewerblichem Geschmack. Er pilgerte durchs Land, sprach Hochdeutsch und war gekommen, um mir für meine Bücher Dank zu sagen. Da er nun Hochdeutsch sprach, sehr deutsch aussah, da er ferner nach Art seiner Zunft sich hintenherum ums Haus geschlichen und mich in meinen intimen Räumen überrumpelt hatte (weil er wohl ahnte, daß es an der Haustür vielleicht Dienstboten und Hemmungen geben könnte), war ich wütend und sagte ihm, ich lasse keine Leute seiner Nation ins Haus, und da er lächelnd und edel von Menschenliebe sprach, die nicht ganze Nationen verdammen dürfe etc., wurde ich noch wütender und schrie ihn richtig an, so daß ich, als die richtigen, erwarteten Gäste kamen, ganz ausgepumpt war und die schlechte Laune seither noch nicht wieder ganz losgeworden bin.

Mein Verleger¹, auf Mitte September angemeldet, ist bis heut noch nicht gekommen, und da auch keinerlei Nachricht von ihm kam, nehme ich an, seine Post werde wieder einmal überwacht, und er schreibe darum nicht ins Ausland.

Bei Mondadori² hätte eine italienische »Roßhalde«³ erscheinen sollen. Aber neulich ließ der Verlag mir durch jemand, der in die Schweiz kam, telefonisch mitteilen: er habe sich in Rom erkundigt, wie ich eigentlich in Berlin eingeschätzt werde, und erfahren, daß ich zwar nicht zu den verbotenen, aber zu den unerwünschten Autoren gehöre, und da könne er natürlich kein Buch von mir bringen.

Der »Steppenwolf« wird wohl dieser Tage erscheinen⁴. Der Aufsatz darüber in der Zeitschrift der Büchergilde trifft nicht grade ins Schwarze, aber daran bin ich selber schuld, ich habe den Autor dort empfohlen⁵.

Addio, es grüßt Sie und die Ihren

H.

- 1 Peter Suhrkamp.
- 2 Hesses italienischer Verleger in Mailand.
- 3 H. H., »Roßhalde«, Roman, Berlin, 1914.
- 4 Die Ausgabe der Büchergilde Gutenberg, Zürich.
- 5 Thomas Widmer, »Zu Hermann Hesses Steppenwolf«, Zeitschrift der Büchergilde Gutenberg, Zürich, Okt. 1942.

134

5. November 1942

Lieber Herr Humm!

In Eile eine große Bitte:

Seien Sie so gut und übersetzen Sie meinen Briefentwurf an die Fremdenpolizei¹ in möglichst korrektes Amts-Italienisch, schreiben Sie den italienischen Text auf einen der beiden blanco von mir unterschriebenen Bogen und senden Sie ihn bitte direkt sofort ab an die Fremdenpolizei in Bellinzona. Im voraus herzlichen Dank!

Wegen Mondadori schrieb ich Ihnen schon.

Viele Grüße von

Ihrem H.

1 Eines der zahlreichen Bitt- bzw. Empfehlungsschreiben Hesses für in der Schweiz weilende Emigranten.

135

2. November 1942

Lieber Herr Hesse,

Mondadoris Bescheid hat mich sehr empört. Ich habe ihm geschrieben, daß ich seine Bücher nicht mehr besprechen werde. Dasselbe schrieb ich Dr. Meier von der Neuen Schweizer Rundschau, der mir die Rubrik »Italienische Literatur« anvertraut hatte. Ich will keine italienischen Bücher mehr besprechen.

Jetzt brüte ich darüber nach, wie man den Nobelpreis für Sie kriegen könnte.

Es ist doch eine Schande!

In Eile. Ich bin sehr im Druck.

Ihr Humm

136

November 1942

Caro amico Humm!

Sie stürzen mich, den Unschuldigen, in einen heftigen Zwiespalt von Gefühlen.

Einerseits macht natürlich Ihr aus erlebtem und redlich erworbe-

nem Verlegerhaß gespeister, jugendlich feuriger Angriff auf Mondadori¹ mir Spaß, und daß außerdem Freundschaft für mich einer der Antriebe ist, freut und rührt mich, ich sollte Ihnen eigentlich dafür danken.

Aber andererseits – wie konnten Sie, der so viel über den Umgang mit großen Petern weiß, diesen Brief wegschicken, ohne mich vorher zu fragen? Und ohne zu bedenken, daß er unschuldigen Leuten schaden könnte? Da hört mein Verständnis völlig auf.

Was den Mondadori betrifft, so ist sein einziges Vergehen Dummheit oder Naivität. Statt in einem Fall wie dem meinen (wo er sich nachher ja z. B. darauf berufen konnte, ich sei ja Schweizer) einfach zu drucken und niemand zu fragen, wollte er korrekt sein und fragte erst in Rom an, und da bekam er dann natürlich die Antwort, die ihm das Verlegen meines Buches unmöglich machte.

Mit ihm habe ich weiter kein Mitleid, obwohl er unschuldig ist. Aber nun ist noch die Person da, welche damals in die Schweiz reiste und so freundlich war, den Auftrag, mir zu telefonieren, mitzunehmen. Daß Sie das in Ihrem Brief, der durch die Hände von Zensur und Gestapo gehen wird, erwähnt haben, ist ein schwerer faux pas. Falls die Behörden sich dafür interessieren, bekommt diese Person die schwersten Geschichten auf den Hals – und es ist eine brave, hochgeschätzte, befreundete Person, deren Namen ich nicht nenne, damit Sie nicht etwa nochmals eine Don Quichotiade damit anrichten.

Kurz, ich verstehe Ihren Schritt nicht, er ist so gut gemeint wie unüberlegt, und sollte ich zufällig Glück haben und Ihr Brief nach Mailand noch gar nicht fort sein, so halten Sie ihn bitte zurück.

Seien Sie im übrigen herzlich begrüßt von

Ihrem H.

1 Humm hatte am 2. November an A. Mondadori wegen »Roßhalde« geschrieben und H. H. eine Kopie des Briefes gesandt. Siehe Anhang S. 304.

137

Zürich, den 6. November 1942

Lieber Herr Hesse,

es tut mir herzlich leid, daß Sie mein Brief¹ aufgebracht hat. Aber beim besten Willen vermag ich nicht einzusehen, was Ihrem Gewährsmann Schlimmes passieren könnte. Offenbar wissen Sie über ihn mehr als wir Außenstehende; aber davon geht aus jener Brief-

stelle nichts hervor. Für den Zensor ist er ein neutraler Beauftragter, der Ihnen nur sachlich mitgeteilt hat, was man in Rom zu entscheiden für gut fand. Ich selbst nahm an, es handle sich um einen Reisenden oder Freund des Verlages, der gerade nach der Schweiz unterwegs war und dem Mondadori den Bescheid mitgab, damit Sie ihn früher bekämen als mit der Post. Es hätte mein Bruder, meine Mutter, ein faschistischer Konsularbeamter sein können; irgendwer.

Ich glaube, lieber Herr Hesse, Sie haben in einen italienischen Zensor ein demokratisches Gewissen hineinprojiziert. Das hat er aber nicht. Was Mondadori Ihnen mitteilen ließ, ist nur eine natürliche Folge der Achsenpolitik. Daß Italien nach der Pfeife Berlins tanzt, ist ja nur in unseren Augen eine Schande; nicht in jenen des Regimes. Mondadori und sein Beauftragter haben im Sinne des Faschismus korrekt gehandelt; so wird der Zensor an ihnen nichts Anormales finden.

Ihre Sorge rührt wahrscheinlich daher, daß Sie über die eigentliche Einstellung dieses Reisenden mehr wissen. Aber der Zensor wird nicht einmal auf die Vermutung kommen, daß er etwas anderes gewesen sei als der neutrale Übermittler einer Verfügung von Rom.

Ich werde Ihnen nächstens wieder schreiben, sobald ich durch einen Wust von Arbeit hindurch bin, den man mir diese Woche aufgebürdet hat. Bis dahin sende ich Ihnen herzliche Grüße und hoffe, Sie seien nicht mehr in Sorge.

Ihr Humm

1 Brief an A. Mondadori. Siehe oben und S. 304.

138

18. November 1942

Lieber Herr Hesse,

ich bin wieder in mein kleines Südzimmer übersiedelt und taue hier langsam auf. Im alten Zimmer, das mit den leichten Kohlen einfach nicht zu heizen war, hatte ich eine Woche lang als Eskimo gelebt: das Untergestell steckte in dem Schlafsack meines Sohnes, der obere Mensch hatte sich in eine dicke Steppdecke eingehüllt, die mit Hilfe von drei Sicherheitsnadeln zu einer Art Kapuzenmantel gestaltet worden war. Doch wurde es mir zuletzt doch ungemütlich, und ich zog in die wärmere und kollektivere Region um . . .¹

Mondadori hat geantwortet. Er wolle jetzt, gestützt auf meine Informationen, *ritornare all'attacco*². Er drückt sich genau wie ein Modeneser aus³. Über meinen Brief will er verschnupft gewesen sein; das will ich ihm gerne glauben. Die Hauptsache ist, daß er *ritorna all'attacco*. Im übrigen sehe ich, daß in jener Woche, wo die Bombenangriffe sich über Italien häuften, ziemlich viel Verrücktheit in der Luft geschweifelt haben muß. Meine Gedanken waren alle in Mailand⁴.

Und jetzt wären wir also vollständig eingekreist, und die ganze Beklemmung, die sich in all den Jahren um unser Herz gelegt hatte, die sollen wir jetzt langsam aufklemmen und wieder retour erleben. Es ist gut, daß es langsam geht. Soviel Freude hielte man ja gar nicht aus.

Ich las zwei schöne Bücher: Hiltbrunners »Antlitz der Heimat«⁵ und Cécile Ines Loos: »Hinter dem Mond.«⁶ Dieses Buch ist ganz besonders schön, wenn man einmal in Kauf nimmt, daß die Loos eine Primitivin der Sprache ist, woraus sich ihr aber manchmal ganz pittoreske Zufälle ergeben.

Bei uns hat es schon einmal geschneit. Es ist Winter geworden. Im Nebenzimmer werkt meine Frau am Webstuhl, die Türe muß offen stehen, weil der Ofen drüben ist; manchmal fällt in den Schlag der Lade ein Wort meines Töchterchens; und so lebe ich ein Leben, das Rousseau – dessen Träumereien⁷ ich heute zu Ende übersetzte (allerdings erst im ersten Wurf) – wahrscheinlich ein glückliches genannt haben würde. Seine Träumereien sind einfach rührend schön, in der Unbeholfenheit. Die ersten zwei oder drei machen einen zwar ungeduldig, weil sich sein verrückter Verfolgungswahn dreinmischt; aber dann findet er die Abgeklärtheit, und die letzten sind so schön, daß Romain Rolland ganz recht hat, wenn er sagt, sie erinnerten an den Gesang einer vereinsamten alten Nachtigall im Walde. Und die letzte, die er nicht vollendet hat, die er vielleicht ein Vierteljahr vor seinem Tode schrieb, schließt mit einer Erinnerung an Frau von Warens⁸, der er an dem Tag genau fünfzig Jahre zuvor zum erstenmal begegnet sei. Hier blieb sie unterbrochen liegen, weil Freunde kamen, und den, der sich in Paris zu Tode grämte, aufs Land brachten, wo er einige letzte Wochen des Glücks verbringen konnte. Wissen Sie, daß die ganze europäische Literatur dem Mann seitdem alles

zu verdanken hat? Aber auch alles? Und was hat er doch durchgemacht, was er selber gar nicht so recht verstand und übersah. Er vermutete nicht entfernt die Wirkung seiner Schriften; er ahnte nicht, wie sehr sich die Verhältnisse ändern würden; er starb überzeugt, daß die Menschen in aller Zukunft nur hassend seiner gedenken würden. Fünfzehn Jahre hat er in Ängsten und im Gram verbracht, überall Feinde beargwöhnend, seine Berühmtheit verwünschend und dieser so wenig gewachsen, daß er auch dort, wo wir nur eine normale Auswirkung derselben sehen müssen, verborgene Ränke seiner Feinde witterte. Und die Unbeholfenheit der damaligen Psychologie! Alles gesehen und erklärt durch das seltsame Gestell dieser Lehre von den Wahrnehmungen und Empfindungen, die, ich weiß im Augenblick nicht, von Locke oder von Berkeley⁹ stammt. In seltsamen Gedankenschachteln lebten doch damals die Menschen. Und wenn man zufällig, wie ich es jetzt tue, während der Beschäftigung mit ihm die Memoiren von Saint-Simon¹⁰ liest, der uns Hunderte von Seiten lang mit der empörenden Geschichte und Vorgeschichte der Tatsache unterhält, daß im Parlament die Richter vor den Pairs den Hut nicht abziehen, wozu er einen ausführlich beschrifteten und beschriebenen Plan des Sitzungssaales beisteuert, damit wir uns doch genau Rechenschaft gäben von den skandalösen Machenschaften dieses Richterstandes, das den Herzögen jede ihrer Würden wegstibitzen möchte – wenn man all das Eitle, Aufgeblasene, beschämend Kleine und Gemeine dieser damaligen französischen Gesellschaft kennt und die ungeheure Macht des Spottes, der kollektiven Verfemung, der Salons und der großen Damen, dann versteht man erst, welche Kraft in diesem naiven Herzen gelebt hat, welchen Spannungen es unterworfen war und welche Explosion seine Beständigkeit erzeugen mußte. Das alles ist hin. Und doch wirkt es noch heute nach, überall wo Perücken sind. Rousseau hat in der Welt noch lange nicht ausgespielt.

Aber ich sehe überrascht, daß ich Ihnen ja die reinste Sonntagspredigt halte! Wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen Rousseau bedeutet hat; war er Ihnen manchmal wichtig?¹¹ Haben Sie ihn direkt erlebt, oder mehr über seine Wirkung auf den Sturm und Drang und die Romantik?

Ich könnte Ihnen noch stundenlang schreiben. So langsam muß

ich ja wieder zu mir selber kommen. Ich hatte ungewöhnlich viel Arbeit. Nicht nur mit Rousseau. Und es häuft sich gleich wieder. Weiß nur der Teufel, wann der Maulwurf einmal an die Sonne kommt!

Ihnen herzliche Grüße sendend und hoffend, Sie seien mir nicht mehr böse:
Ihr Humm

1 An dieser Stelle wurde auf Wunsch von R. J. Humm eine Passage gestrichen, die eine private Familienangelegenheit betraf.

2 Ritornare all'attacco, ital.: den Angriff wiederholen; etwas nochmals versuchen.

3 Modeneser: nach Modena, der Geburtsstadt Humms.

4 In Mailand lebten Humms Mutter, sein Bruder und dessen Frau.

5 Hermann Hiltbrunner (1893-1961), Schweizer Schriftsteller und Lyriker. »Antlitz der Heimat«, 1942.

6 Cécile Ines Loos (1883-1959), Schweizer Schriftstellerin. »Hinter dem Mond«, 1942.

7 Siehe S. 206.

8 Mme de Warens, katholisch gewordene Calvinistin, zu der J. J. Rousseau sechzehnjährig von zu Hause weg floh; als mütterliche Freundin und Geliebte übte sie einen großen Einfluß auf ihn aus und veranlaßte ihn zum Übertritt in die kath. Kirche.

9 John Locke (1632-1704) und George Berkeley (1685-1753), engl. Philosophen. Beide vertraten die Lehre von der Sinneswahrnehmung als der einzigen bzw. entscheidenden Erfahrungsquelle und standen damit in Gegensatz zu R. Descartes. Gegen die als subjektiven Idealismus mißdeutete Lehre, besonders Berkeleys (der auch Theologe war), wandte sich später I. Kant.

10 Louis de Saint-Simon, Herzog von Rouvroy (1675-1755), franz. Schriftsteller; gehörte zu der geheimen Opposition gegen Ludwig XIV. Seine »Memoiren« umfassen die Zeit von 1694 bis 1723 und enthalten glänzende Schilderungen des französischen Hoflebens. Nach seinem Tod wurden sie beschlagnahmt und erst 1829 veröffentlicht, nachdem die franz. Romantik sie als literarisches Meisterwerk entdeckt hatte.

11 Hesse schätzte Rousseaus »Emile« und »La nouvelle Héloïse«, die er seinen Lesern mehrfach in Briefen empfohlen hat; nicht so sehr die »Confessions«, die er 1897 als 20jähriger Buchhändlerlehrling in Tübingen las.

139

Baden, Verenahof, 24. November 1942

Lieber Herr Humm!

Wenn Sie können und mögen, so kommen Sie morgen, Mittwoch, zum Abendessen herüber, es ist auch mein Berliner Verleger¹ da seit einigen Tagen. Ich bin seit einer Woche hier, bin aber meistens im Bett, d. h. ich stehe immer erst gegen Abend für wenige Stunden auf. Es geht mir wieder wenig gut, und der Schreck, den wir neulich hatten, samt den daraus sich ergebenden Sorgen, hat mich

recht mitgenommen: in Ascona ist nachts das Häuschen meiner ersten Frau abgebrannt.

Danke sehr für Ihren Brief, er macht mir Freude. Aber Briefe schreiben, außer dem Nötigsten, geht jetzt nicht, ich habe Stöße von Unbeantwortetem liegen, seit ich hier bin.

Wenn Sie nicht kommen können, bitte um Karte oder Anruf, sonst erwarte ich Sie².

Herzlich

Ihr H. Hesse

1 Peter Suhrkamp.

2 Das Treffen fand erst am 3. Dezember statt. Humm besuchte Hesse zusammen mit Manuel Gasser in Baden; auf der Rückfahrt nach Zürich wurden sie von Hesses Frau Ninon begleitet.

140

13. Dezember 1942

Ein Gruß für R. J. Humm, mit Dank für seine so liebenswerte Drucksache! Ich bin scheußlich müd und kehre dieser Tage heim.

H.

Einem Freunde
(mit dem Gedichtbuch)¹

Was mich je bewegte und erfreute
Seit den sagenhaften Jugendjahren,
All dies Flüchtige und bunt Zerstreute
An Besinnungen und Träumereien,
An Gebeten, Werbungen und Klagen
Findest du auf diesen Blättern wieder.
Ob erwünscht sie oder unnütz seien,
Wollen wir nicht allzu ernstlich fragen –
Nimm sie freundlich auf, die alten Lieder!

Uns, den Altgewordenen, ist das Weilen
Im Vergangenen erlaubt und tröstlich,
Hinter diesen vielen tausend Zeilen
Blüht ein Leben, und es war einst köstlich.

Werden wir zur Rechenschaft gezogen,
Daß wir uns mit solchem Tand befaßten,

Tragen wir wohl leichter unsre Lasten
Als die Flieger, die heut nacht geflogen,
Als der Heere arme, blutige Herde,
Als die Herrn und Großen dieser Erde.

Dezember 1942

1 H. H., »Die Gedichte«, die gerade erschienen waren.

141

31. Dezember 1942

[Lieber Herr Humm]

Gestern hat mir meine Frau Ihre »Glaskugel«¹ vorgelesen, das ist eine sehr schöne und liebenswerte Erzählung. Leider bin ich wieder in einer Periode höllischer Augenschmerzen, das sind schwierige Zeiten. Ich wünsche Ihnen und den Ihren viel Gutes zum neuen Jahr.

Herzlich Ihr H. Hesse

1 »Die Glaskugel«, Erzählung; erschienen in der Weihnachtsnummer 1942 der »Annabelle«, 1945 aufgenommen in die Sammlung »Glimmer und Blüten«, Kunterbundes, Bühl Verlag, Herrliberg-Zürich.

142

1. Februar 1943

Lieber Herr Humm!

Wenn ein Lyriker über sein eigenes Fach schreibt, sollte nicht etwas so komplett Dummes dabei herauskommen wie in diesem Aufsatz hier¹. Von der Unartigkeit seiner mich betreffenden Tadelsworte will ich gar nichts sagen.

Aber daß jeder Leser die Gedichte, die er liest, beliebig ändern und verbessern, daß man solche »Verbesserungen« gar in Anthologien aufnehmen soll!

Dabei zitiert er mein Gedicht, von dem er zeigen will, wie schlecht ich es gemacht habe, erst noch falsch!

Und dann schreibt er, der grade dran ist, seinen völligen Mangel an Respekt vor dem Wort zu beweisen, über seinen Aufsatz »Das Wort sie sollen lassen stahn«.

Es ist ein starkes Stück, man schämt sich für den »Kollegen«, für den Redaktor, der so etwas druckt, und für das Niveau der Literatur und Zunft.

Aber natürlich kann man ebensogut auch darüber lachen, und das habe ich dann auch getan, leider erst, nachdem ich mich richtig etwas geärgert hatte.

Es grüßt Sie

Ihr H.

1 Max Geilingers Aufsatz aus der Sonntagsbeilage der »Basler Nachrichten« vom 24. 1. 1943. Siehe Anhang zu diesem Brief, S. 305 ff.

143

Zürich, den 1. Juni 1943

Lieber Herr Hesse,

ich habe Ihnen, ich weiß nicht wie viele Monate nicht geschrieben, und wenn ich heute von den Brieftoten wieder auferstehe, so um Ihnen die liebe Hand zu drücken und Ihnen zu sagen, daß ich mich nicht eigentlich in einer anderen Welt befinde, sondern noch der alte bin. Der Grund meines Schweigens war folgender: Ich hatte anfangs Februar angefangen, eine Besprechung Ihres Gedichtbandes¹ für die »Neue Schweizer Rundschau« zu schreiben, aber ich erlahmte darin nach bald fünf Seiten, weil ich den Eindruck hatte, ich hätte für diese Hochschulzeitschrift und Garderobe des freisinnigen Gedankenguts die Sache doch zu subjektiv angepackt. Da ich nun aber in dieses Geleise eingefahren war, konnte ich kein neues finden, und so ließ ich die Blätter liegen, von Woche zu Woche, ohne sie mehr anzusehen; das Haupterlebnis war, daß ich merkte, der Vorsatz für die »Neue Schweizer Rundschau« zu schreiben, wirke auf mich nicht stimulierend. So bleibe ich mit einer halbverfahrenen Besprechung liegen und hatte auch Ihnen gegenüber ein böhmisches Gewissen. Nun haben sich aber darin zwei Neuigkeiten ergeben. Erstens regte mich die Besprechung Schumachers in der »Neuen Zürcher Zeitung«² an, meine Blätter wieder zu lesen, und ich erfuhr bei der Gelegenheit wie schon oft, daß das, was ich schrieb, so dumm eigentlich nicht war. Und ferner habe ich jetzt eine Zeitschrift gefunden, in die sie viel besser hineinpaßt. In der Besprechung hatte ich nämlich einen ganz einseitigen Gedanken verfolgt – was eben auch ein Grund war, daß ich sie liegen ließ (so Zeitschriften wollen ja allseitige, akademische Besprechungen). Es war mir aufgefallen, daß in dieser Folge von Gedichten die Farbe Rot eine merkwürdige Rolle spielt, und ich hatte dies hervorgehoben und angefangen, dem nachzugehen,

was aber viel zu interessant zu werden drohte, eben viel zu eigentümlich für die Bedürfnisse der neu herumschauenden Dame, die wie die stets erneut herumzürchernde Zeitung immer die alte bleibt. Nun traf es sich, daß ich erfuhr, die Zeitschrift »Du« plane für Oktober eine Nummer über die Farbe Rot. Ich fragte an, ob eine Besprechung Ihrer Gedichte nach dem Gesichtspunkt der Farbe Rot genehm sei, es wurde bejaht, und jetzt habe ich ein Dach, unter dem ich diesen einseitigen Gesichtspunkt unbefangen entwickeln kann, und seitdem fühle ich mich auch Ihnen gegenüber wohler. Es wird nur lange dauern, bis die Besprechung herauskommt. Die Nummer von »Du« erscheint erst im Oktober³. Dies war also der Grund meiner Schreibverstorbenheit.

Die Nachricht über die Rot-Nummer von »Du« erfuhr ich, weil ich Gelegenheit hatte, als literarischer Redaktor ein bißchen mitzuarbeiten. Diese Mitarbeit wäre um ein Haar eine ständige geworden. Aber drei Tage, nachdem ich die Erlaubnis erhalten hatte, es überall zu erzählen, hat sich die Sache wieder zerschlagen. Wegen nicht zugestandener Selbständigkeit.

Die Wochen um Ostern brachten uns überhaupt viel Pech. Ich lag einige Wochen an einer schmerzlichen Zahn- und Kiefergeschichte darnieder, die jetzt wieder ausgeheilt ist. Zu gleicher Zeit wurde unser Dienstmädchen, die Wienerin Maria, im Spital am Magen operiert, und dort liegt sie noch heute. Und in der gleichen Woche fiel unsere Katze, nachdem sie sich mit eingeweichtem Eipulver vollgestopft hatte, vom Küchenfenster aus dem dritten Stock auf die Straße hinunter. Sie blieb mit einer Hüftenverrenkung oder gar einem Bruch liegen, vor dem Laden meines Barbiers, der sie auflas und in einem Winkel versorgte, wo meine Frau sie fand. Sie konnte sich eine Woche lang buchstäblich nicht rühren, fauchte bei der leisesten Bewegung, fastete vier Tage, dann erholte sie sich allmählich und schlich, das Gewicht auf die Vorderpfoten verlegend, in der Haltung eines amerikanischen Bisons oder einer hungrigen Hyäne ein paar Wochen hinkend herum; ist aber heute wieder ganz hergestellt, bis auf eine kleine Vorsichtseinbuchtung gleich vor dem Schwanz, wo sie das Rückgrat einzieht, weil die Stelle offenbar noch empfindlich ist. Es kann aber auch eine Stereotypie geworden sein. Sie hatte sich so vollgefressen, daß sie auf dem Rückweg, der sie um den mittleren Stein-

pfofen unseres Küchenfensters herumführte, das Gleichgewicht verlor und hinunterpurzelte. Eine harte Strafe für einen vom Katzenstandpunkt so harmlosen Diebstahl.

So hatte ich Leidensgenossen. Ich kam sehr langsam wieder auf die Beine; aber so viel Pech erregte doch das Mitleid einiger Freunde, und es ist möglich, daß sich jetzt für mich etwas auftut, was dann interessanter wäre als »Du«. Es schweben allerhand Projekte, doch ist das noch recht ferne Zukunftsmusik.

Während meiner Krankheit las ich ein schönes Buch: »Der Jahrmarkt des Lebens« von Thackeray⁴. Ich hatte noch nie eine Zeile von ihm gelesen, nie etwas über ihn gehört, und es war ein einzigartiges Erlebnis, ein so riesiges Stück Literatur und Könnerschaft in mir aufzunehmen. Es war ein aufregendes Entzücken und eine fortwährende Freude, daß es noch Bücher gab, bedeutende Bücher, die mich so überwältigen konnten, als ob ich noch ein Jüngling wäre.

Was macht das »Glasperlenspiel«?

Recht herzliche Grüße

Ihr Humm

1 H. H., »Die Gedichte« (1942).

2 Hans Schumacher, »H. H.'s Gedichte«, »Neue Zürcher Zeitung« vom 23. 5. 1943.

3 Humms Aufsatz über »Die Farbe Rot in den Gedichten von H. H.« erschien im Oktoberheft der Zeitschrift »Du«, vgl. hierzu auch Anhang zu Brief 148.

4 William Makepeace Thackeray (1811-1863), engl. Erzähler; Humm meint das Buch »Jahrmarkt der Eitelkeit« (»Vanity fair«, 1847/48). Vgl. auch Hesses Besprechung des Buches in WA 12 bzw. H. H., »Eine Literaturgeschichte in Rezensionen und Aufsätzen«, a. a. O., S. 283 f.

144

3. Juni 1943

Lieber Herr Humm!

Danke für Ihren lieben Brief! Er findet uns in Trauer; gestern haben wir unsern letzten Kater, den Zwerg oder Zwinkeler, verloren, er war schwer lungenkrank. Morgen erwarten wir meinen Berliner Verleger¹ für wenige Tage. Außerdem ist ein Gast von Ninon da, eine »Griechin«², Frau Dr. Philippson.

Auf Ihre Entdeckungen über das Rot in meinen Gedichten bin ich gespannt. In der Neuen Schweizer Rundschau wird Frau Carlsson drüber schreiben.³

Den Josef Knecht habe ich nun, zum ersten- und letztenmal, als Ganzes gelesen, für die Korrektur, er soll im Herbst erscheinen. Außer dieser Korrektur habe ich seit vielen Monaten nichts arbeiten können. Es geht nicht schlecht, wenig Schmerzen, aber die Kräfte sind eben klein geworden, obgleich man mich seit sechs Wochen mit einer Mastkur und mit zahllosen Vitaminspritzen aufgepumpt hat.

Ihnen allen herzliche Grüße von uns beiden! Ihr H. Hesse

1 Peter Suhrkamp.

2 Gemeint ist, daß der Gast, Frau Dr. Paula Philippson aus Basel, das Interesse und die Beschäftigung Frau Ninons mit griechischer Mythologie teilte.

3 Dr. Anni Carlssons Rezension über Hesses »Die Gedichte« erschien u. d. T. »Zur Gesamtausgabe von H. H.'s Gedichten« in der »Neuen Schweizer Rundschau« 11, 1943/44, S. 109-121.

145

5. Juli 1943

Lieber Freund Humm!

Ich sollte nichts Geschriebenes zur Zeit aus den Händen geben, so sehr bin ich herunter, so verdummt und besoffen von Schwäche und Schmerzen; etwa 14 Tage der ununterbrochenen Augenkrämpfe und Kopfnuralgien, dazu nun die Überanstrengung durch den Geburtstag (den mir einer der Gäste, Dr. Lang¹, durch zwei Injektionen bestehen half, aber nachher war ich doppelt erschöpft).

So müssen Sie mit diesem elenden Zettelchen vorliebnehmen als Dank für Ihre lieben Gaben. Revanchieren kann ich mich erst, wenn wieder etwas von mir erscheint.

Wir hatten im Juli nach Bern zu Freunden gehen wollen, aber die können jetzt leider nicht. Mir hätte es vielleicht gut getan, vor allem aber hätte Ninon eine Erholung so sehr nötig gehabt.

Seien Sie mit den Ihren vielmals begrüßt von Ninon und von Ihrem dankbaren

H. Hesse

1 J. B. Lang; siehe auch S. 83.

146

16. Juli 1943

Lieber Herr Humm!

Mit viel Vergnügen habe ich den Theseus¹ gelesen. Vom Rousseau²

erst Ihr Vorwort bis jetzt. Da es in den Pausen zwischen den Augen-Neuralgien geschehen muß, ist es mehr als es scheint. Abends liest Ninon mir Stifter vor.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr H. Hesse

1 Das Puppenspiel von Humm »Theseus und der Minotaurus«, Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1943. Damals gerade erschienen.

2 Die Übersetzung der »Träumereien«; siehe auch S. 206 u. 212 ff.

147

Zürich, den 20. Juli 1943

Lieber Herr Hesse,

die Duplizität der Fälle will es, daß ich Ihnen heute von zwei nah verwandten Dingen erzähle, einem, das mich angeht: ich brachte heute mein Buch¹ der Büchergilde, die einen Wettbewerb ausgeschrieben hatte, und ich tat es mit solchem guten, ruhigen Gefühl, daß ich jetzt sagen kann, ich sei es los und ledig. Es ist fertig. Daß ich den Atomforscher Carolin die Geschichte erleben ließ, ist dem Buch ausgezeichnet gut bekommen.

Und von einem, das beiliegende Blätter² betrifft, in denen sich ebenfalls ein Physikbeflissener ausspricht, und die mir heute durch dessen Frau gebracht wurden, die von Prof. Scherrer³, dem Physiker, zu mir geschickt war. Ihr einziges Anliegen war, ich möchte die Blätter lesen und ihren Mann dazu bewegen, sein längst fertiges Buch doch endlich aus den Händen zu geben, wozu er, seiner leicht schrulligen Gemütsart wegen, des Zuspruchs und der Ermunterung bedürfe. Ich tat es gern, und Sie werden es verstehen, wenn Sie die Blätter lesen, die Ihnen ganz ohne Zweifel gefallen werden. Ich kenne diesen Herrn sonst von Haut und Haar nicht. Er ist 40jährig, war Ingenieur, ist Sohn eines Zürcher Alt-Stadtrates, der es greulich findet, daß einer Bücher schreibe, und wahrscheinlich durch diesen Papa eingeschüchtert und zugekauzt. Er wohnt auch in Airolo. Aber sein Gegrübel ist so lustig, so ansprechend, daß ich nicht widerstehen konnte, es Ihnen zu zeigen. Schreiben Sie ihm doch eine Zeile der Ermunterung! Das Feuilleton ist ein, kurz vor der Mobilmachung 1940 in Eile zusammengeschriebenes Extrakt aus seinem Buch. Man sieht ganz genau, wohinaus er will.

Die Frau, die er hat und für ihn auf die Reise geht, ist äußerst

nett, eine Baltin, in Moskau geboren, in Hongkong aufgewachsen, gar nicht fremdartig und an den Bauern in Airolo große Freude habend. Wenn Sie die Frau kennen, lieber Herr Hesse, würden Sie ihr alles zuliebe tun. Schreiben Sie ihr oder ihm, so kommt das Ehepaar in die Blüte: Signor Hans Kruck, Airolo.

Jetzt ist es Nachtessenszeit. Seit sechs Wochen werden wir durch Preßluftschlämmer gemartert. Sie verlegen die Schienen, eine heilige Sache. In Athen war das Allerheiligste der Parthenon. In Zürich sind es die Straßenbahnschienen. Darum waren die Nasen der Athener gerade und die der Zürcher platt.

Gern würde ich hören, wie Ihnen Rousseaus Spaziergänge gefielen.

Ihr Humm

1 »Carolín«.

2 Nicht erhalten; es handelte sich um das Manuskript eines Herrn Hans Kruck. H. H. schickte die Blätter umgehend an Humm zurück mit einem Begleitbrief, der sich verloren hat.

3 Prof. Paul Scherrer (1890-1969), Ordinarius für Experimentalphysik an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Zürich; ein alter Freund Humms aus der Göttinger Zeit (1915-1918).

148

Zürich, den 19. August 1943

Lieber Herr Hesse,

hier haben Sie einen kleinen Strauß von Gedanken über Ihre Gedichte und die Farbe Rot darin¹. Hie und da werde ich vielleicht noch ein Wort ändern. Das Aufsätzlein erscheint in »Du«, im Oktober. Es ließe sich natürlich zu einer ganzen Studie erweitern. Dies hier sind mehr Impressionen und für das »Du« gerade recht.

Mein Bruder, meine Mutter und meine Schwägerin waren, als Mailand so fürchterlich hergenommen wurde, zum Glück gerade in der Schweiz in den Ferien. Meine Mutter und meine Schwägerin werden jetzt in der Schweiz bleiben, aber mein Bruder will Sonntag wieder hinunter, obschon er sich fragt, ob es einen Zweck habe. Ob die Wohnung meiner Mutter noch steht, weiß er nicht; er bekommt keine Verbindung. Aber sein Büro und das ganze Haus sind ausgebrannt, es sind nur der Kassenschrank und sein eiserner Pult heil geblieben, doch ob, was drin ist, nicht verkohlt ist, hat man noch nicht in Erfahrung bringen können. Es muß furcht-

bar gewesen sein. Er begegnete neulich Schweizer Bekannten, die aus Mailand geflüchtet waren und noch nach drei Tagen seelisch schrecklich mitgenommen waren. Es gehe über jede Vorstellung, und was die arme Stadt Mailand früher erlebt, sei mit dem überhaupt nicht zu vergleichen. Der eine wohnte in der Nähe einer Kaserne, die lichterloh brannte, und sie mußten stundenlang im Keller bleiben, weil dauernd Munitionskisten in die Luft flogen. Mein Bruder kam eine Woche nach dem Umsturz², meine Mutter eine Woche vor diesem in die Schweiz. Beide erzählten viel Interessantes. Es ist ein Jammer!

Uns geht es wie gewohnt. Ich habe viel zu tun, weil mir der Staat die Moneten gekürzt hat, aber ich hoffe sehr auf den Preis der Büchergilde, es wären dann viertausend Franken, und ich rutsche oft in Gedanken auf den Knien, ich möchte sie doch kriegen...

Grüßen Sie Ihre Frau, und nehmen Sie herzliche Grüße von uns allen.

Ihr Humm

1 Dem Brief war das vorläufige Manuskript von Humms Betrachtung über »Die Farbe Rot in den Gedichten von Hermann Hesse« beigelegt. Endgültige, gedruckte Fassung siehe Anhang S. 309 ff.

2 Mussolinis Amtsenthebung und Verhaftung am 25. 7. 1943.

149

20. August 1943

Lieber Herr Humm!

Als Erwiderung Ihrer Gabe, der weisen Betrachtung über die rote Farbe, schicke ich Ihnen das Gedenkblatt für meinen liebsten Freund¹, der mich neulich verlassen. Er ist am andern Ufer, ich gönne es ihm.

In Hamburg hatte ich viele Freunde, in keiner andern Stadt so viele. Bisher weiß ich erst von zweien, daß sie noch leben, aber nichts mehr besitzen und obdachlos sind, einer davon ist mein Vetter Gundert², dem einst ein Teil des »Siddhartha« gewidmet war.

Von Herzen teile und unterstütze ich Ihre Wünsche betreffs Büchergilde-Preis.

Herzliche Grüße von

Ihrem H. Hesse

1 Franz Schall (1877-1943); mit H. H. seit der Schulzeit befreundet, Altphilologe, übersetzte u. a. das Motto zum »Glasperlenspiel« ins Lateinische. Vgl. hierzu »Materialien zu H. H. »Das Glasperlenspiel««, Frankfurt/Main, 1973, Bd. 1.

Das hier erwähnte Gedenkblatt Hesses für Schall, vgl. H. H., »Gedenkblätter«, Frankfurt a. Main, 1962, S. 272 ff.

2 Wilhelm Gundert (1880-1971), Japanologe. Ihm ist der zweite Teil des »Siddhartha« (1922) gewidmet. Vgl. hierzu »Materialien zu H. H. »Siddhartha««, hrsg. von Volker Michels, Frankfurt/Main, 1975, Bd. 1. W. Gundert wohnte damals gerade in Hamburg, das vom 24. 7. bis 3. 8. 1943 unter schwersten Luftangriffen stand (55 000 Todesopfer; mehr als die halbe Stadt in Trümmern).

150

11. Oktober 1943

Lieber Herr Hesse,

die liebe »Annabelle«¹ hat wieder ein Anliegen an Sie, und es ist mir sehr fatal, daß sie es hat; denn ich hätte Sie am liebsten – ich weiß nicht, soll ich sagen, überrascht oder überrumpelt. Ich wollte für die Weihnachtsnummer etwas über Sie schreiben, über meinen Aufenthalt bei Ihnen²; die Redakteurin fand das sehr schön, wünschte aber, den Aufsatz mit Photos zu illustrieren, und läßt Sie durch mich höflich anfragen, ob Sie welche haben (auch vom Haus), die Sie zur Verfügung stellen könnten, oder ob sie Ihnen einen Photographen ins Haus schicken soll. Sie hat vergebens versucht, Ihren Sohn³ in Bern zu erreichen; wahrscheinlich ist er im Dienst. Und das wäre also das Anliegen.

Ich bin mit vielen Dingen beschäftigt, unter anderem auch mit der Herstellung eines neuen Puppenspieles nach der Novelle von Machiavelli »Belfagor«⁴, die ich in Ihrem Novellino⁵ fand. Die Arbeit wird mir sauerer als die an Gogols Novelle »Mainacht«, weil der Stoff sich gar nicht so leicht in Szenen aufteilen läßt. Aber es wird schon gehen.

Am 8. Oktober feierten meine Frau und ich den zwanzigjährigen Geburtstag unserer Ehe, bei welcher Gelegenheit ich meinen Sohn anpumpen mußte, damit ich meiner Frau ein Geschenk machen könne. So steht's also. Aber es ist doch ganz schön, einen Sohn zu haben, der fünfzig Franken im Monat verdient. Er ist schon oft unser Bankier gewesen. Nun, so Gott will, lichtet sich die Situation im November oder Dezember.

Wann kommt das »Glasperlenspiel« heraus?

Herzlich grüßend

Ihr Humm

1 Die Zeitschrift »Annabelle«, Zürich.

2 Der Beitrag Humms erschien dann unter dem Titel »Auf Besuch bei Hermann Hesse«, siehe Anhang zu Brief 152, S. 313 ff.

3 Martin Hesse, der Photograph war und die künstlerisch wertvollsten Porträt-Aufnahmen seines Vaters wie auch der Umgebung in Montagnola gemacht hat. Vgl. hierzu »Besuch bei Hermann Hesse. Bilder aus Montagnola von Martin Hesse«, Konstanz, 1957. Neuauflage 1976. – Humms »Annabelle«-Aufsatz erschien mit Photos von Martin Hesse.

4 Niccolo Machiavelli (1469-1527), ital. Politiker und Schriftsteller, verfaßte auch Novellen, Gedichte und Komödien. Die Novelle »Belfagor«, siehe Anm. 5.

5 »Novellino – Novellen und Schwänke der ältesten italienischen Erzähler«, Verlag Seldwyla, Bern, 1922.

151

Zürich, den 27. November 1943

Lieber Herr Hesse,

heute schreibe ich Ihnen in eigener Sache. Ich erfuhr zufällig, daß Dr. Hans Oprecht¹ Sie am Montag besuchen wird. Ich war vorgestern mit einem Freund in seinem Büro, als jemand anrief, mit dem er sich darüber unterhielt. Mit Dr. Oprecht über den Entscheid der Büchergilde zu sprechen, hatte ich keine Gelegenheit; mit meinem Freund war ich bei ihm in einer anderen Angelegenheit, und da Herr Oprecht schwieg, schwieg ich auch. Aber heute war eine Generalversammlung des SSV², und hier traf ich einige der Juroren, die mir aus eigenem Antrieb einen Einblick in jene Sitzung gaben, und dieser bestätigte mir nur, was ich schon fühlte: es sei ein Seldwyler-Entscheid³ gewesen. Die Leute haben sich blenden lassen. Ich kann zwar nicht begreifen, warum einer mir heute sagte, man werde bei Martons⁴ Buch leider an J. C. Heers »König der Bernina«⁵ erinnert, und dabei trotzdem für dieses Buch gestimmt hat – es sind dies unerforschliche Geheimnisse der Konstellation . . .

Ich wollte nur, daß Sie wissen, daß wieder einmal ein Macher über einen Dichter gesiegt hat; zudem ein Macher, der recht gut situiert ist, über einen Dichter, der sich halb kaputtshinden muß, um seine Familie über Wasser zu halten.

Dagegen muß etwas geschehen. Wenn Sie nur ein Wort bei Oprecht einlegen könnten, dann wäre ich Ihnen dankbar. Nur ein Wort, mehr nicht. Nach allem, was ich heute hörte, ist mir ganz klar, daß nicht ich mich mit meinem Buch blamiert habe, sondern die Jury sich mit ihrem Entscheid.

Gestern las ich Ihr »Glasperlenspiel« zu Ende. Ich werde es be-

sprechen. Doch das gehört auf ein anderes Blatt. Dieser Brief diente dem Versuch, mich zu behaupten.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 Dr. Hans Oprecht (geb. 1894); sozialdemokratischer Schweizer Politiker, u. a. Präsident der Genossenschaft der Büchergilde Gutenberg, Zürich.

2 Schweizerischer Schriftstellerverein.

3 Nach Gottfried Kellers »Die Leute von Seldwyla«, die sich immer von Äußerlichkeiten bzw. der Meinung anderer blenden und irreführen ließen.

4 Jenő Marton, bekam bei dem Wettbewerb den 1. Preis.

5 Jakob Christoph Heer (1859-1925), Heimatdichter konservativster Prägung, »Der König der Bernina«, Roman (1900).

152

Baden, Montag, 8. Dezember 1943

Lieber Herr Humm!

Meine letzte Badener Woche habe ich heut damit begonnen, daß ich in der »Annabelle«, die im Hotel aufliegt, Ihren Aufsatz las¹. Ich tat es trotz der Augen-Mühe mit Vergnügen, und manches von damals fiel mir wieder ein. Bitten Sie doch den M. Gasser², daß er mir ein paar Abzüge für einige nahe Freunde schickt, nach Montagnola, nicht nach Baden.

Ich habe diese Zeit in Baden nahezu ganz im Bett verbracht, außer den ständigen Augenschmerzen ohne Beschwerden, nur müde. Mit Oprecht³ sprach ich ein wenig, leider waren wir nicht allein. Zweimal gab es richtige Gesellschaft. Das eine Mal mit Kerényi⁴ und seiner Frau, wir waren zum Tee bei meinem Arzt, dessen Töchter für Kerényis Vorlesungen schwärmen. Das andere Mal war eine große Familienorgie, wie ich sie seit Jahrzehnten nicht erlebt hatte. Mein ältester Sohn mit Frau und zwei Kindern⁵ war gekommen, wir saßen einen Nachmittag zehn Personen in einer einzigen Stube, in Wettingen bei meiner Schwägerin, der Witwe von Hans⁶, die Kinder sangen zweistimmig »Ihr Kinderlein kommet«, und es gab einen Samiklaus, es war sehr anstrengend, aber ebenso schön. Mein Enkel Simeli, der sich vor dem Klaus gefürchtet hatte, rief, auf meinem Schoß, nachher 100mal erlöst und triumphierend: »Sammichlaus isch furtgange«. Ich verstand mich mit ihm besser als mit fast allen Besuchen, die in dieser Zeit kamen, es waren täglich welche da. Jetzt bin ich von der Kur zu erschöpft, um noch weitere zu empfangen. Genug, ich lege mich wieder.

Seien Sie herzlich begrüßt von

Ihrem H. H.

PS Kann man Exemplare von »Annabelle« nach Deutschland senden?

1 »Auf Besuch bei Hermann Hesse«, »Annabelle«, Zürich, 6, 1943, Nr. 70, S. 37-39, siehe Anhang S. 313 ff.

2 Manuel Gasser, Redakteur.

3 Dr. Hans Opredt, siehe vorangegangenen Brief.

4 Kerényi, Károly (Karl), (1897-1973), klassischer Philologe und Religionswissenschaftler, mit Frau Magda.

5 Bruno Hesse (geb. 1905) mit Frau Klara und den Kindern Christine (geb. 1938) und Simon (geb. 1941) = »Simeli«.

6 Frida Hesse, geb. Gerber (1889-1967), Witwe von H. H.s jüngerem Bruder Hans (1882-1935).

153

[Jahreswende 1943/44]

Liebe Herr und Frau Hesse,

alles im Hause sendet Ihnen zu Neujahr die herzlichsten Wünsche. Es geht allen gut, bis auf den Vater, der sehr zu bedauern ist, da er für das hiesige Schauspielhaus 101 Dramen lesen und begutachten mußte, mit welcher Arbeit er noch nicht ganz fertig ist. Das hat ihn in allem zurückgebracht. – Mein Bruder erzählt Düsteres aus Mailand! Am 18. wurden drei Faschisten begraben und der Trauerzug auf dem Domplatz mit Handgranaten empfangen. Die Dame, die es ihm erzählte, sah Leute links und rechts von sich zusammenbrechen.

Für eine Fahrt von Florenz nach Arezzo brauchte einer sieben Stunden, mußte im Wartesaal, aber unter freiem Himmel an einem Feuer übernachten, erlebte dreimal Fliegeralarm und wurde auf der Rückfahrt von Flugzeugen überfallen. Alles befehle und niemand gehorche; und was einer verdiene, gehe alles aufs Essen. Die Trams führen alle überfüllt vorbei, und sei man eingestiegen, so könne man zur rechten Zeit nicht aussteigen. Nachts stolpere man dauernd über Schutthaufen. Ihm ist's schwer verleidet! Die Deutschen verhielten sich übrigens in den Auseinandersetzungen zwischen Faschisten und Antifaschisten neutral, falls sie nicht selber angegriffen würden.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

Lieber Herr Humm!

Danke für Ihr Brieflein, und nehmen Sie auch von mir gute Wünsche zum Neuen Jahr.

Seit wir uns sahen, ist allerlei gegangen, unter anderem sind zwei alte liebe Freunde von mir gestorben. Aber es ist auch, ohne daß wir uns sahen, zwischen Ihnen und mir einiges gegangen, davon muß ich heute sprechen. Zuerst erschien Ihr Aufsatz in der »Annabelle«¹. Ich habe zu seinen heftigen Indiskretionen ein wenig den Kopf geschüttelt, aber auch darüber gelacht, und damit war es gut. Gut für mich, aber nicht gut für viele meiner Freunde, deren manche sich, mündlich und brieflich, über Ihre Reportage erstaunlich geärgert haben. Der Ordnung wegen sei gesagt, daß unter diesen heftig ablehnenden und geärgerten Stimmen auch eine andere war, die Sie warm in Schutz nahm und Ihren Aufsatz sehr verteidigte. Das war mein Sohn Heiner.

Das war die »Annabelle«-Geschichte. Schließlich beruhigte man sich dahin, daß der Anlaß zu klein sei, um mit Kanonen danach zu schießen, und daß die dauernde Mitarbeit an Blättern wie »Weltwoche« und »Annabelle« auch einen sauberen Mann wie Humm nicht besser machen könne.

Nun kam aber noch etwas, es kam Ihre Besprechung meines Buches in der »Weltwoche«². Ich las sie zufällig im Hotel in Baden, und es fiel mir schon auf, daß weder Sie noch die Redaktion daran gedacht haben, mir diese Besprechung zu senden, ich hätte sie grade so gut auch gar nie zu Gesicht bekommen können. Da Ihre Besprechung das Buch in keiner Weise ernst nahm und verstand, dachte ich, Sie hätten sich des Aufsatzes geschämt und ihn mir darum nicht schicken lassen.

Nun kamen, mündlich und in Briefen, aber wieder Leute, die sagten etwa so: wenn Humm als witziger Mann und Kritiker der »Weltwoche« sich über den Hesse und seine Bücher lustig machen will, so kann ihm das niemand verbieten. Aber wenn derselbe Humm an anderer Stelle sich darauf beruft, daß er Hesses Freund sei und ihn genau kenne, so wird die Sache doch unsauber.

Ich kann hierin auch nicht anders denken als meine Freunde. Daß Sie mein Buch nicht gut gelesen und nicht verstanden haben, tut mir gar nichts, die »National-Zeitung« z. B. hat Dümmeres und

Schlimmeres darüber gesagt als Sie³. Aber daß Sie etwas mir Wichtiges und Heiliges wie dies Buch, an dem ich elfeinhalb Jahre gearbeitet habe, so von oben herab mißverstehen, mir dafür so von oben herab auf die Schulter klopfen würden, war mir doch eine Überraschung.

Man lernt nicht aus, auch Freunde können einen stets wieder überraschen. Aber wenn ich mir von Ihnen zu Neujahr etwas wünschen dürfte, so wäre es das: daß Sie nichts mehr über mich schreiben.

Es war mir recht widerlich, Ihnen das schreiben zu müssen. Aber nun ist es ja geschehen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr H. Hesse

1 Siehe Anhang zu Brief 152 S. 313 ff.

2 R. J. Humms Rezension über »Das Glasperlenspiel«, in »Die Weltwoche«, Zürich, Nr. 526 vom 10. 12. 1943; siehe Anhang S. 318 ff.

3 Gemeint ist die Besprechung von Bernhard Diebold, »Das Glasperlenspiel. Roman von H. H.«, die am 19. 12. 1943 in der »National-Zeitung«, Basel, erschienen war.

155

Zürich, den 5. Januar 1944

Lieber Herr Hesse,

was soll ich mit Ihrem Brief bloß anfangen? Für mich ist er noch gar nicht real; Sie müßten ihn mir denn bestätigen.

Ich habe Ihnen den Aufsatz nicht geschickt, weil ich Ihnen nie einen geschickt habe, da ich wußte, daß Sie abonniert sind. Ich glaube, das Meine getan zu haben, indem ich Ihnen sagte, es käme dann einer.

Ihr Stimmungswechsel, nachdem Sie sich mit dem »Annabelle«-Aufsatz zufrieden erklärt hatten, ist mir völlig unverständlich.

Der schlimmste Vorwurf, den Sie mir machen können, ist noch der, ich gehöre einer anderen Generation an, oder ich habe eine andere Denkart, oder ich sei vernagelt. Aber Unsauberkeit zu suchen, wo doch alles so offen am Tage liegt, ist mir wirklich befremdlich. Ich habe das Wort überhaupt nicht verstanden.

Sagen Sie mir doch lieber, was Sie so dumm an meinem Aufsatz gefunden haben. Legen Sie mir Ihre Hand auf die Schulter. Auf die Ihre zu klopfen, ist mir nicht im Traum eingefallen.

Daß man sich anders fühlt, heißt doch nicht, daß man sich dem anderen über fühlt? Wie käme ich dazu!

Ihr Buch ist das wichtigste nach dem Erscheinen des »Zauberbergs«. Vielleicht habe ich das zu wenig hervorgehoben. Dann durften Sie mir literarisch kommen und mich einen Esel schelten. Aber doch nicht moralisch, und mich mit weiß Gott welchen Leuten vermengen.

Ich muß einfach warten, bis Sie mir Ihren Brief bestätigen. Aber auch wenn Sie es tun, werden Sie mir nicht weismachen können, ich sei böser oder dümmer als die Freunde, die Sie sonst haben und die Sie gegen mich ins Feld führen.

Bei der Gelegenheit fällt mir Herr X¹ ein. Das ist ein Autor, der Sie sehr zu lieben und zu verstehen scheint. Glauben Sie nicht, daß er über das Glasperlenspiel etwas schreiben könnte, das Ihnen besser gefiele? Soll ich ihn fragen? Die Weltwoche ist gewiß einverstanden, und ich selber habe nichts dagegen, daß eine andere Meinung gehört werde.

Nie werden Sie mir vorwerfen können, ich sei klein oder eng, oder gar gemein und niedrig.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Humm

1 Name aus Diskretionsgründen gestrichen auf ausdrücklichen Wunsch von H. H. Vgl. nachfolgenden Brief, PS.

156

8. Januar 1944

Lieber Herr Humm!

Nur um Sie über das Moralische zu beruhigen: ich habe Sie noch nie für unsauber oder unehrlich gehalten oder erklärt. Ich habe auch nicht »meine Freunde gegen Sie ins Feld geführt«, sondern ich habe Ihnen, weil es mir Pflicht schien, Mitteilung gemacht davon, daß Ihr »Annabelle«-Aufsatz bei vielen Leuten eine Art Anstoß erregt hat, und daß Ihre Rezension meines Buches mich in einem Grad, den ich nicht für möglich hielt, enttäuscht hat.

Das Wort »unsauber« fiel lediglich in dem Zusammenhang, daß es irreführend sei, wenn ein Rezensent über ein Buch, das er nicht gelesen oder nicht verstanden hat, Meinungen äußert und gleichzeitig in einem andern Blatt erzählt, daß er ein intimer Freund des Autors sei, denn dann, wurde gesagt, können arglose Leser ja glauben, die Ausführungen des Rezensenten müßten irgendwie den Auffassungen des Autors selbst entsprechen.

Also, zu Ihrer Beruhigung, versichere ich Ihnen aufrichtig, daß ich weiß, daß Sie in bestem Glauben gehandelt haben. Den Aufsatz der »Annabelle« fand ich zwar reichlich indiskret, aber ich fand mich leicht damit ab, erst als nach und nach immer mehr und immer heftigere Stimmen gegen jene Indiskretionen laut wurden, hielt ich es für richtig, es Ihnen zu sagen. Meine persönliche Enttäuschung über Ihr vollkommenes Vorbeilesen an meinem Buch ist wieder etwas für sich. Ich kann Sie da auch nicht belehren, will es auch nicht, da das Buch selbst Sie nicht belehrt hat. – Genug, jetzt lassen wir etwas Gras drüber wachsen.

Es grüßt Sie

Ihr H. Hesse

PS Ich vergaß, auf Ihren Vorschlag mit Herrn X einzugehen. Ich bitte Sie nachdrücklichst, Herrn X nichts zu sagen und weder von ihm noch von jemand andrem eine Besprechung des Buches zu veranlassen, woran mir nicht das mindeste liegt.

Was Herrn X betrifft, so verfolgt er mich seit Jahr und Tag mit dem Plan, ein Buch über mich zu schreiben, wobei ich ihm helfen soll. Ich habe seine Annäherungsversuche alle abgewiesen, und ihm von dem Buch dringend abgeraten, halte ihn auch nicht für den Mann, der über mich etwas Besonderes zu sagen hätte.

Da Sie aus einer andern Generation sind, bitte ich Sie eigens, auch diese Äußerungen über Herrn X als nur Ihnen gesagt zu betrachten, und keinerlei Gebrauch davon zu machen.

157

11. Januar 1944

Lieber Herr Humm!

Wenn Sie nur zwei Stunden lang die Augenschmerzen hätten, die bei mir nun seit Wochen, vielen Wochen, nicht aufhören, dann würden Sie Gnade üben und mir nicht Manuskripte zum Lesen schicken.

Ich habe das Ihre also gelesen, verstehe jedoch nicht, was es mit meinem Buch zu tun haben könnte. Wenn Sie mein Buch, weil Sie mit anderen Gedankengängen beschäftigt waren, nicht richtig lesen konnten, und statt über die Inhalte meines Buchs, eben über Ihre Gedankengänge anderer Art referierten, nun, dann haben Sie eben eine schlechte Rezension gemacht. Und das haben

Sie ja auch tatsächlich. Glauben Sie doch ja nicht, daß ich bei Ihnen mehr Lob, mehr Anpreisung, mehr Superlative erhoffe (der Superlativ vom letzten Klassiker ist schon schlimm genug) – durchaus nicht! Ich erwartete lediglich, daß Sie sehen würden, woher das Buch kommt und wohin etwa es zielt, daß Sie von seinen vielen Motiven wenigstens eins oder zwei oder drei erkennen und Ihren Lesern übermitteln würden.

Im übrigen durfte mein Buch, mit seiner spöttischen Einstellung zum feuilletonistischen Zeitalter, selbstverständlich nicht ausgerechnet bei den Feuilletonisten Verständnis erwarten. Wenn z. B. Diebold¹ ganz naiv gereizt darauf reagierte, so hat das mich keineswegs enttäuscht, sondern belustigt. Aber bei Ihnen, nun da war eben eine gewisse Freundschaft da, und das ist es auch noch, und die hat mich dazu verführt, von Ihnen ernster genommen werden zu wollen.

Wenn Sie mir einen großen Gefallen tun wollen, so setzen Sie diese völlig nutzlose Korrespondenz nicht fort! Ich bin bis zum Kaputtgehen überlastet.

Ich muß sonst bedauern, daß ich aufrichtig gegen Sie war.

Es grüßt Sie

Ihr H.

1 Bernhard Diebold (1886-1945), Schweizer Schriftsteller; Kritiker u. a. bei der »Frankfurter Zeitung«. Vgl. Anm. 3 zu Brief 154.

158

2. August 1944

Lieber Herr Humm!

Wir haben den »Carolin«¹ gleich begonnen und haben jetzt die erste Geschichte und den Zwischenbericht gelesen, jetzt müssen wir für 14 Tage einer Reise wegen unterbrechen. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß die Geschichte vom Gelehrten Carolin uns beiden ungewöhnlich gut gefallen, ja uns richtig entzückt hat. In Art und Ton sehr ans »Linsengericht«² erinnernd, ist sie doch anders und neu und beinah jeder Satz frisch, originell, elastisch. Das hat uns große Freude gemacht.

Addio, es grüßt Sie

Ihr H. Hesse

1 Das Buch war im Sommer bei der Büchergilde Gutenberg erschienen.

2 Der erste Roman R. J. Humms, 1928.

Lieber Herr Hesse,

ich weiß nicht, welchen Wert Sie Äußerungen beilegen, welche ganz einfache, ungebildete Leute über Ihre Bücher tun; aber neulich hörte ich eine, die so entzückend ist, daß ich sie Ihnen gern erzählen möchte. Es war während des letzten Dienstes im Luftschutz. Da haben wir einen Coiffeur, der sich, nebenbei gesagt, rühmt, die kleinste Coiffeurbude in ganz Zürich zu haben, und notabene keine Nazibude, sagt er, das habe er sich schon 1940 verboten – ein Mann in den Dreißigern, mit einer feinen, spitzen Nase, breiten Backen, lustig glänzenden Augen und den amüsantesten Einfällen, so gar nicht Figaro, sondern ein kerngesunder, netter Volkskerl. Nun, der setzte sich also neulich zu mir, und ich merkte, daß er mir etwas anzuvertrauen hatte. Er lese Bücher, sagte er mir, gute, zum Beispiel Cronins »Zitadelle«¹, das sei doch ein gutes Buch, oder nicht? Er habe nämlich eine Beziehung zu einem Buchhändler, den er sich schonen müsse, weil er sein Kunde sei; der verschaffe ihm gegen drei Franken monatlich alle Bücher, die er haben wolle. Kaufen könne er sie sich nämlich nicht. Nun, und neulich habe er ein ganz wunderbares Buch gelesen! Das »Glasperlenspiel« von Hermann Hesse. Das sei ein Buch! Schwierig zu lesen, zugestanden; er habe immer nur fünf, sechs Seiten lesen können, und nachher habe er das Buch weggelegt und sich die Seiten überlegt. Aber alle die feinen Betrachtungen, über Geschichte zum Beispiel, über die katholischen Klöster ... Er sei nämlich katholisch erzogen worden und das Klosterleben kenne er gut und davon zu lesen, habe ihm solchen Genuß bereitet; er könne es so gut nachfühlen, *wie es dem Hesse in Kastalien ergangen sei!*

Ist das nicht wunderbar? Ein Mann, der die »Zitadelle« ein gutes Buch findet; der glaubt, Kastalien gebe es wirklich und Sie seien dort gewesen, der ganz bestimmt nicht den zehnten Teil richtig versteht – und der doch auf seine naive Art ein inniges Vergnügen an dem Buch hat. Kein Grübler, keiner jener Spinner, die sich in das erste beste Buch vergucken, es um sich aufblähen und daraus nicht mehr herauskommen. Sondern im guten Sinn des Wortes: ein primitiver Genießer. Einer, der es ganz unschuldig köstlich findet.

Das machte mir die größte Freude, und darum berichte ich es Ihnen. Denn das Lob der Gebildeten sind Sie gewohnt. Aber daß auch die Gutartig-Primitiven von dem Buch etwas haben, das ihnen wichtig ist, das ist, glaube ich, einer der schönsten Triumphe Ihrer Kunst. Sie haben in dem Mann etwas bewegt, und ganz gewiß wird er das Buch später wieder lesen. Er sagte es nicht, aber ich fühlte es.

Uns geht es hier wie immer. Mein Bub ist im Jura, was ihn in seinem Vorwärtskommen schwer behindert. Seit zwei Monaten arbeitet er im Schauspielhaus. Ich selbst habe dies Jahr im ganzen 45 Dienstage hinter mir und wäre recht froh, wenn der Spaß bald ein Ende nähme, denn das schneidet doch jedesmal gewaltig ein. Nachher bin ich jedesmal für zwei Wochen dumm. Mir fehlt die Leichtigkeit der Umstellung, wie zum Beispiel Gasser², der jünger ist, sie in beneidenswertem Maße noch hat. Der mir übrigens neulich erzählte, er habe Sie besucht. An eigenen Arbeiten leiste ich nichts.

Ich muß Ihnen noch danken wegen der freundlichen Worte über den »Carolin«. Dem Buch geht's gut; trotz des Schweigens der großen Presse (die kleine hat es ganz nett besprochen) ist die Hälfte der Auflage schon verkauft, und bald, wie ich hoffe, die ganze. Ich wundere mich, warum die Züri- und die Nationalzeitung³ es noch nicht erwähnten. Aber es macht seinen Weg auch so. Und sobald Deutschland wieder frei und nicht gar zu gründlich zerstört ist, wird es seinen Weg noch besser machen. Übrigens verkaufen sich die Bücher in Deutschland noch immer recht gut. So erzählte mir Brupbacher⁴, daß das neue von Brentano über Schlegel⁵ schon ausverkauft sei. Brupbacher geht es schlecht. Er liegt seit vier Monaten im Roten Kreuz. Er hatte eine Prostata-Operation, und seitdem kommt er aus den Komplikationen nicht heraus.

Wir proben den »Belfagor«⁶ und werden ihn im Dezember auf-führen. Im Januar führen wir die »Mainacht« (nach Gogol) öffentlich auf, im neuen Marionettentheater an der Stadelhoferstraße – der Saal, der eine Zeitlang Hodlers⁷ Atelier war, soll noch heute dem Rosenbaum⁸ gehören . . .

Durch Gasser hörte ich, daß es Ihnen dies Jahr besser gehe als das vorige. Das hat mich gefreut. Ich wünsche, der Winter werde sich

freundlich erweisen und sende Ihnen und Ihrer Frau herzliche Grüsse.

Ihr Humm

1 Archibald Joseph Cronin (geb. 1896), engl. Erzähler; »The citadel«, 1937, deutsch »Die Zitadelle«, 1939.

2 Manuel Gasser, s. S. 139.

3 -zitig = Zeitung; gemeint sind die »Neue Zürcher Zeitung« und die »National-Zeitung«, Basel.

4 Fritz Brupbacher, Freund Humms, s. S. 83.

5 Bernard von Brentano (1901-1964), »August Wilhelm Schlegel«, eine Biographie, 1943, erw. 1949.

6 »Belfagor«, Puppenspiel nach der bereits früher erwähnten Novelle Machiavellis, siehe auch S. 224, 225.

7 Ferdinand Hodler (1853-1918), Schweizer Maler.

8 Wladimir Rosenbaum, einst Rechtsanwalt in Zürich. Erster Gatte der Schriftstellerin Aline Valangin.

160

November 1944

Lieber Carolin!

Ihr Brief mit der schönen Erzählung von dem glasperlenspiellesenden Coiffeur hat mich in Baden gefunden, wo ich teils der großen Müdigkeit, teils der Kälte wegen die ganze Zeit im Bett bringe, so daß ich mit Briefschreiben nicht nachkomme und Sie vorliebnehmen müssen. Da habe ich dieser Tage auch einmal wieder ein Gedicht geschrieben¹, und während ich dabei einmal im Zimmer spazieren blickte, fiel mir ein, daß ich einst im selben Zimmer und Bett die Gedichte »Nachtgedanken« und »Besinnung«² geschrieben habe, das erstere am Tag nach den ersten Pogromen und Synagogenverbrennungen in Deutschland.

An dem Coiffeur habe ich Freude gehabt. Haben Sie schönen Dank dafür von

Ihrem H. Hesse

Das neue Gedicht werden Sie vielleicht in der »Weltwoche« sehen, ich habe es Gasser geschickt.

1 Das Gedicht »Späte Prüfung«, das dann am 1. 12. 1944 in der »Weltwoche«, Zürich, erschien.

2 Am 20. 11. 1933 entstand das Gedicht »Besinnung«, ausgelöst durch ein Gespräch mit Otto Basler. Das Gedicht »Nachtgedanken« entstand am 27. 11. 1938.

Lieber Herr Hesse,

ich ließ Ihren Geburtstag verstreichen, weil ich Ihnen gern etwas geschickt hätte, das dann nie kam. Nichts Wertvolles, aber ein Zeichen. Beiliegende Blätter schrieb ich vor sechzehn Jahren, und sie kommen jetzt endlich zum Druck¹.

Ihre Betrachtungen über den Geroe-Teppich² habe ich erhalten und danke schön dafür.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 »Gleichnis«, entstanden 1929; erschien in dem Sammelband »Glimmer und Blüten«, 1945; siehe Anhang S. 269 ff.

2 H. H., »Über einen Teppich« (1945); enthalten in H. H., »Die Kunst des Müßiggangs«, kurze Prosa aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Volker Michels, Frankfurt/Main, 1973, S. 340 ff.

Der Teppich war eine Arbeit von Maria Geroe-Tobler, Nachbarin Hesses in Montagnola und mit ihm befreundet.

Lieber Herr Humm!

Sie können einen doch immer wieder überraschen und erfreuen. Ich habe Ihr »Gleichnis«¹, auch vom Persönlichen ganz abgesehen, mit dem größten Vergnügen gelesen, einmal und ein zweites Mal, das nicht das letzte sein wird. Wo wird es erscheinen? In einer Zeitschrift? Lassen Sie es mich wissen, ich möchte mir dann für einige Freunde einige Exemplare bestellen.

Ich danke Ihnen für Ihr Gedenken und für den zarten und nachdenklichen Genuß, den Sie mir bereitet haben.

Zu meinem Geburtstag war diesmal Freund Morgenthaler² bei uns, das war hübsch. Er war mehrere Wochen hier, um mich zu malen, und blieb dann für diesen Tag noch da, ließ auch seine Frau kommen.

Wir haben es gewaltig heiß und trocken, der Garten verschmachtet bis auf die Blumenbeete in Hausnähe, die gieße ich täglich, für weiteres Wassertragen reichen die Kräfte nicht aus, und auch das Wasser nicht.

Zum Geburtstag habe ich mir den Privatdruck³ gewünscht und bekommen. Nehmen Sie ihn freundlich auf.

Mit herzlichen Grüßen für Sie beide

Ihr H. Hesse

1 »Gleichnis«, in R. J. Humm, »Glimmer und Blüten«, a. a. O.

2 Ernst Morgenthaler (1887-1962), Maler, mit Hesse befreundet und in umfangreicher Korrespondenz. Morgenthaler hat Hesse mehrmals porträtiert. Vgl. auch H. H., »Ernst Morgenthaler« in H. H., »Gedenkblätter«, a. a. O., S. 241 ff., und E. Morgenthaler, »Ein Maler erzählt«, Diogenes Verlag, Zürich, 1957, S. 87 ff. und S. 147 ff.

3 H. H., »Zwei Aufsätze«, Privatdruck, Zürich, 1945, enthielt die Betrachtungen »Über Gedichte« und »Über einen Teppich«.

163

Zürich, den 19. Juli 1945

Lieber, sehr verehrter Herr Hesse,

in dem kleinen Deckel, den meine Madeline bemalt hat, hat über ein Jahr lang der Umbruch Ihres »Glasperlenspieles« gelegen, den ich heute jemandem geschenkt habe, der ihn sich binden lassen will. Das Buch besitze ich schon. Ich dachte, der hübsche Deckel würde Sie vielleicht freuen.

Das kleine »Gleichnis« wird im Herbst in einem Bändchen erscheinen, das der Bühl-Verlag herausgibt¹. Vielleicht druckt er mir einige Separata, die ich Ihnen dann zustellen werde. Ihre freundlichen Worte darüber taten mir wohl.

Eine Sache wollte ich Ihnen schon immer erzählen. Sie wissen doch, daß vor einem halben Jahr uns unser alter Freund Brupbacher² verlassen hat. Er lag ein halbes Jahr auf dem Krankenlager, und die letzten Monate hat er fast nur mit Ihren Gedichten verbracht. Einmal traf ich ihn, wie er in einem Buch las, das auf einem Turm von Kissen lag, und das er sozusagen umarmt hielt. Er wandte mir das alte, schöne Gesicht zu, schaute lächelnd wieder zum Buch und sagte: »Gerade las ich: Einmal, Herz, wirst du ruhn.« Auch das Letzte, was ihm seine Frau vorlas, war ein Gedicht von Ihnen. Ich hielt ihm dann die Grabrede und las hauptsächlich Gedichte von Ihnen. Er hatte sich auch gewünscht, daß Mozarts Kleine Nachtmusik gespielt werde. Mich hat selten ein Stück Musik so aufgerissen, denn es war so quecksilbrig lebendig, dieses kleine Stück Musik. Es paßte aber ganz zu ihm.

Wir haben hier sehr warm. Ich habe viel zu tun, fast zu viel. Gestern erlebte ich meine letzte Luftschutzbelustigung. Noch einmal mußte ich »antreten«, mußte mithelfen, ein ganzes unterirdisches Spital ausräumen, in dem ich, wenn Alarm war, manche halbe Nacht verbracht habe ... Nun liegt es kahl und leer im

Bauch der Erde. Gottlob war es das letztemal, daß wir ins blaue Gewand hinein mußten.

Im September kommt auch ein »Brief über die Novelle«³ heraus. Am 26. August wird unser »Tristan«⁴ als Hörspiel kommen. Ein anderes Puppenspiel ist auch schon in Vorbereitung, ein schönes Spiel, nach einer chinesischen Novelle: gegen den Krieg⁵. Der Text ist fertig. Mir machen diese kleinen Spiele viel Freude, auch das Zusammenspiel mit Freunden. Im Winter führten wir auch einen »Belfagor«⁶ auf, nach einer Novelle von Machiavelli.

Ein Buch habe ich in diesen letzten drei Jahren gemächlich übersetzt⁷ – es nimmt mich wunder, wie Sie es finden werden. Von Jules Vallès, einem Freund Courbets⁸, Revoluzzer und Kommunarde, ein Kerl mit einem ekligem Charakter, der aber einen plastischen Stil hat, wie selten einer. Ich habe Blut geschwitzt; es war manchmal fast nicht wiederzugeben. Es sind seine Lebenserinnerungen.

Das wären einige Nachrichten gewesen. Freund Brenner⁹ wird Sie nächstens um Ihre »Zwei Aufsätze«¹⁰ bitten. Ich finde den über das Gedichtelesen herrlich, und so voll versteckten Schalks. Ich hatte nur eine Befürchtung: falls Sie den Aufsatz in einer Zeitung erscheinen ließen, daß man Sie dann mit der Schaufel aus einem Berg¹¹ von schlechten Gedichten wieder würde ausgraben müssen . . .

Nun grüßt Sie herzlich

Ihr alter Humm

1 R. J. Humm, »Glimmer und Blüten«, a. a. O.

2 Fritz Brupbacher, s. S. 83, und R. J. Humm, »Aus alten Tagebüchern«, über Brupbacher und Hesse, Anhang S. 322 f.

3 R. J. Humm, »Brief über die Novelle«, mit einem Nachwort von P. A. Brenner, Bühl Verlag, Herrliberg-Zürich, 1945.

4 »Tristan«, Puppenspiel »Der Ritter zwischen Stern und Blume«, nach dem »Roman de Tristan« des französ. Romanciers Ch. M. Joseph Bédier (1864-1937); später zu einem Hörspiel umgearbeitet.

5 In Vorbereitung war das Puppenspiel »Freunde bis in den Tod« (unveröffentlicht).

6 »Belfagor«, siehe S. 224.

7 Jules Vallès (1832-1885), französ. Schriftsteller; das Buch »Jacques Vintgras«, das Humm für die Büchergilde Gutenberg übersetzte, ist nie erschienen.

8 Gustave Courbet (1819-1877), französ. Maler von revolutionärer Einstellung (Teilnahme am Kommune-Aufstand 1871).

9 Paul Adolf Brenner (1910-1967), Schweizer Lyriker.

10 H. H., »Zwei Aufsätze«, Privatdruck.

Lieber Herr Humm!

Damit Sie es für einen Augenblick etwas kühler haben, schicke ich Ihnen hier eine Winterlandschaft.

Danke für Ihren Brief. Auf das Buch von Vallès bin ich neugierig. Und bitte Sie dran zu denken und Ihren Bühl-Verlag um etwa zwei Dutzend Separata von jenen Seiten¹ zu bitten; da sie an lauter bewährte Bücherfreunde kämen, würden sie das Buch empfehlen helfen, übrigens würde ich ihm die kleinen Kosten für 20 bis 30 Abzüge auch gern ersetzen.

Wir sind von den vielen Wochen glühend heißer Dürre ganz krank, Ninon muß baldigst in die Berge. Morgen fahren unsre Gäste der letzten zehn Tage weg, mein Sohn Heiner mit Isa. Der Garten ist völlig verbrannt.

Was Sie mir von Brupbachers Lektüre erzählen, hat mir Brenner von seinem Freund Früh² auch erzählt, und ich nehme das gern als Rechtfertigung an. Denn es gibt auch andre Stimmen. Im Frühling schrieb mir ein Arzt in Solothurn, dessen ganz junger Sohn sich umgebracht hatte, daran sei ich mit meinem verfluchten, dekadenten Buch »Steppenwolf« allein schuld. Ich fand dieser Tage die Kopie meiner Antwort wieder und lege sie Ihnen als Kuriosum bei.

Herzliche Grüße von

Ihrem H. H.

1 R. J. Humm, »Gleichnis«, vgl. S. 236.

2 Huldreich Früh (1903-1945) Musiker und Komponist.

BEILAGE ZU DIESEM BRIEF:

Mai 1945

Sehr geehrter Herr,

Sie haben das begreifliche Bedürfnis gehabt, Ihren väterlichen Schuld-Anteil am Schicksal Ihres Sohnes auf einen andern abzuwälzen, und haben das in einem weder artigen noch klugen Brief an mich getan.

Von ebenso gesinnten Lesern und Vätern hat einst Goethe, mit dem ich mich sonst nicht von ferne vergleichen darf, ganz ähnliche Briefe über seinen »Werther« bekommen. Es war eine problematische, etwas dekadente Jugend vorhanden, in welcher Selbst-

morde vorkamen, und die Väter suchten nicht bei sich oder ihren Söhnen die Dekadenz, sondern in dem verfluchten »Werther«, welcher Dinge auszusprechen gewagt hatte, die man nach ihrer Meinung totschrveigen oder weglügen sollte.

Sie müssen die Verantwortung für meine Bücher (die unter Opfern entstanden sind, von denen Sie nichts zu ahnen vermögen) mir selbst überlassen, ich bin Ihrer Vorschriften nicht bedürftig. Hätten Sie die Sorgfalt aufgebracht, den »Steppenwolf« wirklich zu lesen und zu verstehen, so hätten Sie gesehen, daß er nicht die Geschichte eines Untergangs, sondern die einer Krise und Heilung, und daß der »Steppenwolf« kein Dekadenter, sondern ein Lebensfähiger ist.

So wie Sie mit den Werkzeugen und Methoden Ihres Berufes die physischen Leiden erkennen, aufdecken und anpacken müssen, so muß die Literatur jeder Epoche immer wieder den Mut haben, tiefliegende seelische Gefahren und Erkrankungen aufzuzeigen. Wer das tut, dem wird stets die Majorität der Bürger den Rücken zuwenden und unartige Briefe schreiben. So haben auch, genau nach Ihren Grundsätzen, die Nationalsozialisten fast die Hälfte meiner Bücher unterdrückt und verboten.

Sie haben mir Ihr vernichtendes Urteil über mein Buch mitzuteilen das Bedürfnis gehabt, und damit moralische Ratschläge für mich verbunden. Ich kann dem nur entgegensetzen: suchen Sie, verehrter Herr, die Schuld am Tode Ihres armen Sohnes nicht bei einem Buch, das er etwa gelesen hat, und das zehntausend andre ohne Schaden, sehr viele zu ihrem Nutzen gelesen haben; sondern fragen Sie sich, warum denn Ihr Sohn nicht zu seinem Vater kam, als er sich seiner Problematik nicht mehr gewachsen fühlte. Es fiel mir schwer, diesen Brief zu schreiben, da Sie in Trauer sind und Ihr Sohn meine Sympathie hat. Aber Ihr Brief forderte die Antwort, die ich ihm gebe.

Hermann Hesse

165

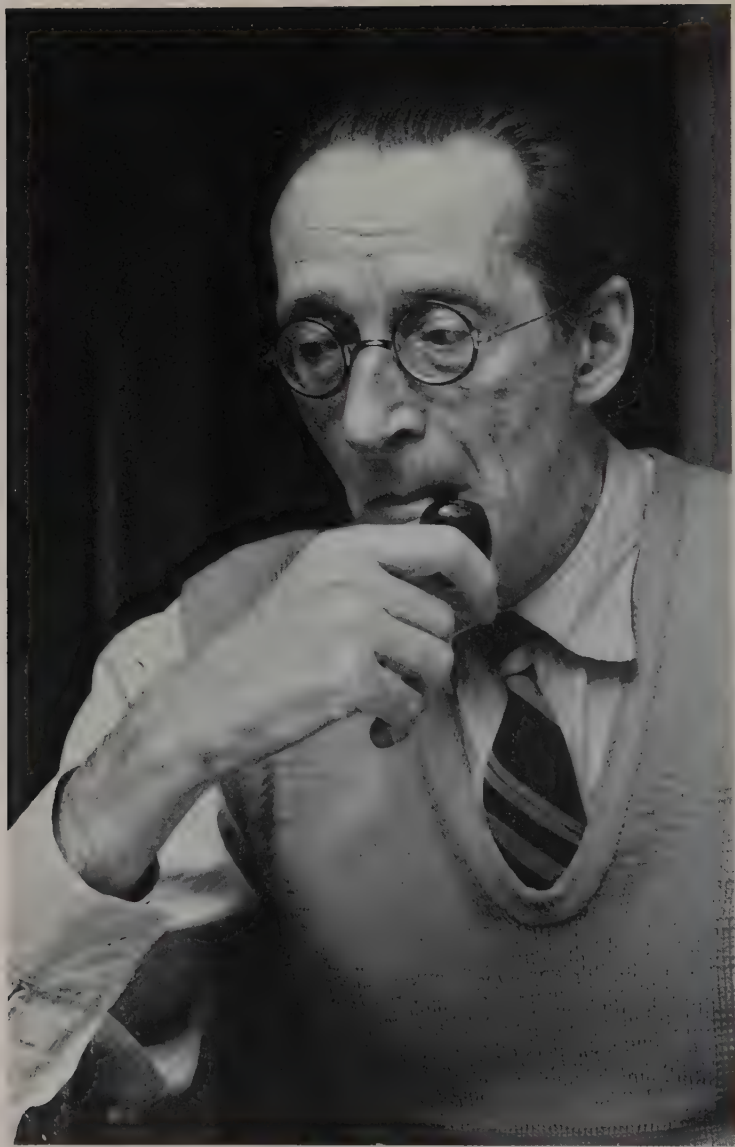
Zürich, den 30. September 1945

Lieber Herr Hesse,

sind die Tasten doch kalt! Wir haben hier seit einer Woche das elendeste Hundewetter; durch die Fingerspitzen dringt einem schon der Winter von der Maschine in den Körper. Nun, ich will



Hermann Hesse, um 1930.



Rudolf Jakob Humm.

versuchen, so tüchtig draufzuschlagen, daß sie warm werden. Vorgestern erreichte mich Ihr »Rigi-Tagebuch«¹ und gestern Ihre »Traumfährte«². Das »Rigi-Tagebuch« finde ich einen der lebendigsten, frischesten Aufsätze, die Sie geschrieben; er ist von einem neuen, jugendlichen Geist eingegeben, der einem aufs wunderbarste wohltut. Wie ein Eroberer stehen Sie dort oben! Und wie wunderlich hat es mich doch berührt zu denken, daß vielleicht gerade an dem Tag, wo Sie nach Vitznau hinunterschaute, ich auf einem Dampfer an Vitznau vorbeifuhr, um dann weiter oben in Buochs zu landen, wo Freunde mich erwarteten. Gleich am Tag darauf kam Regen, und das gleiche erzählen Sie in Ihrem Aufsatz. So bleibt es mir denn fürs Leben eingeprägt, daß ich an einem Tag im Sommer unten vorbeifuhr, während Sie oben, weit über mir, mit der Welt redeten.

Denn Ihr Aufsatz ist eine Rede an die Welt. Und so kühn hat man Vogel³ nie gesehen! Doch wenn ich Ihnen mit dem Freimut, den Sie an mir kennen, über zwei Punkte offen meine Meinung sagen darf, so täte ich's gern. Es brennen mich zwei Einwände, und die muß ich anbringen, gehöre ich doch der Welt an, der eine Äußerung gewiß erlaubt ist.

Der erste ist dieser: Im letzten Absatz erwecken Sie den Eindruck, als ob Ihre Korrespondenten aus Deutschland nur aus nationalistischer Verletztheit so negativ auf Jung⁴ reagiert hätten. Sie taten es aber gewiß auch aus Gerechtigkeitssinn; das geht aus dem Früheren hervor. So versteht man denn nicht recht, warum Sie die Frage plötzlich auf dieses Geleise schieben. Es ist ja nicht alles Nationalismus, was sich für ein Kollektiv einsetzt. Wenn ich z. B. in der Welt eine Meinung aufkommen sähe: »Alle Kerle, länger als 1 Meter 90, sind Galgenstricke!«, so wäre es ja von mir geradezu schäbig, wenn ich antworten würde: »Was mich betrifft, so glaube ich keiner zu sein; über die anderen weiß ich nicht Bescheid«. Auf einen generellen ungerechten Angriff müßte ich also mit einer generellen Verteidigung antworten; das erfordert schon der Gerechtigkeitssinn, und mein Einstehen für die Nation der Langen dürfte mir nicht als Nationalismus ausgelegt werden. Aber natürlich weiß ich nicht, was in den Briefen drin steht. Ich sehe nur, daß Sie sie ernst nehmen; also darf ich vielleicht doch folgern, daß sie gerechten Sinnes waren.

Der andere Einwand betrifft das Tao; vielleicht haben Sie es erwartet. Sind Ihre Korrespondenten wirklich noch nationalistisch verseucht, so gehören sie zu jenen Deutschen, denen das Tao zu predigen, ein bißchen gefährlich ist. Denn gerade solche Menschen, die noch in Schwulitäten sind, verfallen dann leicht einem beschränkten Tao, einem Pantoffel- und Blümchentassen-Tao; und anstatt wie große Chinesen benehmen sie sich wie kleine Schwaben. Man müßte ihnen darum im Gegenteil erklären, daß das Tao etwas ist, das man niemals ein für allemal hat, sondern das man durch Auseinandersetzung immer neu erringt. Genau so, wie Sie es ja durch Ihren Aufsatz so schön selber zeigen. Denn Sie haben schließlich Jungs Aufsatz und die Reaktion Ihrer Korrespondenten an sich herankommen lassen, haben dieses Stück Verkehrtheit nicht von sich gewiesen, haben sich durch es aufregen und anregen lassen, und haben damit Ihr Tao auf eine neue Höhe gebracht und dort stabilisiert; Sie haben ein Rigi-Tao gewonnen. Das müßte man aber den Leuten sagen. Man müßte ihnen erklären, daß es zwei Taos gibt: Es gibt das Tao des Kruges, in den nie ein Tropfen neues Wasser fällt und dessen Oberfläche immer blank und friedlich ist. Doch gibt es daneben das Tao des Kruges, den man ins Leben so hineinstellt, daß hin und wieder doch ein Tröpfchen hineinhüpft, das die Oberfläche beunruhigt und in Wellen bewegt, die hin- und widerlaufen, bis dann neue Ruhe eintritt, auf einer neuen Ebene, die ein bißchen höher liegt als die vorige, eben weil das Gefäß einen Tropfen Substanz mehr enthält. Und das ist das wahre Tao. Ich weiß, daß es auch das Tao ist, wie Sie es begreifen; aber in Ihrem Aufsatz machen Sie es nur dem deutlich, der weiß, wodurch das Entstehen eines Aufsatzes bedingt ist; während der naivere Leser vielleicht auf den Gedanken geraten könnte, daß es mit dem Stillehalte-Tao, mit dem unfruchtbaren Beiseitestehen- und Nichts-an-sich-herankommen-lassen-Tao schon getan sei.

Der produktive Mensch vergißt oft, daß das produktive Verhalten nicht die Gabe aller ist; sondern eine Sache, auf die extra hingewiesen werden muß. Darum meine Sorge, die guten Deutschen könnten den Schluß Ihres Aufsatzes mißverstehen.

Auch mich erreichten kürzlich Nachrichten aus Deutschland; darunter der Brief eines Freundes, der zehn Jahre im KZ war, dann

nach der Schweiz floh, und dem als Vergeltung dafür die Eltern, die Schwester, die Braut und einige Freunde erschossen wurden. Dieser arme Mensch, der auch ein sehr lesbares Buch über seine Gefangenschaft geschrieben hat, das nächstens bei Oprecht erscheinen wird⁵, schreibt mir, er sei ganz zerrissen zwischen dem Bedürfnis, sich zu finden, und der Angst vor dem, was er in sich finden könnte. Er meint damit wohl die Angst vor den Gespenstern und dem Gewissen, da es ihm anscheinend nicht klar wird, ob er recht daran tat, zu fliehen. Er stürzt sich in die Arbeit und versucht, sich mit ihr zu betäuben. Aufsätze wie jener von Jung bereiten ihm dabei allerdings die geringste Sorge. Gerade seine Aktivität von heute und während der ganzen zehn Jahre und schon früher, macht ihn vollständig immun gegen die Aufregung über die These der Kollektivschuld. An den kommt sie wirklich nicht heran; eben weil er aktiv war und ist und am besten weiß, wie absurd sie ist. Er hat es durch sein Beispiel bewiesen und findet es durch das Beispiel hunderter und tausender Kameraden bestätigt. Er hat also das Tao, hinsichtlich dieser Frage, durch die Aktivität gefunden.

Ich fürchte aber, aus Ihrem Aufsatz werden viele Deutschen folgern, sie müßten kontemplativ werden. Das hätte aber zur Folge, daß die anderen, die Bösen, um so aktiver würden; und wir hätten das alte deutsche Schauspiel von den Guten, die sich nicht regen, und den Bösen, die mit dem Teufel um die Wette rennen.

Erinnern Sie sich an das Buch von Hettner⁶, das Sie mir vor vielen Jahren empfahlen? Ich habe es mir damals gekauft. Aus diesem Buch lernte ich am deutlichsten, wie alle unsere modernen Humanitätsideen uns aus England kamen, einem Land, in dem die Guten aktiv wurden, sich politisch rührten, sich mit der Umwelt und ihrer Borniertheit positiv auseinandersetzten. Wenn also Ihre Korrespondenten sich über den Anwurf einer Kollektivschuld aufregten, und dies nicht aus Nationalismus taten, so sollte man sie nicht allzu früh auf die Beschaulichkeit hinlenken; denn eben diese Aufregung könnte fruchtbar werden und dem Land guttun. Und wichtiger, als daß der nicht große Einzelne in Deutschland das Tao finde, erscheint mir, daß das ganze Volk es endlich erobere.

Anders gesagt: Sie geben ein Rezept, das nur für Auserlesene gilt, und das diese Auserlesenen wieder gefährden könnte, einmal weil

die Nichtauserlesenen, auf die das Rezept nicht paßt, verwahrlosen würden, und dann, weil die Auserlesenen gerade in Befolgung dieses Rezeptes es unterlassen würden, auf jene Einfluß zu gewinnen und sie aus der Verwahrlosung herauszureißen.

Aus Ihrem Aufsatz leuchtete mir bis fast zuletzt ein neuer Geist entgegen, ein frischer Hauch, als ob Sie kühn ins Wirkliche eingreifen, als ob Sie wieder jung geworden wären und ganz von vorn anfangen wollten. Aber gegen Schluß, ganz gegen Schluß gibt es einen Kurzschuß, einen zu frühen Hinweis auf die Innerlichkeit. Gewiß sagen Sie: sie könnten mitten im Elend etwas haben und *erleben*, das sie weiterbrächte; aber Sie beschränken diese Erlebnismöglichkeit auf viel zu Wenige. Und der Schluß, der sich einem aufdrängt, ist der, daß Sie an das deutsche Volk, das Sie verteidigen, selbst nicht glauben, und daß Sie Ihre schöne Mahnung an die Nichtdeutschen wieder aufheben.

Fragen der Gerechtigkeit gehen eben nicht die Auserlesenen allein an, sondern die Menschen im allgemeinen. Bei diesem allgemein Menschlichen muß man bei den Deutschen ansetzen.

Aber ich habe Sie schon zu lange aufgehalten. Mögen Sie aus diesem Brief wenigstens die Überzeugung gewinnen, daß ich Ihren Aufsatz nicht teilnahmslos gelesen habe, sondern Ihr Tao hat mich aufgetaot, und wenn ich diesen Brief weglege, taue ich sicher ein auf einer höheren Ebene!

Herzlichen Dank und Grüße

Ihr Humm

1 H. H., »Rigi-Tagebuch«, Privatdruck, Bern: Stämpfli, 1945, siehe Anhang S. 323 ff.

2 H. H., »Traumfährte«. Neue Erzählungen und Märchen, Zürich 1945; enthalten in WA 6, S. 339-479.

3 »Vogel« nannte Frau Ninon H. H.

4 C. G. Jung (1875-1961), Psychologe und Psychiater.

5 Friedrich Schlotterbeck, »Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne«, Europa Verlag, Zürich/New York, 1945.

6 Hermann Hettner (1821-1882), Kunst- und Literaturhistoriker; schrieb eine Geschichte der englischen, französischen und deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Erste, nicht abgesandte Version seines Antwortbriefes, die sich in Hesses Nachlaß fand:

166

[ca. Oktober 1945]

Lieber Herr Humm!

Schade, ich habe also alles wieder einmal falsch gemacht. Manchmal beneide ich Sie wirklich, im Ernst, um Ihre Sicherheit und Ihr gutes Gewissen, um Ihr haarscharfes Wissen darum, was Recht und Unrecht ist, was der andre gut, was er schlecht macht.

Ich, ein Einzelner, einerlei ob man mich als »groß« (wie Sie es ausdrücken) oder mehr als pathologisch nehmen will, ich habe niemals, keine Stunde im Leben, solche Kenntnisse gehabt wie Sie, und war nie fähig, der Richter und Korrektor anderer zu sein. Ich habe, was ich erlebt und dabei gedacht habe, je und je mitgeteilt, nie aber im Glauben, ich spreche damit Maximen oder gar Axiome einer Weltgerechtigkeit aus, sondern – darin bin ich doch weniger dumm, als Sie mich sehen – ich wußte dabei stets genau, daß ich da als Einzelner spreche, nicht als Funktionär einer objektiven Wahrheit, nicht als Prediger einer an sich glaubenden Organisation und Doktrin.

Ich wußte und weiß dabei auch, daß ich damit keinen Schaden anrichten kann, wie ich mich ja in meinem Rigitagebuch keineswegs, wie Sie falsch herausgelesen haben, ans deutsche Volk wende, sondern an eine ganz bestimmte, sehr kleine Elite, eine Schicht von Einzelnen, Individualisten wie ich selbst, und die wissen genau, was ich meine und was sie damit anfangen können.

Wenn ich so viele Zweifel habe und über Gerech und Ungerech nicht so göttlich Bescheid weiß wie Sie, so weiß ich dafür doch: mit meiner Methode, den Menschen nicht Doktrinen und vermeintlich exakte Wahrheiten, sondern Erlebtes, Subjektives, also nicht »Wahres«, wohl aber Wirkliches mitzuteilen – mit dieser Methode bleibe ich vielleicht in Ihrem Sinn erfolglos und rede in den Wind (was aber auch nicht stimmt, denn ich weiß aus tausend Briefen und Gesprächen um die Art der Wirkung, die mir möglich ist) –, aber dafür bin ich auch sicher, daß um meinet- und meiner Wahrheit und Art willen nie ein Mensch oder gar ein Volk verfolgt, daß meine Lehren nie von Polizei, Justiz und Armee durchgeführt werden, sei es im Sinn Stalins des Weltgerechten, oder des Bundes-

rats Steiger¹, der nicht minder genau um die Gerechtigkeit weiß. Es wird auf meinem Wege, lieber Humm, kein Blut vergossen und keine Gewalt getan, wohl aber auf dem Ihren, auf dem Wege des Anspruchs auf unbedingte Wahrheit, wie sie jede Partei, jedes Volk, jede politische Organisation für sich in Anspruch nimmt und mit mehr oder weniger Gewalt durchzuführen sucht. Das ist der Vorzug meiner Art und meines Weges. Darum habe ich den Lesern, für die jene Zeilen bestimmt waren, nicht ewige Wahrheiten mitgeteilt, sondern etwas von dem Wenigen, was ich selber erfahren habe. Es war das Erlebnis der Lösung vom Nationalen, das mir der erste Krieg brachte.

Es ist genug, solch ein Brief kostet mich unsinnig viel, viel mehr als er wert ist, viel mehr als man an ein Gespräch mit einem wenden sollte, der ja nichts Persönliches erfahren will, sondern in der Mathematik der Weltgerechtigkeit zu Hause ist und, fürchte ich, nur Formeln lesen kann, nicht wirkliche menschliche Worte.

Es grüßt Sie

Ihr alter H.

1 Bundesrat Eduard von Steiger (1881-1962), erkonservativer Politiker, damals Chef des Eidgenössischen Justiz- und Polizei-Departements.

Zweite, abgesandte Version der Antwort Hermann Hesses:

167

5. November 1945

Lieber Schwieriger!

Als Sie mir neulich das Rigitagebuch zerpfückten und mir sagten, daß ich ungefähr alles verkehrt gemacht habe, konnte ich nicht antworten. Ich bin nie so gescheit gewesen wie die meisten Leute, die über Gut und Böses so genau Bescheid wissen, ich war immer ein Einzelner, habe mich immer und immer an den einzelnen Menschen, nie an Mengen, gewendet, und was ich ihnen geben konnte, waren immer nur meine eigenen, ganz persönlichen Erlebnisse und Funde. So im Rigitagebuch das mit dem Nationalismus. Die Deutschen verstanden das besser, sie haben fast gierig drauf reagiert. Die Amerikaner sind auch gar nicht mit mir zufrieden, das können Sie aus dem beigelegten Brief sehen, den ich gelegentlich zurückerbitte¹.

Und nun ist Ihr liebenswertes neues Buch² gekommen, und dazu die Separatabzüge³, für die ich Ihnen im Namen derer, die sie empfangen werden, schönen Dank sage. Das Buch hat sich mit meinem neuen, der »Traumfährte«, gekreuzt, ich hoffe, auch Sie finden in meinem Buch einiges Lesenswerte.

Herzlich dankt Ihnen und denkt Ihrer

Ihr H. Hesse

1 Es handelte sich dabei um ein Schreiben der »Press & Publication Section of the Twelfth U. S. Army Group«. Der Schriftsteller Hans Habe (* 1911), damals Chief Editor der in der amerikanisch besetzten Zone erscheinenden deutschen Zeitungen, hatte Hesse in diesem Brief vom 8. 10. 1945 vorgeworfen, nicht wie Thomas Mann, Stefan Zweig und Franz Werfel Anklagen gegen das NS-Regime »in den Äther hinausgeschrien«, sondern statt dessen in »vornehmer Zurückgezogenheit im Tessin gesessen« zu haben. Anlaß zu dieser Behauptung war Hesses Verweis, daß sein Gedicht »Dem Frieden entgegen« in Habes Zeitungen ohne Rückfrage und ohne die beiden letzten, die Quintessenz des Gedichtes enthaltenden Zeilen abgedruckt worden war. Hesse bezeichnete diese Verstümmelung als »Barbarei«, Anlaß für Hans Habe, Hesse über die Barbarei der jüngsten Vergangenheit zu belehren mit dem Schluß: »An eine Berechtigung Hermann Hesses, noch jemals in Deutschland zu sprechen, glauben wir jedoch nicht.« In späteren Stellungnahmen hat Habe die Zusammenhänge immer anders und widersprüchlich kommentiert. (Vgl. dazu Hans Habe, »Die deutsche Presse im Jahre Null«, »Die Weltwoche« v. 19. 11. 1965; »Hermann Hesse und das Hitler-Reich«, »Aufbau«, New York v. 2. 8. 1968 und »Erfahrungen«, 1973, Walter Verlag, S. 149 ff.) Doch ist sein Brief vom 8. 10. 1945 erhalten und somit eine unmißverständliche Rekonstruktion des Falles möglich.

2 R. J. Humm, »Glimmer und Blüten« a. a. O.

3 Von Humms Betrachtung »Gleichnis« vgl. S. 239.

168

6. November 1945

Lieber Herr Humm!

Schön und lieb ist Ihr neues Buch¹. Ich lese sehr langsam, habe aber schon drei Viertel zu mir genommen.

Auch habe ich an 14 oder 15 Leute je eine Postkarte geschrieben, auf der ich ihnen riet, sich Ihr Buch zu besorgen oder zur Weihnacht zu wünschen, und es werden höchstens zwei darunter sein, die es vielleicht nicht tun.

Eine süddeutsche Zeitung schreibt mir, man habe dort das Rigtagebuch mit Beifall gelesen, man würde auch gern Teile daraus abdrucken, aber von gewissen Teilen der Bevölkerung könnte mein Text als Ermunterung zum Widerstand gegen die Besetzungsmächte aufgefaßt werden, und ob ich für sie nicht das gleiche

nochmals, aber harmloser, schreiben möchte. So kompliziert und schwer verständlich ist die Welt, voller Kunkelgassen.

Herzlich grüßt Sie

Ihr H. Hesse

1 »Glimmer und Blüten«.

169

Zürich, den 7. November 1945

Lieber Herr Hesse,

ich danke Ihnen für den amerikanischen Brief¹. Sehr geschickt, den Mann der Barbarei zu zeihen, war es nicht gerade; mich wundert's nicht, daß er wild geworden ist. Er scheint ein deutscher Emigrant zu sein, der beim Jahr 1933 stehengeblieben ist, und obendrein von der Sorte, der es Spaß macht, sich in einem kurulischen Stuhl als Rindvieh darzustellen. Aber von Ihnen war es doch nicht sehr klug, Ihr rotes Tüchlein vor ihm hin und her zu schwenken. Geben Sie doch zu, daß Sie ihm haben sagen wollen: »Ihr Amerikaner seid Barbaren, und Sie persönlich sind ein Hornochse, und ihr könnt alle miteinander wieder nach Amerika gehen!« Das konnte er natürlich nicht auf sich sitzenlassen. Das mit dem »Betrachter des ungewissen Ausgangs« ist eine böswillige Insinuation, die nur diesen Panduren kennzeichnet. Wenn Sie wollen, trete ich dagegen auf, aber nicht ihm gegenüber, das ist unter Ihrer Würde; wohl aber beim amerikanischen Presseattaché in Bern, der ein gebildeter Mann ist, und dem auf eine manierliche Art allerhand klarzumachen, auch prinzipiell ganz nützlich wäre.

Mit den Amerikanern hätten Sie es also verdorben. Trösten Sie sich mit den Engländern und den Franzosen! Über die Engländer habe ich von drei verschiedenen Seiten die gleichen Nachrichten. Es geht ihnen gar nicht gut, sie sind sehr arm geworden, entbehren alles, von der Nähnadel bis zum Kochgeschirr, das Essen sei überaus knapp, und London viel ärger zerstört, als man wisse. Aber die Engländer trügen es mit wunderbarer Würde. Man hört denn auch nichts von einer englischen Elendspropaganda, und auch in ihren Briefen verlieren sie kein Wort darüber, die Nachrichten habe ich von Schweizern. Es ist ein stolzes Volk. Ich glaube auch nicht, daß Sie von einem Engländer je einen Brief bekommen

hätten wie der von diesem Mister Habe. Wer ist der überhaupt? Und was hat er schon viel geleistet, daß er diesen Ton anschlagen darf? Eine Null, die sich bläht.

Mir schrieb ein Deutscher aus dem Reich auf meinen Brief an Lindsay² hin: »Die geistigen Bedürfnisse, aber auch die geistigen Kräfte sind eigentlich ungebrochen aus diesem Krieg hervorgegangen, und Sie werden sehen, daß es keine leeren Hoffnungen sind, wenn ich einen bedeutenden Aufschwung geistigen Lebens und geistiger Produktivität voraussage.« Wir wollen das Beste hoffen, aber mir kommt's doch vor, der Mann mache sich ein bißchen Illusionen ...

Herzlich, immer

Ihr Humm

PS Beiliegend auch eine Abschrift eines anderen Briefes von Thomas Mann³.

1 Brief von Hans Habe, vgl. S. 247, Anmerkung 1.

2 In seinem in der »Weltwoche« vom 12. 10. 1945 erschienenen Artikel »Sind wir Schweizer unglücklich?« war Humm auf das in der vorangegangenen Ausgabe dieser Zeitung wiedergegebene Interview mit dem jungen englischen Parlamentarier Kennedy Lindsay zu sprechen gekommen.

3 Dieser Brief ist nicht erhalten. Hesse hatte Humm zuvor ebenfalls eine Kopie von Thomas Manns Stellungnahme zu Hans Habes Attacke gesandt. Vgl. die erweiterte Neuauflage des Briefwechsels zwischen H. H. und Thomas Mann, Frankfurt am Main, 1975, a. a. O., S. 162 ff.

170

10. November 1945

Lieber Herr Humm!

Danke für Ihren Brief und den von Thomas Mann. Wegen seines Briefes an Molo und den von ihm zitierten Äußerungen von mir ist nun richtig in Deutschland auch schon wieder eine Hetze gegen ihn und mich im Gang¹. Ich hoffe, diesem Affentheater nicht lang mehr zusehen zu müssen, ich habe mehr als genug.

Wer der »amerikanische« Captain in Bad Nauheim ist, der mir so gemein schrieb, weiß ich nicht, wohl aber, wer sein Vater war. Es war ein Herr Bekessy, der vor Jahrzehnten in Wien eine Revolver- und Erpresserjournalistik großen Stils betrieb, einer der gefürchtetsten Pressepiraten seiner Zeit. Gegen ihn hat der große Wiener Don Quichotte Karl Kraus einen langen und erbitterten

Kampf geführt, der damit endete, daß Bekessy Wien schmachlich verlassen mußte.

Es grüßt Sie

Ihr H. Hesse

1 Am 4. 8. 1945 hatte in der »Münchener Zeitung« der Schriftsteller Walter von Molo einen offenen Brief an Thomas Mann gerichtet, in dem er ihn zur Rückkehr nach Deutschland aufforderte. Thomas Mann antwortete in einem offenen »Brief nach Deutschland«, den die Deutsche Allgemeine Nachrichtenagentur übermittelte (gekürzt in »Süddeutsche Zeitung« Nr. 2 vom 9. 10. 1945, ungekürzt in T. M.: Briefe II 1937-1947, a. a. O., S. 441 ff.). Er gedenkt in diesem Brief auch seiner 1933 mit Hesse geführten Gespräche. Siehe Anhang S. 326.

171

Zürich, den 22. November 1945

Lieber Herr Hesse,

ich habe Ihnen noch nicht für die guten Worte gedankt, die Sie mir über mein Büchlein sagten. Sie waren ein feines Räuchlein aus Ihrem Garten und taten mir, und auch meiner Frau sehr wohl.

Inzwischen erhielt ich das Büchlein über die Weltliteratur¹. Der erste Aufsatz war mir bekannt. In den beiden anderen fand ich einen neuen Ton; besonders im zweiten, wenigstens (schien es mir) bis zur Hälfte: es war wie der elastische Schritt eines jungen Barons, der geschwind durch den Garten geht. Dieses Schnelle, dieses Obenhin, und Leichte, war mir an Ihnen neu.

Ich habe einen Vortrag² und ein Novellchen³ fertig gemacht. Von der Novelle weiß ich nicht, ob es eine ist; sie erscheint nächstens in der »Weltwoche«, so sie den Göttern genehm ist. Der Vortrag, den ich in St. Gallen halten werde, nennt sich »Im Garten Epikurs«. Epikur erscheint mir in einem Garten in Zürich und begrüßt mich als den Menschen eines glücklichen Zeitalters. Diese kuriose These verfißt er glaubhaft. Er zeigt mir, wieviel trostloser seine Zeit war; und erklärt mir, es sei doch wunderbar, daß die Regierungen heute aufpassen müßten, nicht in eine Gasspirale verwandelt zu werden. Er sagt: das Größte wird durch das Kleinste in Ordnung gebracht werden, der Planet durch das Atom. Und er freut sich natürlich, daß er schon immer die Atome geliebt hat.

Den Habe'schen Brief habe ich mir abgeschrieben und zeige ihn jedem, der ihn sehen will. Man ist empört. Aber ich denke, es wird sich einrenken. Kleiber⁴ hat ja sehr klug geschrieben, und mustergültig.

Das beiliegende Broschürchen⁵ wird Ihnen vielleicht Freude machen. Was Brenner am Schluß schreibt, ist Unsinn; ich hab's ihm geschrieben. Mit dem Wölfflin⁶ hätte ich nichts zu tun. Und daß sich das polemische Element vom träumerischen trennen lasse, könne man unter Freunden erörtern, aber nie dürfe man den Spießbürgern schwarz auf weiß die Konzession machen; das sei ja ihre Lieblingsthese, mit der sie nur den Provinzialismus in unserem Land aufrecht erhielten. Ich bin also nicht schuld an der Gipsfigur. Ich dachte, er wolle ein paar biographische Daten sammeln.

Kennen Sie das Buch »Patroklus« von Frau Schehila⁷? Ich finde es wunderschön. Und ein anderes aufregendes Buch las ich neulich: »Jane Eyre« der Charlotte Brontë⁸.

Uns geht es hier wie immer. Neulich flog ein Stück meiner Zimmerdecke herunter; es sah sehr bombardiert aus, wir hatten die Gipsen, und nachher eine lange Putzerei. Und im Novembernebel stecken wir auch schon tüchtig. Und vorhin waren drei Berliner zum Tee da, die einander nach Jahren wieder begegneten. Das war, sie sagten es selber, wie ein Gespräch der Napoleonischen Zeit über das ancien régime. Sie weinen alle dieser Stadt nach, die sehr lebendig gewesen sein muß.

Kannten Sie Greiner⁹? Seine Tochter ist eine unserer begabtesten Sprecherinnen auf unserer Marionettenbühne. Wir sehen sie oft. Das neue Stück¹⁰ ist jetzt fertig (die Puppen), und die »Pro Helvetia« hat uns geholfen, und jetzt erwarten wir den Bescheid des Theaterbesitzers, dann führen wir es auf. Es ist nach einer chinesischen Novelle.

Und so wird halt gearbeitet.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 H. H., »Eine Bibliothek der Weltliteratur« (1927), erste Einzelausgabe 1929 als Band 7003 von »Reclams Universalbibliothek«, durfte während des »Dritten Reiches« nicht nachgedruckt werden. 1946 erschien es erstmals wieder – erweitert um die Betrachtungen »Magie des Buches« und »Lieblingslektüre« im Werner Classen Verlag, Zürich, danach wieder als Einzelausgabe bei Reclam.

2 »In Epikurs Garten«. Diskurs über die Atombombe; in »Neue Schweizer Rundschau«, Juli 1946.

3 »Das Schneckenhaus«, in »Die Weltwoche« vom 7. 12. 1945. Auch aufgenommen in die Anthologie »Die Reise zum wonnigen Fisch«, Wien, 1960.

4 Otto Kleiber (1883–1969), Feuilleton-Redakteur der Basler »National-Zeitung«.

5 »das beiliegende Broschürchen«: R. J. Humm »Brief über die Novelle« mit einem Nachwort von P. A. Brenner, Bühl Verlag, Herrliberg-Zürich, 1945.

6 Heinrich Wölfflin (1864-1945), Schweizer Kunsthistoriker.

7 Das Buch war Humm geliehen worden; weitere Angaben nicht mehr möglich.

8 Charlotte Brontë (1816-1855), engl. Schriftstellerin, die älteste der drei Brontë-Schwwestern und die erfolgreichste zu Lebzeiten. »Jane Eyre« (3 Bde.), 1847.

9 Leo Greiner (1876-1922), österreichischer Lyriker und Dramatiker. Mitbegründer des Kabaretts »Die elf Scharfrichter«.

10 Das Puppenspiel »Freunde bis in den Tod« (unveröffentlicht).

172

23. November 1945

Lieber Herr Humm!

Ausnahmsweise mach ich den Versuch, Sie als Rezensenten zu werben. Von Emmy Ball erschien in Luzern im Verlag Josef Stocker ein Buch Legenden, »Das irdische Paradies«. Da sie es so sehr nötig hat, möchte ich Sie bitten, wenn möglich etwas für ihr Buch zu tun.

Herzlich grüßend

Ihr H. Hesse

173

24. November 1945

Lieber Herr Humm!

Gestern habe ich einen mir befreundeten Mitkurgast in die Buchhandlung geschickt, damit er sich Ihr neues Buch kaufe. Heut kam Ihr Novellenbrief¹, auf dessen Lektüre ich mich freue, vielleicht komme ich noch hier² dazu. Da ich fast immer im Bett liege, ist es wahrscheinlich. Unter viel andrer Lektüre habe ich auch die »Jane Eyre«³ mit und bin schon bei den letzten Seiten. Ein ganz famoses Buch. Es gehörte zu denen, für die einst meine Mutter als junges Mädchen schwärmte, aber ich konnte viel zu wenig Englisch, um es früher zu lesen.

Der zweite Aufsatz in meiner »Weltliteratur« ist im Jahr 1930 geschrieben, beim jetzigen Neudruck blieben nur wenige Sätze weg, weil das Ding ursprünglich für Deutschland bestimmt war.

Der Garten Epikurs⁴ wird dann hoffentlich auch bald gedruckt, er soll an mir einen guten Leser haben.

Daß die Geschichte mit dem Brief des amerikanischen Presse-Offiziers⁵ an die Öffentlichkeit kam, und zwar durch die mir unbegreifliche Indiskretion meines Sohnes, brachte mir eine Unmenge Verdruß, Belästigung und Arbeit.

252

Das Buch »Patrokles« kennt meine Frau, ich schenkte es ihr bei seinem Erscheinen, und wir sind mit einer Freundin der Autorin befreundet.

Sie fragen, ob ich Greiner gekannt habe. Sie meinen doch Leo Greiner⁶? Gekannt habe ich ihn nur flüchtig, er war einmal mit Georg Müller⁷ in Gaienhofen⁸. Aber hochgeschätzt und geliebt habe ich ihn stets und von seinen Büchern die »Chinesischen Abende« und die »Altdeutschen Novellen« seinerzeit in meinen Literaturberichten sehr gerühmt.

Addio, es grüßt Sie beide

Ihr H. Hesse

1 R. J. Humm, »Brief über die Novelle«.

2 H. H. war zu dieser Zeit in Baden.

3 »Jane Eyre« von Charlotte Brontë.

4 Vortrag von R. J. Humm, siehe S. 251.

5 Hans Habe.

6 Siehe S. 252.

7 Georg Müller (1877-1917), Verleger; gründete 1903 den »Georg Müller Verlag« in München (1932 mit dem Verlag Albert Langen vereinigt).

8 Gaienhofen am Bodensee, wo Hesse von 1904 bis 1912 lebte.

174

Dezember 1945

Lieber Herr Humm!

Ehe ich wieder heimfahre und von allerlei Arbeit empfangen werde, möchte ich Ihnen noch für den Novellenbrief¹ an die Figur danken. Den habe ich in meinem Zimmerchen in Baden aufmerksam und mit großem Genuß gelesen, im selben Zimmerchen und Eisenbett, wo ich schon seit vielen Jahren Nächte und Tage gelegen, gelesen und geschrieben habe. Sie kennen es aus dem »gestohlenen Koffer«².

Ihre saubere, runde, vollkommene Definition der Novelle, mitten im Untergang des Menschentums, des Denkens und der Sprache ist eine lebenswerte schöne kleine Insel der Besinnung und Reinlichkeit, eine Stunde auf ihr zu verweilen, ist Friede und Wohltat.

Herzlich grüßt Sie

Ihr H. Hesse

1 Siehe S. 251.

2 H. H., »Der gestohlene Koffer« (1944); enthalten in H. H., »Späte Prosa«, Frankfurt/Main, 1951, und WA 8, S. 393.

Lieber Herr Humm

In der Silvesternacht, gleich nach dem Mitternachtsläuten, wird Radio Basel eine Ansprache senden, die zwar nicht von mir gesprochen wird, deren Text aber von mir ist¹.

H. Hesse

1 H. H., »Ansprache in der ersten Stunde des Jahres 1946«, Privatdruck 1946; enthalten in WA 10, S. 538.

Lieber Herr Hesse,

es war in diesen Tagen so viel los (und ist es jetzt noch), daß ich nur schnell ein Minütchen herausquetschen kann, um Ihnen einen Neujahrsgruß zu schicken, an dessen Schwänze und Füße meine ganze Familie sich hängt, Ihnen und Frau Ninon die besten Wünsche zu sagen. Es wird eine große Sache sein, heute nacht, mit Ihrer Radiobotschaft an das deutsche Volk¹! Namentlich, da Ihnen doch dieser Habe das »Sprechen« verbieten wollte²! (Der Zusammenhang fiel mir erst neulich ein). Wir werden Sie hören; wir haben heut abend eine kleine Silvestergesellschaft bei uns, und einer unserer Freunde wird einen Radioapparat mitbringen. Ich werde vorher den Habeschen Brief und Thomas Manns Antwort vorlesen, damit die Gesellschaft so recht im Bilde und im schönsten Genuß der Sache sei.

Möglich, daß Ihnen in den nächsten Wochen eine norwegische Dame schreibt. Sie möchte in einer norwegischen Zeitung über Sie schreiben.

Mich freute es neulich so sehr, Sie wieder in unserem Zimmerchen zu sehen.

Und nun alles Gute! Draußen rumpelt der Staubsauger. Es wird alles parat gemacht zum Silversterfest. Unmöglich, mehr zu schreiben.

Herzliche Grüße

Ihr Humm

1 Siehe oben.

2 Vgl. S. 247.

Lieber Herr Humm!

Ihr Neujahrsgruß hat mir Freude gemacht. Auch ich habe an Silvester, ohne freilich bis zwölf aufzubleiben, Ihrer gedacht. Als Neujahrsgabe schicke ich Ihnen den neuen Druck¹, und lege auch die Anzeige² bei, da Sie vielleicht gelegentlich noch Leute finden, die dafür Interesse haben könnten. Dann sagen Sie ihnen davon. Bis jetzt konnten wir immerhin für einige hundert Franken Pakete (via Dänemark) beordern.

Ihnen allen vierten herzliche Wünsche und Grüße von Ninon und

Ihrem H. Hesse

1 Der Privatdruck des »Rigi-Tagebuches«, vgl. S. 323 ff.

2 Anzeige für Interessenten, den Privatdruck käuflich zu erwerben. H. H. unterstützte mit diesem Geld Angehörige und Bedürftige in Deutschland.

Lieber Herr Hesse,

Radio ist kein gefreutes Instrument! Mitten im Vortrag kam ein telefonischer Anruf, den ich durch Abhängen des Hörers abwürgen mußte, und zwar mehrere Male, weil der mitternächtliche Gratulant hartnäckig war und immer wieder anrief. So kam ich um einen wichtigen Zusammenhang. So viel verstand ich aber, daß Sie – mir war es sehr auffallend – diesmal die Deutschen (ich rief mir vergnügt die Hände) nicht auf das Tao vereinigen wollten, sondern (ich kratzte mich hinterm Ohr) auf den alten Gott. Natürlich, die Gotteskindschaft ist da wirklich die einzige Basis, bei uns Westeuropäern. Nur frage ich mich, ob es Ihnen dabei nicht auch so ergeht wie mir. Mir ist nämlich nie ganz wohl dabei; weil ich das Mittel wie ein Arzt verschreibe, der dann gesund und ohne es selbst eingenommen zu haben davongeht. Ich glaube absolut nicht an Gott! Und doch weiß ich mir keinen anderen Bezug, in Anwendung auf das Gesellschaftsleben. Ich bin vollkommener Heide, und doch ver falle ich immer auf Christus, wenn ich den Menschen etwas empfehlen soll. Die Gotteskindschaft ist an der Basis der Brüderlichkeit und diese wieder an der Basis des Sozialismus – ohne Christus kein Marx! Ich habe viel darüber gegrübelt und komme immer zum selben Ergebnis. Das aber erlebe ich bloß

historisch, vernunftgemäß; für mich selber bleibe ich Amyste. Und so komme ich mir vor wie ein mystagogischer Apotheker; und ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht. Einige der Anwesenden sagten, es sei ganz klar, daß Sie in dieser Neujahrsrede, die für den Gebrauch der Deutschen bestimmt war, einen praktischen, allgemein verständlichen Begriff benötigten, und darum hätten Sie auf Gott verwiesen; im Grund aber hätten Sie den Geist gemeint, den Logos. Ich kann's nicht beurteilen, weil im wichtigsten Moment meine Aufmerksamkeit durch das unleidige Telefon abgelenkt war. Ich fand die Rede gut gesprochen; die andern merkwürdigerweise nicht. Recht albern waren die vorausgehenden Radiobegrüßungen, namentlich die ganz dumme des X¹. Das ist unser Personal.

Ich erhielt gestern Ihr Rigi-Tagebuch, für das ich herzlich danke. Den Begleitbrief schrieb ich ab und schickte ihn an zwei Dutzend Adressen. Auch die NSR² erhielt ich. Den Aufsatz³ hatte ich schon im Museum gelesen.

Vielleicht schreibt Ihnen ein Dr. Hirschfeld in der Habe-Sache. Die möchten halt den Brief, sowie den von Th. Mann, in den »Annalen« drucken. Hirschfeld ist Dramaturg am Schauspielhaus; der Präsident des Verwaltungsrates ist der Verleger E. Oprecht, und dieser unterhält gute Beziehungen zu den amerikanischen Presse-Behörden. Dies zur Orientierung.

Der Brief von Th. Mann ist einfach bezaubernd, ich merkte es so recht beim Vorlesen; sie hatten ein großes Vergnügen daran. Besonders an der Stelle mit der chilenischen Dame.

Herzliche Grüße

Ihr Hesse

1 Name aus Diskretionsgründen gestrichen.

2 NSR = Neue Schweizer Rundschau.

3 H. L. Wüstenberg, »H. H.'s politische Aufsätze u. Gedichte«, »Neue Schweizer Rundschau«, Dez. 1945.

179 [Offene Postkarte]

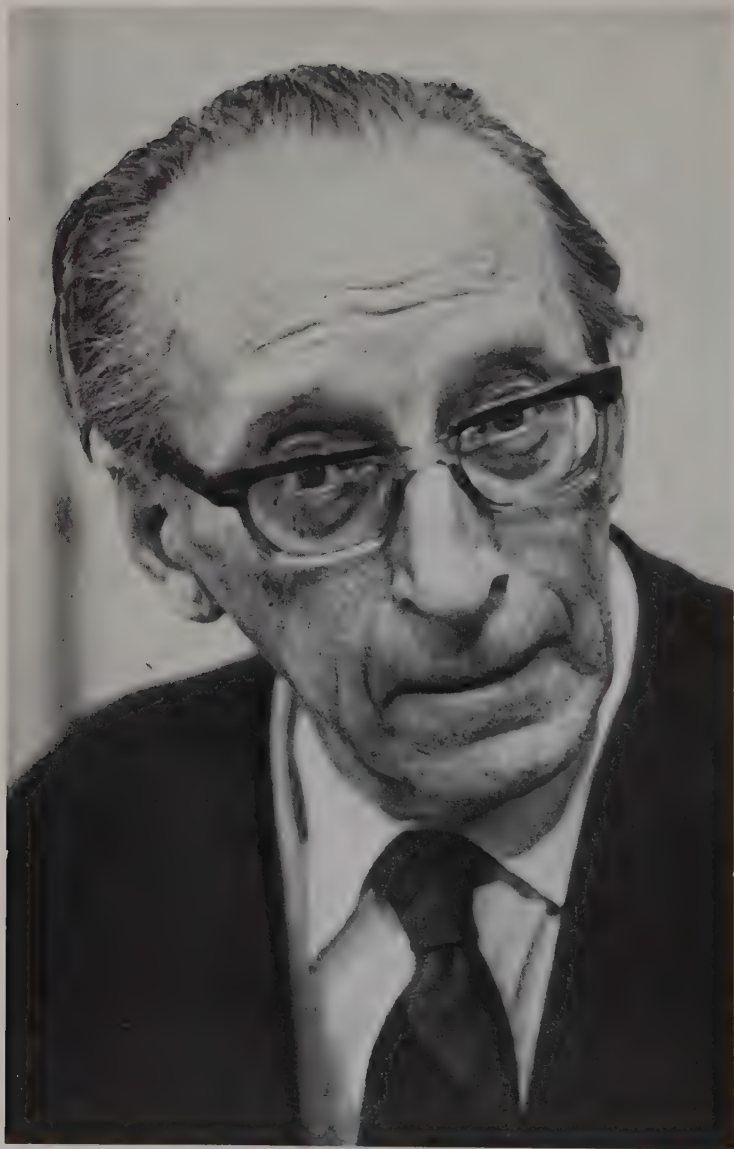
8. Januar 1946

Lieber Herr Humm!

Ja, wir beide sind sehr verschiedene Menschen. Mir war Gott und das Mystische immer das Selbstverständliche, dies geht bei mir so wenig wie die Poesie den Weg über den Verstand. Schade, daß wir oft wieder so um Welten auseinander sind!



Ninon und Hermann Hesse, im Sommer 1949.



Rudolf Jakob Humm, 1974.

Ich bin sehr kaputt, Tag und Nacht die scheußlichsten Augenkrämpfe, und Stöße von ungelesener Post.

Nun aber das Wichtige: ich verbiete aufs strengste, daß irgendwer den Brief von Mann oder den von mir abdruckt, ich würde mit gerichtlicher Klage dem Hund antworten, der diese Roheit beginge! Und ebenso dumm ist die Idee, einen Kampf gegen das Phantom »Habe« zu führen. Herrgott, Ihr könnt einen schon verrückt machen! Eben erst habe ich mit größter Mühe die saudumme Presse-Wehklage über Habe abgebremst, es hat mich ein halbes Jahr Leben gekostet. Was seid Ihr für Menschen! Ich verstehe es nicht. Wenn die Sache weiter zum öffentlichen Tratsch gemacht wird, hänge ich mich auf. Und wenn Sie den Brief von Mann, oder meinen, jemand abschreiben lassen, sind Sie für immer mein Feind. Es ist mir ernst.

Ihr H. Hesse

180 [Offene Postkarte]

9. Januar 1946

Bester Herr Hesse!

Daß mit Ihrer Postkarte jede Beziehung zwischen uns aufgehört hat, ist Ihnen hoffentlich klar. Diesen Ton, diese Sprache, braucht sich niemand gefallen zu lassen, ich so wenig wie ein anderer. Sie haben ja selbst Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, damit man sich mit Ihnen entrüste! Sie waren selbst der erste Urheber dessen, was Sie jetzt Tratsch und Wehklage nennen. Freunde, die keinen anderen Wunsch haben, als für Sie einzustehen, nennen Sie Hunde? Sie verdächtigen mich eines gemeinen Vorgehens, wo ich Ihnen doch schreibe, daß man Sie erst anfragen wird? Das hat weder Logik noch Anstand. Ist jämmerlich! Wir sind fertig miteinander. Leben Sie wohl!

R. J. Humm

181

10. Januar 1946

[R. J. H. an H. H.]

[handschriftlich auf der Rückseite eines Briefes¹, den Humm von Hesse erhielt und ungelesen zurückschickte:]

Domine!

Dieser Brief enthält entweder Entschuldigungen oder neue Be-

schimpfungen. Beides ist mir zu lesen peinlich. Überhaupt, Briefe von Ihnen nehme ich nur in der Gedichtform entgegen. Da ist man dann sicher. Aber Ihre Briefprosa gefällt mir nicht mehr; ist mir zu gallig.

Saluti!

1 Dieser Brief ist nicht mehr auffindbar.

Im November 1946 erhielt Hesse den Nobelpreis für Literatur. Aus diesem Anlaß schrieb R. J. Humm, aufgefordert von der »Weltwoche«, Zürich, den Aufsatz »Bruder Klaus und Hermann Hesse«, der am 22. 11. 1946 erschienen ist. Vgl. Anhang S. 327; auch die dazwischen liegende Stellungnahme S. 326

182

1. Juli 1947

[R. J. H. an H. H.]

Ein Anonymus dankt dem Anonymus des Jahres 1937, welcher ihm in einem Umschlag und mit den Worten »Von einem Ihrer Leser« zweihundert Franken zugestellt hatte. Er hat genau zehn Jahre gebraucht, um den freundlichen Spender herauszufinden. Er wollte Ihren 70. Geburtstag abwarten, um Ihnen mit seinem Dank auch seine besten Wünsche auszusprechen.

183

8. Januar 1948

Sehr verehrter, lieber Herr Hesse,
ein warmherziger gemeinsamer Freund meint, daß ich Ihnen diese Schrift mit herzlichen Grüßen schicken soll. Ich tue es gern¹.

Ihr Humm

1 Die »Schrift« wie auch der Name des Freundes sind R. J. Humm nicht mehr erreichbar.

184

Zürich, den 28. Juni 1951

Sehr geehrter Herr Hesse,
von der Büchergilde Gutenberg erhielt ich den Auftrag, eine Novellensammlung vorzubereiten, die übersetzt und im jugoslawischen Staatsverlag unter dem Titel »Novellen moderner Schweizerautoren« herausgegeben werden könnte. Ich wäre Ihnen sehr dank-

bar, wenn Sie mir sagen würden, ob ich eine Ihrer Novellen in dieser Sammlung aufnehmen darf. Ich hatte an die »Morgenlandfahrt«¹ gedacht, aber vielleicht finden Sie, daß eine andere sich besser eignen würde². In diesem Fall würde ich Sie um die Angabe des Titels, des Bandes und des Verlages bitten.

Wie die Honorarbedingungen sind, weiß ich nicht; ich soll mich nur um das Literarische kümmern. Die Büchergilde plant (aber das steht noch nicht fest), die Sammlung später in der Originalsprache herauszugeben³. Dürfte ich Ihre freundliche Antwort bald erwarten?

Mit den besten Grüßen

Ihr ergebener R. J. Humm

1 H. H., »Die Morgenlandfahrt« (1932), Erzählung.

2 Der Brief trägt einen handschriftlichen Vermerk von Frau Ninon Hesse: »ev. »Kindh. des Zaub.« von 1923, in »Traumfährte«, 33 Seiten od. »Klein u. Wagner« von 1919, 126 Seiten«.

3 Sowohl das jugoslawische wie auch das deutschsprachige Projekt wurde niemals realisiert.

185

20. September 1952

Lieber Herr Humm!

Danke, das Buch¹ ist mir willkommen. Nur kann es erst gelesen werden, wenn meine Frau da ist. Sie ist seit drei Wochen wieder in Griechenland und wird noch lang bleiben.

Es grüßt Sie

Ihr H. Hesse

1 R. J. Humm »Der Vogel Greif«, Roman; erschienen im Sept. 1953 im Steinberg Verlag, Zürich.

[Offener Brief]

R. J. Humm, Glückwunsch an Hermann Hesse zu seinem 80. Geburtstag am 2. 7. 1957

Er kommt natürlich verspätet, aber das macht nichts; Hermann Hesse ist auf den 2. Juli mit Lesestoff so reichlich versehen worden, daß er mit der Lektüre sicher noch nicht zu Ende ist, wenn dieser unser Glückwunsch bei ihm eintrifft.

Hesse zu gratulieren, ist übrigens nicht leicht.

Ich will eine Geschichte erzählen, die diese Schwierigkeit deutlich

macht: Ein mir befreundeter Schriftsteller, nennen wir ihn Kurt, war neulich zum Mittagessen bei Hesse in Montagnola eingeladen, und er durfte auch ein Stückchen des Nachmittages dableiben, nur sagte ihm Frau Hesse, bis drei Uhr müsse Hesse dann schlafen, und er, Kurt, werde vielleicht so gut sein, sich solange mit einem Buch in den Garten zu setzen. Was Kurt tat. Doch wer, als Kurt da saß und las, auf allen vieren durch das Gebüsch gekrochen kam, den Finger an der Nase, und sich zu ihm setzte und mit ihm plauderte, und dann kurz vor drei wieder den Finger an die Nase legte und auf allen vieren durchs Gebüsch ins Haus kroch, damit Frau Ninon ihn um drei Uhr in seinem Bett finden könne – das war unser achtzigjähriger Jubilar!

Das sind eben die Hesseschen Streiche. Er hat sein Leben lang solche verübt. Für die Öffentlichkeit ist er der Nobelpreisträger, der mit Thomas Mann vereint gesehene Dioskur – und für eine ganze Reihe von Leuten, die dann sehr verlegen sind, wenn sie ihm öffentlich gratulieren müssen, ist er der jugendliche Indianer, der mit dem Finger an der Nase durchs Gebüsch kriecht.

Solennität – wo bleibst du da?

Das Peinliche ist, daß Hermann Hesse ein ambivalentes Verhältnis zur Solennität hat. Er verabscheut sie – und zuzeiten mag er sie doch. Es ist gar nicht leicht, sich da zurechtzufinden. Immer hat Hesse sich gegen das Offizielle, das Importante gestellt – aber nicht, damit man sich dadurch verführen ließe, ihm familiär zu kommen. Wehe! Er liebt die Nähe, die mit der Distanz verbunden ist; das Verbindliche, das aber immer ein bißchen feierlich sein soll; das Feierliche, das sich durch den Scherz vergoldet; und den Spaß – jedoch ohne Zutraulichkeit.

Das alles muß man wissen. Und man muß auch wissen, daß er es nicht immer von der guten Seite nimmt, wenn man über einen seiner Scherze berichtet. Es ließen sich tausend entzückende Streiche von Hesse erzählen – nur darf das Publikum von ihnen nichts erfahren. Warum? Ich weiß es nicht. Vielleicht steht das Feierliche dazwischen.

Aber wie dem auch sei: Daß Hesse mit dem, was Kurt mit ihm erlebte, einer Menge rührender Albernheiten, die an seinem Geburtstag herumgeboten wurden, ein Schnippchen schlägt, wird manchen meiner Leser freuen, und darum habe ich es erzählt. Es

gibt um Hesse herum ein zimperliches Getue, das unerträglich ist, weil es die Vorstellung erweckt, es sei Hesse ein Autor für alte Bet-schwestern. Und das ist dumm und lästig, und mancher fragt sich, ob dieses Wesen von Hesse selber ausgegangen sei; aber das soll nur keiner meinen. Gewiß hat er immer viel geseufzt und eine Menge geklagt, doch ist das metaphysisch zu verstehen. Es steckt Vexierlust, Ironie dahinter. Hesses Werk steht festgefügt wie eine Glocke, wie ein Gewölbe, wie eine ganze Höhle. Und in solchen Höhlen tropft es, diesem oder jenem auf die Nase. Und es amüsiert Hesse manchmal zu sehen, wie so viele über das Getropfe reden und darüber die Höhle und ihre wunderbaren Bildungen vergessen.

Höhle ist ein etwas merkwürdiger Vergleich. Aber er ist gestattet, denn Hesses Werk lebt vom Bewußtsein der Ideen, und wer es betritt, der steht in der Welt als in etwas Irrealem, genau wie Plato es sich vorstellte, nur daß Hesse in seine Höhle die platonischen Ideen hereingenommen hat, so daß die ganze Realität in dieser ist, und die Welt weit fort hinaus ins Unwirkliche verwiesen. Daß aber eine solche leuchtende Höhle in der spröden Wirklichkeit zu graben und von innen her zu gestalten kein leichtes Unterfangen ist, und daß es mit Schmerzen verbunden war – gerade daran sollte man nicht rühren. Ich glaube, Hesse denkt manchmal, auch Gott sei krank davon, daß er die Welt gemacht. Doch wer von uns dürfte sagen, Gott sei ein alter, müder, kranker Mann?

Die Schwierigkeit, an Hesse ein öffentliches Wort des Glückwunsches zu richten, rührt also davon her, daß man erst mit einer Reihe von Mißverständnissen über ihn aufräumen muß.

Ich frage mich manchmal, ob Hesse nicht wie eine jener Figuren aus Shaws »Zurück zu Methusalem« zu verstehen sei, die im Alter von dreihundert Jahren auf die Welt kommen und es als eine große Plage empfinden, unter Kindsköpfen zu leben. Diese greisenstarke Weisheit hatte er schon als Junger. Und als solch greisenstarker Mann hat er die Romantik erneuert.

Das hört er zwar nicht gern.

Hesse wird ungehalten, so habe ich mir sagen lassen, wenn man ihn einen Romantiker nennt. Er hört aus dem Wort Ablehnung, Mitleid, Gönnertum und die Meinung, er sei überholt, verjährt, altmodisch. Eine echte Romantikersorge! Als wären die Romantiker

nicht bewußt als verjäherte junge Leute gegen den modernen alten Goethe aufgetreten, der die Eisenbahnen und den Suezkanal herbeiwünschte. Der alte Hermann Hesse kann versichert sein, daß die heutige Jugend genauso empfindet; ein Blick auf die Schifflände macht mich davon gewiß. Daß diese Jugend kein Freudenfest veranstaltete, ihm zu Ehren, kommt davon, daß er mit seinen Befürchtungen seine Deuter gebremst hat und mit ihnen diese jungen Leute. Und das ist bedauerlich, denn heute ist es längst keine Schande mehr, Romantiker zu sein!

Hesse ist Romantiker. Er hat vom Romantiker das Abseits von der Welt, den Besitz der blauen Blume, die Phantasie, die Ironie, die wache Intelligenz. Mehr noch, er ist ein Vollender der Romantik. So manches Gedicht der Romantiker ist Versuch, Skizze, Geste geblieben. Es gibt Mängel und Lakunen in diesen Gedichten; viele wirken wie nicht fertig ausgereift. Erst bei Hesse gewinnt das romantische Gedicht seine letzte Fülle, seinen ganzen Wohlklang. Das macht die greisenstarke Verklärung. Der ganze Hesse ist wie ein dunkles Abendrot.

Die Indianer liebten sehr das Abendrot, und sie stellten sich davor den Hirschen vor als dessen Symbol. Ich sehe Hesse immer so stark wie diesen Hirschen.

Freilich, nicht der ganze Hesse ist Abendröte. Abendröte ist in seinen Gedichten, doch in seinen erzählerischen Schriften herrscht viel Morgenröte, nicht in allen, nicht im »Glasperlenspiel«, nicht im »Steppenwolf«, aber in seinen Jugendwerken und in seiner »Morgenlandfahrt«. Und es fällt mir eben ein, daß das auch jene Bücher sind, in denen man sich Autor und Figur als Maler vorstellen kann.

Das bringt mich in ein ganzes Gewirr von Gedanken und Unterscheidungen.

Hesse ist reich an Komponenten. Es gibt den Humanisten Hesse, der ein bißchen mit Erasmus verwandt und sicher von Basel her zu deuten ist; dann gibt es den Maler Hesse. Und zum Humanisten gehört der Dreihundertjährige, zum Maler hingegen gehört der Knabe. Hesse kann man sich auch als Knaben vorstellen. Knabenhaft ist seine Beziehung zur Welt, knabenhaft sein Spielen, sein Emsigsein, sein Beobachten der Dinge. Basteln ist ein Wort, das auf Hesse nicht paßt, doch das glühende Vertieftsein eines

Knaben bei seinen Basteleien, sein lebendiges Interesse am Werden der Sache, das paßt auf Hesse, auf den knabenhaften Teil von ihm. Und eben diese Vorstellung macht er sich dann auch vom lieben Gott; wenn dieser in seinem schönen Gedicht die zerstörte Welt wieder aufbaut, tut er es wie ein spielender Knabe. Morgenröte, Knabe, Maler – das ist eine wichtige Dreieinheit bei Hesse. Seine »Morgenlandfahrt« ist so geschrieben, daß man die knabenhafte Freude am Gestalten deutlich empfindet, als wäre es das erste Buch, das Hesse schreibt, wobei er die Wunder des Schöpferischen – wie ein Knabe beim Basteln – erstmals erfährt. Hier herrscht Morgenröte, und hier ist auch der Maler Hesse am Werk.

Ich sagte, Hesse habe viele Komponenten. Eine fehlt ihm. Aber das ist eine spaßige Idee, die nicht ganz zum Feierlichen paßt, weshalb ich sie nur als eine Art Tafelscherz vorbringe. Eine Komponente geht nämlich Hesse ab, und das ist die, die ich die Frack-Komponente nennen möchte, mit einem Ausdruck, den ich beim Betrachten der Menschen für mich im stillen oft angewandt habe. Und diesen Mangel muß ich erwähnen, weil er ebenfalls der Anlaß von vielen Mißverständnissen über Hesse ist. Einmal, es sind ungefähr zehn Jahre her, traf ich Max Pulver auf der Straße, und ich erwähnte Hesse. »Reden Sie mir nicht von Hesse! Diese unmännliche Art kann ich nicht leiden.« So schnitt er mir das Wort ab. Das wunderte mich an Pulver, der viel Sinn für Zartheit hatte und sich auch mit Rilke ganz gut verstanden hat. Und das mußte ich mir überlegen, und ich kam zum Schluß: Pulver, Rilke, Hofmannsthal, das ist eben der Typus Dichter mit der Frack-Komponente. Hätten sie den Nobelpreis bekommen, sie würden in Stockholm den Frack angezogen haben, und er wäre ihnen gut gesessen. Jeden von ihnen sieht man ohne weiteres bei Königs mittagessen. Hesse ist nicht nach Stockholm gefahren, in der richtigen Erkenntnis, daß ihm dieser seelische Bestandteil fehle. Und damit stellt sich uns ein soziologisches Problem. Wir haben die Möglichkeit, Hesse einmal soziologisch zu fixieren, wodurch unsere Gedanken aber nicht auf ein tieferes Niveau sinken. Der Frack ist ein wichtiges Gerät in unserer Erscheinungswelt!

Der Frack, als Symbol genommen, ist sogar ein wesentliches Zu-

behör der europäischen Literatur. Die Duchesse de Polignac in Frankreich, die Fürstin Thurn und Taxis in Deutschland, nicht wahr ... Es gibt zahlreiche Dichter, die ohne solche Musen und Medusen nicht auskommen können. Doch, um Kontakt mit ihnen zu erlangen, müssen sie in ihrem Wesen fracklich komponiert sein. Sie dürfen ruhig ganz abgerissen vor ihnen erscheinen; die innere Komposition muß garderobistisch perfekt sein. Bei Hesse ist sie es nicht. Warum?

Max Pulver war ein Berner Bürger, und die Berner Bürger sind wahrscheinlich mit den Engadinern die einzigen Schweizer, denen ein natürlich zugewachsenes Fracktum eigen ist. Auch in Neuenburg gibt es Frackler. In Basel gibt es keine. Einem Basler sitzt der Frack nie gut, auch wenn er Burckhardt heißt. Entweder riecht so ein Basler Frack nach Kurie (episkopalischer nämlich) oder nach Pfeffersäcken oder nach Humanismus. Einen Erasmus im Frack kann man sich nicht vorstellen. Ebensowenig einen Professor Wackernagel, auf dessen Wenkenhof der junge Hermann Hesse seinen »Lauscher« erlebte. Ich verbrachte in jungen Jahren einige Monate auf dem Wenkenhof, und ich weiß, wie die Stimmung dort war: Quartette im Rosengarten, Krippenspiele im Bücherzimmer, Mondscheinspaziergänge im Park, Missionarshochzeiten im Gartensaal, Gelegenheitsgedichtlein des alten Professors (eins einmal über ein grünes Käppchen, das ein Fräulein auf einem Stuhl im Gang hatte liegenlassen, und das der alte Herr sich aufsetzte, um sich damit in seinem Schreibstuhl niederzulassen und dieses mitternächtliche Gedicht zu schreiben) – die Stimmung war ganz Rokoko. Pietistisches Rokoko. Nur eins fehlte an diesem Rokoko: der Degen an der Seite. Was die Berner Bürger heute noch alle haben, jene ritterliche Wehrhaftigkeit, die sich eben in der Frack-Komponente erhalten hat, und die auch Rilke und Hofmannsthal besaßen, die gibt es im geistigen Basel nicht. Es ist ein Gemisch von Humanismus und Pietismus. Und wenn man sich nun genau mitten in dieses Gemisch hineinstellt (intuitiv), dann kommt einem die Frackerei der andern ganz jämmerlich, einfach zum Weinen vor. Namentlich, da doch der Frack der Anzug des Edelmannes, aber auch der des Kellners ist. Der ganze Jammer des bürgerlichen Zeitalters rührt einen bei solchem Anblick an! Und davon kommt es, daß die Basler immer diesen Klagetönen

ihrer Sprache haben. Davon, daß ihnen der Frack nicht sitzt, ihnen alles Feudalische fehlt und sie sich benachteiligt vorkommen, dessen aber auch wieder froh sind. Diese Freude durch die Klage ließ sie zu ihrer berühmten Ironie gelangen.

Im Klage-ton der Basler ist, wie jeder weiß, immer viel Ironie gemischt.

Und das verstehen die Leute nicht. Sie verstehen nicht, daß Hesse ein Basler ist. Geistig ist er ein Basler. Womit wir von einer anderen Seite dazu kommen, besser zu begreifen, daß in Hesses Klage-tönen immer eine Portion listiger, erasmischer Abweisung von allerhand Törichtem enthalten ist. Er ist ein Basler Humanist. Seine Wehrhaftigkeit hat nichts Degenfechterliches, sie ist rein bücherlich. Er weiß auch, daß in diesem weltmännischen Frack- und Fechtertum gar oft die Wurzel zu Kriegen steckt. Daß die russischen Muschiks, sobald sie ihre Herren los waren, so sehr darauf erpicht waren, überall Bootschäften zu errichten und sich in diesen Booten im Frack zu zeigen, wodurch dann sogar wir einfachen Schweizerknaben genötigt waren, solche Boote ins Meer der Diplomatie zu stoßen, das gehört ja zu den Dingen dieser Welt, über die man weinen kann.

Nun, vielleicht ist das vom Basler Humanisten nicht ganz richtig, besser gesagt, es wird durch viele andere Komponenten aufge-fangen, verschoben und ergänzt. Doch paßt gut dazu, daß Hesse die Chinesen liebt, besonders Lao-Tse. Und das gibt uns die Mög-lichkeit, Hesse wieder anders zu bestimmen. Lao-Tse hatte einen Übernamen: Greis-Kind. Hesse könnte man den Greis-Knaben nennen. Hesses Persönlichkeit, die natürliche, nicht soziologisch erfaßbare, hat immer in dieser Spannung gestanden. Auf jeder seiner Lebensstufen war er immer schon ein Greis, und doch dabei noch immer ein Knabe. Es ist ein einmaliges Phänomen. Ein Greis und ein Knabe, die einander bei der Hand halten, so ist er durchs Leben gegangen. Urväterweisheit ist in ihm und Lust an Schmetterlingen. Wie er eine Rose einmal beschreibt, das kommt von ganz weit her; doch wie emsig er dabei ist, das ist ganz knabenhaft.

Aber nun genug geplaudert, wir wollen ihm gratulieren. Doch da fühlen wir so recht unsere Armut. Was sollen wir ihm schenken? Wir haben ihm nur den Zuruf von uns allen: »Glückauf zu dei-

nem Achtzigsten, Hermann Hesse!« zu geben. Wir rufen es bewegt, und vielleicht wird es ihn freuen.

(Aus »Unsere Meinung«. Freie literarische Monatsschrift, Zürich, Juni/Juli 1957)

186 [Drucksache/Vordruck]

[ca. Ende Januar 1959]

[R. J. Humm an H. H.]

Jenen wenigen Abonnenten, die bis heute das Abonnement auf »Unsere Meinung«¹ nicht erneuerten, legen wir nochmals einen Einzahlungsschein bei, mit der Bitte um freundliche Berücksichtigung.

Jene Abonnenten, die das Abonnement für die IX. Serie teilweise schon vorausbezahlten, finden einen Einzahlungsschein mit der Abrechnung für den Restbetrag.

Vielen Dank!

Hesse sandte diesen Vordruck am 1. Februar 1959 zurück mit dem folgenden Vermerk: »Lieber Herr Humm, ich lese Ihr Blatt schon lang nicht mehr. Das Leben ist dazu zu kurz geworden. Freundlich grüßt Sie H. Hesse.«

1 »Unsere Meinung«: freie literarische Monatsschrift. Herausgegeben und verlegt von R. J. Humm; erscheint seit Februar 1948.

Anhang

R. J. Humm, Gleichnis

Es ist Nacht und es ist Winter, ich friere auf dieser Straße. Jemand ging in das Haus gegenüber, und ich soll auf ihn warten. Ich gehe auf und ab, und mir ist nicht ganz wohl. Er soll etwas entgegennehmen, das für uns beide wichtig ist, ihm, der ins Haus ging, und mir, der zurückblieb. Es wohnt nämlich oben ein weiser, großer Dichter, der für mich etwas tun will. Ich bin unten geblieben. Es dauert sehr lange, ich gehe auf und ab und habe Mitleid mit mir selber, das ist wohl ein trübseliges, beschämendes Gefühl. Nun kommt ein fatales Geständnis: daß ich nämlich, der ich auf dieser Straße auf und ab gehe, nicht eigentlich sichtbarlich bin, sondern nur ein Überbleibsel, ein schwacher Rest, eben der Rest jener Person, die in das Haus getreten ist, um für uns beide etwas entgegenzunehmen, während ich jämmerlich unten blieb. Diese Geschichte ist eine gespenstige, gespinstige und spukhafte, und dazu noch eine sinnbildliche, und das ist das Bedenklichste.

Darum handelt es sich: Wenn einer Geschichten über sich selber schreibt, spaltet er sich auf eine merkwürdige Weise in ein Er und in ein Ich. Er mag noch so treu über sich selber erzählen, am Ende ist doch nicht von ihm die Rede, sondern von einem Anderen, von einem formalen und formellen Ich, als würde die Feder zum Diener, der alles Unmittelbare diskret verlegt. Sie mag, was man ihr anvertraut, aufrichtig festhalten; mit ihrem stumpfen Ende deutet sie auf eine Gegend, die sich rechts hinter der Schulter befindet: sie meint nicht Mich sondern Ihn. Und das macht traurig, denn es geht dabei ein Duft von Wahrheit verloren, es kommt etwas nicht zum Wort, es bewegt sich etwas nicht zum Herzen hinaus.

Nun scheint es aber, daß Erzählung ohne diese Mittlerschaft nicht auskommen kann, daß die gerichtete Tätigkeit des schriftlichen oder auch schon des mündlichen Erzählens das Ich, das nur *ist*, in ein solches verwandelt, das sich *darstellt*, unwillkürlich und in aller Einfalt; so daß also nur immer das sichdarstellende Ich, eben dieser Andere, eben dieses Er die Rolle übernehmen kann, Mich, Mich wahrhaftig Seienden, Mich, wie ich mich fühle, wie ich geliebt, bemitleidet oder verwünscht sein möchte, zu vertreten. Darum habe ich den Schlich anwenden müssen, eine sinnbildliche Geschichte zu schreiben, damit man das alles einmal genauer erfahre. Daß ich vor diesem Haus auf und ab gehe, in das ich nicht einzutreten wage, in das ich vielleicht *noch* nicht eintreten darf, das hängt eben mit dieser Verschiebung zusammen.

Ich schrieb ein Buch, in dem ich, gleichsam ein Maler, der sich zum

Photographen verurteilt hatte, möglichst wahrhaft und einfach über mich und andere Menschen aussagte; Gutes und Böses, Liebenswertes und Unfreundliches, Gerechtes und Ungerechtes, so wie es ein jeder, der nicht gut ist, im Verkehr unter Menschen empfindet. Und das tat ich, weil ich einmal wissen wollte, was es mit der Kunst auf sich habe; als redlicher Hurone, ohne Hintergedanken und mit dem Willen, wie ein Privater, nicht wie ein Schriftsteller zu schreiben, von gleich zu gleich mit dem Leser, wie ein gewöhnlicher Sterblicher und nicht wie ein vermögender Dichter. Mit diesem Buch ist es mir nun aber seltsam ergangen. Jene Leute, mit denen ich haderte, begriffen bald, daß ich im Grund nur mit mir selber stritt, und daß ein Teil von mir fort und sich läutern, sozusagen ein Engeldchen werden wollte. So haben sie es ausgelegt, und sie haben mir verziehen und mir zum Überfluß noch diesen Stuhl geschenkt, auf dem ich jetzt sitze, während ich diese sinnbildliche Geschichte niederschreibe. Dieses Gefühl des Sitzengebliebenseins, während alles um mich weiterrückt, soll offenbar meiner restlichen Läuterung dienen, und darum nehme ich es hin.

Aber tatsächlich bin ich sitzen geblieben. Nicht Er, sondern Ich. Ich erfuhr mit der Zeit, daß sie recht hatten, mir so wenig zu zürnen, weil in diesem Buch nicht von mir die Rede ist, so wenig als von ihnen, sondern, was mich betrifft, eben von Ihm, dem Anderen, dem Abgespalteten, Erscheinenden, Sich-Darstellenden, zwischen welchem und mir ein ähnlicher Unterschied geht, wie der zwischen einem scheuen verträumten Proletarier und einem Herrn, der auf einer Freitreppe steht. Mich dünkt an jenem Buch heute alles bare Fiktion. Ich weiß nicht, ob es jedem, der über sich schreibt, ähnlich ergeht; aber ich finde heute, daß das, was ich lese, nicht dasselbe ist wie das, was ich schrieb. Es ist nicht von mir die Rede in diesem Buch, immer noch nicht; und als mein Ebenbild im Fegfeuer der Meinungen stand, habe ich es verleugnet und verwünscht; ich tat nichts, um es zu schützen oder zu erklären. Es hat allerhand durchgemacht, es ist schlimm verunglimpft worden, und ich fand, es geschehe ihm recht. Aber dann kam ein Mann, den ich zuvor nie gesehen, den ich aber wohl kannte, so wie ihr ihn alle kennt, ein Dichter, der viele und gute Bücher geschrieben, von denen eines ich vor Jahren geliebt hatte wie einen Menschen, und von dem ich mich ehrfürchtig in Gedanken schied, als ein zu unbeholfener Anfänger. Er rief mich zu sich, um mir zu sagen, das Buch, das ich geschrieben, sei nicht schlecht, nein, sei gut, und dafür wolle er auch öffentlich eintreten.

Ich bin unten geblieben.

Hätte ich die Erfahrung, die Weisheit und die Gemeinschaft, ich brauchte nicht nach solchen Sinnbildern zu suchen. Ich wäre es vielleicht gewohnt zu wissen, daß man sich nicht bis zum Innersten ausdrücken kann. Ich

finde, es dürfe nicht sein, daß wir einander belügen, der weisere Dichter und ich. Ich finde, daß jener hinauf gehen soll, der sich darstellte, ob das auch beschämend und unfrei von mir ist; ein Rest, ein Überbleibsel, das sich nicht ganz erraten glaubt, ist da, und es hat etwas von einem schmollenden Pankraz, der sich beelendet dazu verurteilt: er gehöre unten, auf die Straße, und er müsse bei dieser Gelegenheit schicklicher-weise noch frieren.

Jener Andere allerdings, der sich-darstellende Herr, der ist nun freilich glücklich gemacht worden. Da kommt er, und er wandelt wie im Traum, er glüht von dieser Begegnung. Er erzählt mir, wie er empfangen worden sei, so schön, so gütig, so herzlich, ach endlich so *weitherzig*! Ich schaue ein wenig zu ihm hinauf, es liegt Dichtung in seinen Augen; es umgeben ihn die gütigen Gebärden eines schützenden, wegweisenden Meisters, der ihn erheben, befreien und ermutigen wollte. Mir scheint jetzt erwiesen, daß er keines der Dinge betrübt, die in schönen, erfahrenen Seelen wohnen, und so ist er, der Glückliche, zuletzt doch noch zum reinen Helden geworden. Das Buch, das von ihm handelt, wurde in der Seele eines Dichters zum Gleichnis. Aber ein Buch, das von *mir* handelte...?

Diese Frage macht mich wieder trübe, und so ziehen wir selbender nach Hause, Er, der aus schönstem Herzen Beschenkte, und Ich, der immer noch Restliche, Scheue, leer Ausgehende. – Bis dann, als ich ein paar Tage nur mir leben wollte, mich tief in die Wälder begrub und über diese köstlichen, seltenen Austausch nachdachte, mir ein längst vergessenes Gedicht wieder einfiel, das wie ein lustiger Gruß zu mir geflogen kam. Es war von ihm, unserem Dichter, und es handelte von mir, unmißverständlich von Mir, und *nur* von mir...!

Da hab ich lachen müssen.

(1927)

(Aus R. J. Humm, »Glimmer und Blüten«, Kunterbuntes, Bühl Verlag, Herrliberg-Zürich 1945)

ZU BRIEF I VOM 25. JANUAR 1929:

»Auch das »Linsengericht« von R. J. Humm (Urban-Verlag in Freiburg i. Br.) hat mir gefallen, es sind zarte, gefühlig nachtastende Aufzeichnungen aus einer Jugend, hie und da ein wenig jugendlich-altklug, hie und da entzückend voll echter Jugend, die sich wie echte Liebe bald schamhaft, bald schamlos gibt. Es ist das zarte Buch eines Sensiblen, vielleicht ist er zu wenig smart und zu wenig dumm für den Erfolg, vielleicht bleibt er unverstanden.«

(Aus: H. H., »Brief an eine Dichterin«, National-Zeitung, Basel, 18. 1. 1929)

ZU BRIEF 6 VOM 12. MÄRZ 1933:

H. H. über seinen Doppelgänger:

»Sie haben natürlich recht, ich habe jenes blöde Ding nicht geschrieben. Tun läßt sich da aber nichts. Daß Redakteure weder feinfühlig noch gewissenhaft in solchen Fragen sind, ist mir längst bekannt, es läßt sich nicht ändern. Und der H. Hesse, der solche Sachen schreibt, heißt wahrscheinlich wirklich so, und hat das Recht, unter seinem Namen zu publizieren, was er will.«

(Postkarte vom 5. 12. 1926 an Karl Oeding)

»Aber hoffentlich bekommen Sie jene Drucksache über den Untergang der Titanic nicht. Ich kenne das Ding nicht, und war weder auf der Titanic noch je in Amerika, damit habe ich nichts zu tun. Wahrscheinlich stammt jener Bericht von einem Herrn H. Hesse, der schon seit vielen Jahren unter diesem Namen Feuilletons schreibt und schon sehr oft mit mir verwechselt wurde, vielleicht auch damit spekuliert (was ich allerdings nicht weiß).«

(Brief 1936 an Georg Alter)

»Jener Mann, der Ihnen damals vorgelogen hat, er sei ich und habe meine Bücher geschrieben, ist mir leider nicht unbekannt geblieben, wenn ich ihn auch nie gesehen habe. Er hat in meinem Namen Schulden gemacht und andere Gaunereien getrieben. In der Zeit etwa, von der Ihr Brief spricht, habe ich durch mehrere Berliner Zeitungen, sowie durch meinen Berliner Verleger vor dem Mann warnen lassen. Er ist übrigens auch in München aufgetaucht, hat dort Damenbekanntschaften gemacht, sich als bekannter Schriftsteller in Familien eingeführt und allerlei kleinere Gaunereien angerichtet. Es tut mir leid, daß ein Mensch, der meinen Namen trug oder sich wenigstens diesen Namen gab, offenbar auch Ihnen geschadet hat.«

(Brief, April 1947 an Margarete Krebs)

Als Hermann Hesse erfuhr, daß in Kansas ein Roman unter seinem Namen mit dem Titel »Rache am Red River« erschienen sei, verwahrte er sich dagegen.

Der amerikanische Verlag antwortete: »Unser Autor heißt tatsächlich so.

Im übrigen haben wir furchtbar gelacht, daß es außer unserem berühmten Schriftsteller Hermann Hesse auch in Europa einen geben soll, der genauso heißt.»

(Aus »Anekdoten um Hermann Hesse«, unveröffentlicht.)

ZU BRIEF 9 VOM 9. DEZEMBER 1935:

Hermann Hesse, R. J. Humm, »Die Inseln«

Dieses ungewöhnliche Buch eines Schweizer Dichters sei besonderer Beachtung empfohlen. Seit seinem »Linsengericht« steht dieser Dichter in der ersten Reihe unsres Schrifttums. Ein Beobachter und Selbstbeobachter von beglückender und auch erschreckender Hellsichtigkeit und Energie, verfügt er über das Handwerk, über die literarischen Ausdrucksmittel mit einer Sicherheit und Gewissenhaftigkeit, zeigt eine Intensität und Beharrlichkeit im Streben nach präzisiertem Ausdruck wie kaum ein anderer Schweizer Autor seiner Generation. Daß Talent und Fleiß, daß Begabung und Charakter, dichterische Erregbarkeit und Trieb zur höchstmöglichen Vervollkommenung der Mittel so zusammentreffen, ist selten, und ist immer ein Glücksfall. Womit nicht gesagt ist, daß darum der Mann, der uns durch solche Gaben interessiert und beschenkt, auch selber glücklich oder zum Glücklichen begabt sein müsse.

Schon das »Linsengericht«, Humms erster Roman, zeigte ihn als Problematiker, als einen höchst differenzierten und also auch gefährdeten Charakter, welcher der Welt und sich selbst gegenüber eine vorwiegend kritische Haltung einnimmt. Und so unternimmt er es in diesem neuen Buche abermals, mit erhöhter Intensität und unter erhöhtem Druck, den Ort in der Welt zu bestimmen, an den er gehört, und wo man das Wort »Wirklichkeit« ohne Gänsefüßchen aussprechen könnte. In den »Inseln« sieht ein Mann, der aus der bürgerlich-kapitalistischen Welt stammt und schwere Belastungen und Komplexe von dort mitgebracht hat, sich zu einer Rück- und Selbstschau gezwungen, zu einer ebenso wehmütigen wie unerbittlichen Introversion; er muß jenen Weg nach Innen gehen, von dem nur die Gezeichneten und nur die Auserwählten wissen. Er beschwört die Mythen seiner Kindheit und Herkunft. Dem Leser, der außerhalb dieser Mythenwelt bleibt, dem sie sich nicht erschlossen hat, mag sie wunderlich, versponnen und allzu privat erscheinen. Wer sie aber wirklich in sich einläßt, für den wird dieses seltsam spiegelnde Mosaik aus Erinnerungsfragmenten nicht nur vollkommen wahr und lebendig, sondern es verliert auch seinen privaten Charakter und wird im höheren Sinne gültig, denn das Problem des hochgezüchteten und differenzierten

Individuums innerhalb der Forderungen unsrer Zeit und ihrem unaufhaltsamen Drang zum Kollektiven ist kein privates, es ist ein öffentliches und aktuelles.

Der Mann, von dem das Buch erzählt und der es schreibt, hat einen harten, energischen Vater gehabt, einen Emporkömmling des Industriezeitalters, dem die Persönlichkeit nahezu verloren gegangen war und der statt Seele nur noch Komplexe, statt Gefühl nur noch Sentimentalität besaß. In einer ebenso nüchternen wie sentimental Welt aufgewachsen und vom Vater schwer vergewaltigt, hat der Sohn später, um seinem Leben wieder Wert und Sinn zu geben, sich in den Dienst des Sozialismus gestellt. Er scheint in der politischen Atmosphäre zwar ertüchtigt und ein brauchbarer Funktionär zu sein; aber die Seele, die er als ein höchst unbequemes und atavistisches Ding empfindet, macht eben dennoch ihre Ansprüche, und so sehen wir den Mann der Tat und der Politik denn eines Tages sich hinsetzen und anfangen, die versunkenen Inseln, die Götter und Dämonen der Kindheit wieder zu suchen, indem er sie schreibend beschwört. Das erstemal, wo der Name Lenins im Buch vorkommt, wird er »Vater Lenin« genannt. So hat, wie es scheint, die neue, politische, nüchterne Wirklichkeit, in welche der Held aus der zerstörten Welt seiner Jugend entrann, doch wieder etwas von der väterlichen Welt an sich.

Ich habe andeutend von den Inhalten des Buches gesprochen. Eine Dichtung ist aber nicht nur Inhalt, sie wird desto mehr zur Dichtung, je mehr sie ihre Inhalte auf dem Weg der künstlerischen Alchimie zu Form verwandeln, zu Linie und zu Melodie sublimieren.

Man kann unter den Inhalten dieses Buches leiden, man kann sie quälend und leidvoll finden. Sie bekommen aber immer wieder Flügel, werden zu Melodie, und diese wird oft so rein und beschwingt, daß man das Buch und den Dichter dafür lieben muß.

(Aus: »National-Zeitung«, Basel, vom 8. 12. 1935)

In seinen regelmäßigen Sammelreferaten über literarische Neuerscheinungen im deutschen Sprachgebiet schrieb Hesse im April-Heft 1936 von »Bonniers Litterära Magasin«, Stockholm, über Humms »Inseln«:

»Ebenfalls ein Ergebnis höchster Konzentration und Zucht und einer großen sprachlichen Meisterschaft ist der Roman »Die Inseln« von Rudolf Jakob Humm (Oprecht Verlag, Zürich). Humm ist der differenzierteste und vielleicht klügste unter den jüngeren Schweizer Autoren und produziert sehr sparsam. In den »Inseln« schreibt ein Mann von bür-

gerlich-kapitalistischer Herkunft, der seit Jahren in der sozialistischen Politik arbeitet, seine Erinnerungen an die eigentlichen, echten Seelen-erlebnisse seiner frühen Jugend auf, ein Mann, in dem die Fähigkeit zu echtem, seelischem Erleben mit einer Neigung zum Rationalisieren im Kampf liegt. Es ist ein Buch für differenzierte Leser, jede leiseste Konzession an das Publikum ist vermieden. Dieser spröde Autor gehört, wie ich glaube, zu den besten Prosaisten in deutscher Sprache.«

ZU BRIEF 12 VOM 16. FEBRUAR 1936:

Küsnacht-Zürich, 3. 2. 36

Lieber Herr Dr. Korrodi,

Ihr Artikel »Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel«, erschienen in der Zweiten Sonntagsausgabe der »N. Z. Z.« vom 26. Januar, ist viel beachtet, viel diskutiert, von der Presse verschiedener Richtungen zitiert, um nicht zu sagen: ausgebeutet worden. Er stand überdies in einem gewissen, wenn auch lockeren, Zusammenhange mit der Erklärung, die ich im Verein mit ein paar Freunden zugunsten unserer alten literarischen Heimstätte, des S. Fischer Verlages, glaubte abgeben zu sollen. Darf ich also noch heute ein paar Bemerkungen daran knüpfen, vielleicht sogar ein paar Bedenken dagegen erheben?

Sie haben recht: Es war ein ausgemachter polemischer Mißgriff des Herausgebers des »Neuen Tage-Buchs«, zu behaupten, die ganze zeitgenössische Literatur, oder so gut wie die ganze, habe Deutschland verlassen, sei, wie er sich ausdrückt »ins Ausland transferiert« worden. Ich verstehe vollkommen, daß eine solche unhaltbare Übertreibung einen Neutralen wie Sie in Harnisch jagen mußte. Herr Leopold Schwarzschild ist ein sehr glänzender politischer Publizist, ein guter Hasser, ein schlagkräftiger Stilist; die Literatur aber ist nicht sein Feld, und ich vermute, daß er – vielleicht mit Recht – den politischen Kampf unter den heutigen Umständen für viel wichtiger, verdienstlicher und entscheidender hält, als all' Poesie. Auf jeden Fall mußte der Mangel an Überblick und künstlerischer Gerechtigkeit, den er mit seiner Behauptung bewiesen hat, einen Literaturkritiker wie Sie zum Widerspruch aufrufen, und einige der innerdeutschen Autorennamen, die Sie ihm entgegenhalten, widerlegen ihn unbedingt.

Zu fragen bleibt freilich, ob nicht einer oder der andere von den Trägern dieser Namen auch lieber draußen wäre, wenn es sich machen ließe. Ich will auf niemanden die Aufmerksamkeit der Gestapo lenken, aber in vielen Fällen mögen weniger geistige als recht mechanische Gründe da ausschlaggebend sein, und so ist die Grenze zwischen emigrierter und

nicht emigrierter deutscher Literatur nicht leicht zu ziehen: sie fällt, geistig gemeint, nicht schlechthin mit der Reichsgrenze zusammen. Die außerhalb dieser Grenze lebenden deutschen Schriftsteller sollten, so meine ich, nicht mit allzu wahlloser Verachtung auf diejenigen herabblicken, die zu Hause bleiben wollten oder mußten, und nicht ihr künstlerisches Werturteil ans Drinnen oder Draußen binden. Sie leiden; aber gelitten wird auch im Inneren, und sie sollten sich vor der Selbstgerechtigkeit hüten, die so oft ein Erzeugnis des Leidens ist. Sie sollten zum Beispiel Berufsgenossen, die zwar um ihrer europäischen Gesinnung und um der Vorstellung willen, die sie vom Deutschtum hegen, auf Heim und Heimat, Ehrenstand und Vermögen verzichteten ... aber auf keinen Fall, weder für den, daß die gegenwärtige deutsche Herrschaft besteht, noch für den, daß sie vergeht, alle Brücken zu ihrem Lande abzubrechen und sich jeder Wirkungsmöglichkeit dort zu begeben wünschen: – die Schriftsteller der Emigration, sage ich, sollten gegen einen solchen nicht sofort den Vorwurf der Felonie und der Abtrünnigkeit vom gemeinsamen Schicksal erheben, sobald er in Fragen der Neuansiedlung deutschen Geistes, vielleicht aus guten und ihnen nicht ganz übersehbaren Gründen, anderer Meinung ist als sie.

Lassen wir das. Die Gleichsetzung der Emigrantenliteratur mit der deutschen ist schon darum unmöglich, weil ja zur deutschen Literatur auch die österreichische, die schweizerische gehören. Mir persönlich sind von lebenden Autoren deutscher Sprache zwei besonders lieb und wert: Hermann Hesse und Franz Werfel – Romandichter beide und bewunderungswürdige Lyriker zugleich. Emigranten sind sie nicht, denn der eine ist Schweizer, der andere böhmischer Jude. – Eine schwere Kunst aber bleibt die Neutralität selbst bei so langer historischer Übung, wie ihr Schweizer darin besitzt! Wie leicht verfällt der Neutrale bei der Abwehr einer Ungerechtigkeit in eine andere! In dem Augenblick, da Sie Einspruch erheben gegen die Identifikation der Emigrantenliteratur mit der deutschen, nehmen Sie selbst eine ebenso unhaltbare Gleichsetzung vor ... verwechseln Sie selber die Emigrantenliteratur mit der jüdischen.

Muß ich sagen, daß das nicht angeht? Mein Bruder Heinrich und ich sind keine Juden, Leonhard Frank, René Schickele, der Soldat Fritz von Unruh, der bayrisch bodenständige Oskar Maria Graf, Annette Kolb, A. M. Frey, von jüngeren Talenten etwa Gustav Regler, Bernard v. Brentano und Ernst Glaeser sind es auch nicht. Daß in der Gesamt-Emigration der jüdische Einschlag zahlenmäßig stark ist, liegt in der Natur der Dinge ... Aber meine Liste, die auf Vollständigkeit so wenig Anspruch erhebt wie Ihre innerdeutsche ... zeigt, daß von einem durchaus oder auch nur vorwiegend jüdischen Gepräge der literarischen Emigration nicht gesprochen werden kann.

Ich füge ihr die Namen Bert Brechts und Johannes R. Bechers hinzu, die Lyriker sind – weil Sie nämlich sagen, Sie wüßten nicht einen ausgewanderten Dichter zu nennen. Wie können Sie das, da ich doch weiß, daß Sie in Else Lasker-Schüler eine wirkliche Dichterin ehren? Ausgewandert, sagen Sie, sei doch vor allem die Romanindustrie »und ein paar wirkliche Könner und Gestalter von Romanen«. Nun, Industrie heißt Fleiß, und fleißig müssen die entwurzelten und von einer wirtschaftlich geängstigten, in ihrer Hochherzigkeit beeinträchtigten Welt überall nur knapp geduldeten Menschen wohl sein, wenn sie ihr Leben gewinnen wollen; es wäre recht hart, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Es ist aber auch schon hart, sie zu fragen, ob sie sich etwa einbildeten, das Nationalvermögen der deutschen Literatur auszumachen. Nein, darauf verfällt niemand von uns, weder Industrieller noch Gestalter. Aber es ist ja ein Unterschied zwischen dem uns allen teuren historischen Schatz der deutschen Nationalliteratur, den zu mehren nur wenig von dem, was heute entsteht, gewürdigt sein wird – und eben dieser gegenwärtigen, von lebenden Menschen geübten Produktion ... in der ... wie in der ganzen Welt der *Roman* eine besondere, ja beherrschende Rolle spielt ... Seine prosaistischen Eigenschaften ..., Bewußtsein und Kritizismus, dazu der Reichtum seiner Mittel, sein freies und bewegliches Schalten mit Gestaltung und Untersuchung, Musik und Erkenntnis, Mythos und Wissenschaft, seine menschliche Breite, seine Objektivität und Ironie machen den Roman ... auf unserer Zeitstufe ... zum repräsentativen ... literarischen Kunstwerk ... Er führt überall, in Europa und Amerika. Er tut es seit einigem auch in Deutschland – und darum, lieber Doktor, war Ihre Aufstellung nicht eben vorsichtig, der deutsche Roman sei ausgewandert. Wäre es so – nicht ich bin es, der es behauptet – dann würde erstaunlicherweise der Politiker Schwarzschild Recht behalten gegen Sie, den Literarhistoriker, dann wäre in der Tat das Schwerkicht deutschen literarischen Lebens aus dem Lande weg ins Ausland verlagert.

Sie haben noch vor kurzem, gelegentlich der Karlweisschen Wassermann-Biographie von dem Prozeß der Europäisierung des deutschen Romans mit gewohnter Divination und Feinheit gehandelt. Sie sprachen von der *Veränderung* im Typus des deutschen Romanciers, die durch eine Begabung, wie die Jakob Wassermanns, gezeitigt worden sei, und bemerkten: kraft der internationalen Komponente des Juden sei der deutsche Roman international geworden. Aber sehen Sie: an dieser »Veränderung«, dieser »Internationalisierung«, haben mein Bruder und ich nicht weniger Anteil gehabt als Wassermann, und wir waren keine Juden. Vielleicht war es der Tropfen Latinität (und Schweizertum, von unserer Großmutter her) in unserem Blut, der uns dazu befähigte ... Man ist

nicht deutsch, indem man völkisch ist. Der deutsche Judenhaß aber, oder derjenige der deutschen Machthaber, gilt, geistig gesehen, gar nicht den Juden oder nicht ihnen allein: er gilt Europa und jedem höheren Deutschtum selbst; er gilt, wie sich immer deutlicher erweist, den christlich-antiken Fundamenten der abendländischen Gesittung: er ist der (im Austritt aus dem Völkerbund symbolisierte) Versuch einer Abschüttelung zivilisatorischer Bindungen, der eine furchtbare, eine unheilswan- gere Entfremdung zwischen dem Lande Goethes und der übrigen Welt zu bewirken droht.

Die tiefe, von tausend menschlichen, moralischen und ästhetischen Einzelbeobachtungen und -eindrücken täglich gestützte und genährte Überzeugung, daß aus der gegenwärtigen deutschen Herrschaft nichts Gutes kommen *kann*, für Deutschland nicht und für die Welt nicht, – diese Überzeugung hat mich das Land meiden lassen, in dessen geistiger Überlieferung ich tiefer wurzele als diejenigen, die seit drei Jahren schwanken, ob sie es wagen sollen, mir vor aller Welt mein Deutschtum abzuspochen. Und bis zum Grunde meines Gewissens bin ich dessen sicher, daß ich vor Mit- und Nachwelt recht getan, mich zu denen zu stellen, für welche die Worte eines wahrhaft adeligen deutschen Dichters gelten:

»Doch wer aus voller Seele haßt das Schlechte,
Auch aus der Heimat wird es ihn verjagen,
Wenn dort verehrt es wird vom Volk der Knechte.
Weit klüger ist's, dem Vaterland entsagen,
Als unter einem kindischen Geschlechte
Das Joch des blinden Pöbelhasses tragen«.

Ihr sehr ergebener Thomas Mann.

(Aus: »Briefe I«, S. 409-413)

Die Antwort war dann Ende des Jahres die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit. In der Begründung nahm der »Völkische Beobachter« vom 3. 12. 1936 auch auf diesen Brief an Korrodi Bezug: »Seine Kundgebungen hat er in letzter Zeit wiederholt offen mit staatsfeindlichen Angriffen gegen das Reich verbunden. Anlässlich einer Diskussion in einer bekannten Züricher Zeitung über die Bewertung der Emigranten-Literatur stellte er sich eindeutig auf die Seite des staatsfeindlichen Emigrantentums und richtete öffentlich gegen das Reich die schwersten Beleidigungen, die auch in der Auslandspresse auf starken Widerspruch stießen. Sein Bruder Heinrich, sein Sohn Klaus und seine Tochter Erika sind bereits vor längerer Zeit wegen unwürdigen Auftretens im Ausland der deutschen Staatsangehörigkeit verlustig erklärt worden.«

R. J. Humm, Viel Streit um wenig Wolle

Wie alle übrigen jüdischen Verlage, sieht sich auch der S. Fischer-Verlag gezwungen, seine Tätigkeit in Deutschland aufzugeben. Unterhandlungen mit in- und ausländischen Interessenten behufs Ankauf des Verlags haben sich zerschlagen. Kein Reichsdeutscher getraute sich, die verfeimten Verlagsbestände zu übernehmen. Ausländer trugen zuletzt Bedenken, ihr gutes Geld nach Deutschland hineinzubringen. So wird der Verlag seine Lager ins Ausland überführen müssen. Man kennt das Echo, das diese erzwungene Auswanderung in der Presse gefunden hat, die Angriffe des »Tagebuchs« auf den Verlag, die Verteidigung des Verlages durch Annette Kolb, Hermann Hesse und Thomas Mann, die Polemik Korrodi-Schwarzschild, der Brief von Thomas Mann an Korrodi, Korrodis Erwiderung darauf. In Nr. 7 des »Tagebuchs« wird Korrodi erneut heftig angegriffen und ihm Emigrantenfeindlichkeit und Antisemitismus vorgeworfen. Was ist zu dieser ganzen Polemik zu sagen?

Den richtigen Standpunkt der Beurteilung gewinnt man meines Erachtens nur so, daß man einmal feststellt, wo die geistigen Werte liegen. Und hier wird ausgesprochen, daß sie zweifellos weder bei Herrn Korrodi, noch bei Herrn Schwarzschild vorhanden sind. Keiner von ihnen hat in der Literatur ein Lebenswerk aufgebaut, keiner von ihnen hat irgendwo eine neue Idee oder einen neuen Grundsatz aufgestellt. Beiden ist jene dem Journalisten, insbesondere dem Polemiker angeborne Eigenschaft des Personalismus gemein, wonach die Rücksicht vor Personen, die Bekämpfung von Personen, die Wahrung oder Milderung personeller Interessen das treibende Moment ihrer Schriftstellerei sind, während die eigentlichen Ideen und Grundsätze nur dazu verwendet werden, gegen oder zugunsten von Personen oder Personenklüngeln mobilisiert zu werden. Was seriösen Leuten das Heiligste ist, ein Glaube oder eine Überzeugung, ist für den Polemiker nur Instrument der Stimmungsmache. Wenn uns Herr Korrodi z. B. gerührt von der heiligen Mutter Erde erzählt, so tut er's nicht, weil ihm viel an dieser Erde läge, sondern weil er weiß, daß er damit den beweglichen Punkt einer ganzen Klasse von Leuten trifft, die er mit diesem Argument gegen Schwarzschild mobilisieren kann. Umgekehrt schilt Schwarzschild Korrodi einen Reaktionsnär, Antisemit und Nazi, nicht, weil er unglücklich wäre, daß es diese trübe Gesinnung gibt, nicht, weil er seinen Kollegen beschwören möchte, von einer gefährlichen Neigung zu lassen (er ist kein Romain Rolland), sondern, weil man mit diesen vergnüglichen Feststellungen heute einen Mann vernichten kann. Der Krieg, nicht für Ideen und Grundsätze,

sondern vermittelt von Ideen und Grundsätzen für oder wider Personen, ist das Charakteristikum der kleinen Persönlichkeit, der unschöpferischen Natur. Aber die Fehden zwischen kleinen Persönlichkeiten mögen noch so lustig zu lesen sein: sie sind – weil die Leute uns nicht weiter interessieren – für die Entwicklung der Literatur völlig belanglos. Ihr ethischer und literarischer Wert ist gleich Null.

Diese Feststellungen mögen auf den ersten Blick etwas extramundan berühren. Sie dienen tatsächlich auch nur dem Versuch, das Niveau ein wenig zu heben. Literatur wird gemacht von Schriftstellern, die mit ihrer Substanz herhalten, die ihr Wort aus tiefsten Schichten heben, die aus der Ergriffenheit heraus schreiben.

Davon verstehen die Polemiker meist sehr wenig. Herr Georg Bernhard rügt z. B. im »Pariser Tageblatt« Hermann Hesse wegen seiner Mitarbeit an der »Frankfurter Zeitung«. Mir scheint, Herr Bernhard überlupfe sich auf eine mündhausnerische Art. Auch dieser Herr hat literarisch nichts geleistet. Herr Bernhard vergißt, daß Hesse selbst seine Bücher geschrieben hat und daß er somit, als ein Mehrer der Literatur, das Recht und auch den Verstand hat, zu entscheiden, ob er versuchen soll, auf eine bereits erworbene Leserschaft in einem günstigen Sinn weiter einzuwirken. Deutschland sind nicht die Nazi. Es ist möglich, daß Hesse für die Verbesserung des Niveaus in Deutschland mehr leistet als Herr Bernhard. Und wenn Hesse deswegen als Aushängeschild eines Propagandaministeriums benützt wird, so ist das keine Sache, die den Dichter und sein Publikum etwas angehe. Zur Beseitigung dieser Sache sind nämlich die Bernhards da, die keine Dichter sind, keine kulturellen Sorgen haben und ihre ganze Kraft in den Dienst ihrer politischen Partei einstellen können. Am Ende gehört aber Herr Bernhard keiner, oder dann nicht der richtigen Partei an, vielleicht fehlt es gerade ihm an Mut und Konsequenz. Daher sein Unbehagen.

Es ist billig, wenn man selber politisch nicht das Richtige tut, Leuten, die ihrer ganzen Veranlagung nach keine Politiker sind, den Mangel an politischer Einstellung vorzuwerfen. Worauf läßt sich der lange Brief von Herrn Schwarzschild an Thomas Mann letzten Endes komprimieren? Auf die sehr wenig geistreiche Befürchtung, das Auftauchen des Bermann-Fischer-Verlags könne die Emigranten zur Resignation verführen. Herr Schwarzschild hat Angst, sie könnten von nun an nur noch Bücher schreiben, die dem Regime halbwegs genehm sind. Man fragt sich, wozu der ganze Brief. Läßt die Emigration diese Befürchtung aufkommen, dann ist sie heute schon nicht wert, daß man Briefe über sie schreibt. Eine Literatur, deren Gesinnung vom Standort eines Verlages abhängt, ist keine Literatur. Fischer möge kommen oder bleiben, so hätte ein Mann mit klarer Linie geantwortet, das ficht uns Emi-

granten wenig an. So gibt uns Herr Schwarzschild, weil er keine Gedanken bewegt, sondern nur Personen schiebt, nur einen Einblick in die sonderbare Mentalität der Kreise, die ihn umgeben und die er, damit daß er diese Befürchtungen aussprach, außerhalb der deutschen Literatur gestellt hat. Wir wissen, daß diese Kreise nicht die Emigration sind.

Sie sind es auch darum nicht, weil es gilt, *Deutschland* selbst zu schützen vor diesen papierernen Polemikern, wenn sie mit steiler Nase vom Deutschen schlechthin als der »blonden Bestie« reden. Das tun sie. Eine scharfe Analyse des »Tagebuchs« auf seine politische Haltlosigkeit ist jederzeit zu haben. Und wenn uns Marcuse erzählt, der »größere Glanz« befinde sich heute auf der Seite der Nazi – eine Behauptung, die einen Schweizer geradezu humoristisch berührt – so deckt er auch den psychischen Hintergrund dieser Kreise auf, die offensichtlich nur darum Antinazi sind, weil sie das Leben erst ertragen, wenn es in einen »Strahlenkreis« getaucht ist.

Wollen Sie denn ewig leben . . . ? Ich frage das, so freundlich als ich kann. Und erwarte die Antwort von einem Dichter.

(Aus: »Die Nation«, Zürich, vom 27. 2. 1936)

ZU BRIEF 15 VOM 14. JUNI 1937:

R. J. Humm, Hermann Hesses »Gedenkblätter«

Wenn ich Hesse lese, abgesehen davon, daß ich aus vielen seiner Seiten den heftigsten Geruch von Tomatenpflanzen rieche und seine Sätze mir das Fächeln grüner Blätter und ein Spiel von Sonnenlichtern vermitteln, die mich verwirren, wenn der Text von ganz anderen Dingen spricht – wenn ich Hesse lese, geht für mich die Entelechie meines Vaters auf, aber sie geht auf, wie ein Himmel voller Sterne. Das mußte ich und durfte ich sagen, obschon es sehr persönlich ist, weil Hesse die Menschen in ihrem Innersten angreift und aufschließt. Er ist wohl der intimste aller Dichter, einer, der nie »Gesellschaft« malte, wohl aber dauernd in den »Turm unseres scheinbar unveränderlichen Ich« hineinruft, sich an die Fenster der Seele lehnt und manchmal ein Gesicht annimmt, wie »der Vater«, manchmal eins wie »der Bruder«, manchmal eins wie »der Gefährte«. So spricht er zum Einsamsten in uns, zum Verschämtesten in uns.

Er *spricht*, – denn Hesse ist kein Schreiber, er ist ein Sprecher. Er ist es in jenem Sinn, der sich ergibt, wenn man das Wort unmittelbar aus dem

Wort »Sprache« ableitet, und diese als autonomen Komplex versteht. So ist es die deutsche Sprache, die aus seinen Sätzen spricht und uns ruft. Man fühlt sich, wenn man ihn liest, wie von einem grünen Mantel bekleidet, das sind alle Hügel Süddeutschlands, und in dem Mantel wimmelt es von kleinen Städten, und man hat dazu noch das Gefühl, der Mantel sei mit Vorsorge um einen gelegt worden. Diese Landschaft, die er von der Erde genommen, um aus ihr ein Sprachgewand zu machen, ist seine unblutige Aegis, die ihn manchmal einsam macht, die manchmal auf ihm lastet, nach seinem eigenen Zeugnis; vielleicht, weil er inmitten von Menschen lebt, die sprachlos leben wollen.

Ich möchte hierher setzen, was er über Wilhelm Raabe schreibt, den er im Jahr 1909 in Braunschweig besucht hat:

»Da stand in der Dämmerung eine sehr große hagere Gestalt, mit dem Anzünden einer kleinen Erdöllampe beschäftigt; sie wandte sich mir zu, nach Bildern erkannte ich Raabes Gesicht, und doch war es anders als auf den Bildern. Schmal und sehr hoch, in einem langen Schlafrock, stand die friedliche und auch feierliche Gestalt, und von ihrer Höhe blickte ein altes, faltiges, spöttischkluges Gesicht zu mir herab, sehr lieb und freundlich, und doch ein Fuchsgesicht, schlau, verschlagen, hintergründig, das greise Gesicht eines Weisen, spöttisch ohne Bosheit, wissend aber gütig, altersklug, aber eigentlich ohne Alter, woran auch die aufrechte Haltung der Gestalt teilhatte, ein Gesicht, ganz anders und doch dem meines Großvaters verwandt, aus der selben Zeit, von der selben herben Reife, von beinahe der selben Würde und Ritterlichkeit, die ein vielfältiges Spiel alter, erprobter Humore überflog und milderte.«

Es steht in diesem Aufsatz über Ruhm und Erfolg einiges zu lesen, das nachdenklich stimmen wird. Die übrigen Aufsätze dieses Sammelbandes hat man alle schon einmal gelesen, Herr Claassen, Eugen Siegel, der Mohrle, Tessiner Herbsttage, Erinnerungen an Othmar Schoeck. Einer der schönsten, der neulich im Heft der Büchergilde zu lesen war, ist hier noch nicht aufgenommen worden, dafür aber die »Erinnerung an Hans«, die im letzten Herbst in der »Corona« erschienen ist. Es ist die Geschichte seines Bruders Hans, der in Baden während zwanzig Jahren einen kleinen Schreiberposten versah und auf diesem Posten blieb, auch als das Angebot seiner Vorgesetzten kam, in der Angestelltenhierarchie doch einmal zu steigen. Er wies es von sich und beging damit eine Sünde wider sich selbst, die sich später dann bitter rächte. Diesen Trieb, gegen seine Persönlichkeit anzugehen, kennen wir. Für diese Menschen ist »Gesellschaft« so etwas, wie ein düsteres San Gimignano, eine Stadt der Ich-Türme; und wer das Sprachgewand hat, der umkreist diese Stadt mit seinen langen Sätzen, wie ein mühevoll fliegender, den langen Hals ausstreckender Schwan, der einen See sucht. Sein Flügelschlag hat die

Kraft, daß wir zum See werden und uns ihm öffnen. Hier zeigt Hesse das Leben seines Bruders, der diese Kraft und dieses Gewand nicht hatte, der gegen sein Ich ging, aber die Gesellschaft nicht unter sich zu bringen vermochte, der auch nicht im geringsten herrschen wollte, und daran zugrunde ging. Und doch hat in ihm dieselbe Entelechie gelebt, wie in seinem größeren Bruder.

Es ist nicht ganz von ungefähr, daß Hesse wie wenige weiß, daß es einfache, unberühmte Menschen gibt, die dasselbe innere Leuchten hinterlassen, wie die Erleuchteten.

(Aus: »Maß und Wert«, Zürich, Nr. 1, 1937)

ZU BRIEF 15 VOM 14. JUNI 1937:

Hermann Hesse, Monique Saint-Hélier »Morsches Holz«

Erfreulicherweise ist das erste Buch der westschweizerischen Dichterin schon jetzt ins Deutsche übersetzt worden, die Übersetzung des zweiten Buches ist in Vorbereitung. Man mag darüber streiten, ob und wie weit Dichtungen dieser sublimen und gebrechlichen Art, wie es die höchst eigenartigen Werke dieser Dichterin sind, überhaupt Übersetzungsversuchen zugänglich seien. Ein Blick in das vorliegende Buch zeigt, daß immerhin eine Übersetzung sehr viel zu geben vermag, und wenn sie wie hier von einem Dichter, von einem Ebenbürtigen stammt, hat sie sogar ihre eigenen Reize.

Die Kunst von Monique Saint-Hélier ist eine späte, überzüchtete, morbide Kunst, etwa von Proust herstammend, und über ihn hinaus weiter differenziert und nüanciert, aber so zart, gebrechlich und, wenn man will, dekadent diese Kunst ist, so strahlend, sieghaft, zäh und eigenartig ist sie doch. Im »Morschen Holz« wird mit einem äußerst feinnervigen Impressionismus eine unendliche Flucht von Bildern hingestellt, Bildern des Alltäglichen und Kleinsten, Bildern von Häusern, Stuben, Tischen, Bäumen, Schneeflocken, Bildern wie das der gebratenen Ente im Haus der Aléracs, der Ente mit der Orange und der grünen Wachskerze, oder im zweiten Teil des Romans jene Bilderfolge, in welcher Frau Vauthier und ihre Küche geschildert werden – es ist wie das Skizzenbuch eines geistreichen, leidenden und durch Arbeitsamkeit gegen sein Leiden ankämpfenden Malers, der ohne »Sinn« in scheinbar zufälliger Folge alles aus seiner Umwelt abzuschreiben und festzuhalten versucht, was irgend seinen Augen zum Erlebnis wurde. Aber hinter dieser Bilderfolge entsteht eine andere, festere Schicht: während wir scheinbar nichts ande-

res tun als diesen kleinen holden Einfällen lauschen, als diese lieben, zart hingemalten Augenblicksbilder betrachten, erfahren wir nebenher und wie durch Zauber die Geschichte einer Familie, zweier Familien, dreier Familien bis um drei Generationen zurück, ja die Geschichte einer Gemeinde, einer ganzen Siedlung. Es ist die Gegend von Chaux-de-Fonds im Jura, die Heimat der Dichterin. Vermutlich ist sie mit größter Genauigkeit beschrieben, aber sie ist nicht minder verwandelt, denn sie hat nicht nur jene Zerstückelung in eine Menge winziger, impressionistischer Einzelbilder erfahren, sondern auch eine rein dichterische, aus tiefem Wissen und Leiden her stammende Beseelung und Transparenz.

Mit Monique Saint-Hélier ist eine neue Dichterin von hohem Rang in die schweizerische und europäische Literatur getreten.

(Aus: »National-Zeitung«, Basel, vom 22. 12. 1937)

ZU BRIEF 23 VOM 30. JUNI 1938:

Hermann Hesse, Die Eidgenossenschaft

Die Eidgenossenschaft ist unter dem Druck der Not entstanden, und hat durch Jahrhunderte vielen Bedrohungen von außen und von innen standgehalten. Stets waren die inneren die gefährlicheren, und so ist es auch heute. Manche Mitbürger nennen heute, durch ausländische Moden verführt, die Formen unsrer Demokratie veraltet und unsere Ideale abgestorben, und finden es nötig, die alte Eidgenossenschaft durch formale Änderungen oder gar durch Nachahmung neuester, noch unbewährter Methoden und Regierungsformen zu erneuern. Diese Meinung mag aus einem guten Willen kommen, sie hält aber keiner ernsten Prüfung stand, am wenigsten einer Prüfung an der Weltgeschichte. Die Weltgeschichte, das sollten wir immerhin nicht vergessen, hat dem eidgenössischen Versuch, Völkerschaften verschiedener Stämme und Sprachen als einen freiwilligen Bund von Gleichberechtigten zu konstituieren, recht gegeben, und der Bund hat Stürme überstanden, von denen scheinbar viel mächtigere Staatsformen weggefeht worden sind.

Die Erneuerung, die der Schweiz not tut, ist vor allem eine Erneuerung der Herzen, vielmehr ein Erwachen zur Wirklichkeit, ein Öffnen der Augen für die Abgründe, die uns umgeben. Der Kampf der Parteien und Klassen ist unsre Gefahr, wie er die jedes heutigen Staates ist. Wir können ihn weder aus der Welt schaffen noch dürfen wir ihn leicht nehmen, aber wenn wir nicht fähig sind ihn zu vertagen, oder mindestens

ihn der so viel größeren gemeinsamen Gefahr unterzuordnen, dann haben wir die Weltgeschichte schlecht verstanden.

Montagnola, im April 1938

(Aus: »Civitas Nova« Nr. 2, Lugano, 1938)

ZU BRIEF 35 VON ANFANG JUNI 1939:

[Kuno Fiedler an Hermann Hesse:]

St. Antönien, Grb., am 5. Juni 1939

Hochverehrter Herr Hesse!

Nehmen Sie es bitte nicht als Aufdringlichkeit, wenn ich Ihnen schon wieder einmal schreibe! Und glauben Sie vor allem nicht, mir darauf antworten zu sollen! Vielmehr ist dieser Brief selber schon eine Antwort – eine Antwort nämlich auf Ihren »Peter Camenzind«, den ich jetzt wieder einmal gelesen habe und der mich sehr ergriffen hat.

Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen gerade über diesen Ihren Erstling schreibe. Aber einmal ist es das einzige Prosabuch aus Ihrer Feder, das mir hier zur Hand ist (ich hoffe aber bald einige weitere da zu haben), und dann ist es das, mit dem meine frühesten Erinnerungen an Eindrücke von deutscher Sprachkunst überhaupt verknüpft sind. Ich weiß noch sehr genau, daß mir Ihr Buch damals (vor 32 Jahren etwa) eine unbestimmte Sehnsucht nach dem Leben – und doch auch Angst vor ihm – erregte. Und diese doppelte Sehnsucht habe ich jetzt wiederempfunden – verstärkt noch durch die nach jener Zeit, in der ich sie zum ersten Male empfand. Dieses Buch ist für mich heute nicht nur ein Stück Jugend überhaupt, sondern ein Stück *meiner* Jugend.

Daß so etwas damals möglich war! Ich meine, daß solche Bücher geschrieben werden – und daß sie Leser finden konnten! Ich habe in der alten Literaturgeschichte nachgeblättert, die ich mir neulich geleistet habe, und siehe, auch der Herr Germanistik-Professor hat das Buch ganz richtig beurteilt. Er hat es in warmherzigen Worten gelobt, erstens um seiner selbst willen und zweitens als Verheißung für die Zukunft. Das zweite hat mich besonders gefreut, und zwar nicht nur für den Germanistik-Professor, sondern auch für Sie. Denn Sie haben alle die Verheißungen, die in Ihrem Erstling enthalten liegen, wahr gemacht. Und das war es eigentlich, woran ich Sie durch meinen Brief erinnern wollte.

Ich hatte aus manchen Ihrer Gedichte den Eindruck, als ob Sie zuweilen die Leistung Ihres Lebens vergäßen. Und vielleicht ist das ganz gut so. Aber sicher ebenso gut ist es für Sie, zu hören, daß andre diese Leistung

nicht vergessen, weil sie nicht nur der toten Literaturgeschichte, sondern der lebendigen Sprache selber angehört.

Wenn ich heute den Begriff Hermann Hesse denke, dann denke ich zugleich: »Demian«, »Steppenwolf«, »Narziss und Goldmund«. Vielleicht werden andere anderes denken, aber für mich sind diese drei Bücher das, was ich mir am wenigsten von Ihrem Schaffen wegdenken könnte. Und jedes von ihnen ist um vieles mehr, als man nach Ihrem Erstling von Ihnen erhoffen konnte – selbst wenn man sehr viel erhoffte.

Und dennoch liegen sie alle schon in diesem Erstling enthalten: der Freundschaftskult des »Demian«, die Basler Gesellschaft wie sie der »Steppenwolf« kennzeichnet, und die verzweifelte Erotik, die Goldmund durch sein kurzes Leben jagt.

Meinen Sie nicht, daß Sie Grund hätten, auf die Frucht Ihrer 60 Jahre stolz zu sein, oder wenn Ihnen das nicht liegt, doch dankbar für die Ihnen geliehene Kraft, die sie hervorgebracht hat? Ich bin überzeugt: es hat innerhalb der letzten dreißig Jahre keinen deutschen Dichter gegeben als Sie (Thomas Mann nehme ich nicht aus bei dem Vergleich). Und es werden vielleicht nicht viele Jahre vergehen, bis diese Erkenntnis in jeder Literaturgeschichte zu lesen ist.

Sie wissen, wie hoch ich Thomas Mann verehere. Aber die Verehrung, die ich ihm entgegenbringe, würde mich nicht veranlassen können, um seinetwillen auch das deutsche Volk zu lieben. Ihnen gegenüber *ergeht* es mir so. Weil es einen Hermann Hesse gibt, kann man das deutsche Volk auch in seiner tiefsten Erniedrigung doch nicht ganz verwerfen. Denn Hermann Hesse – das *ist* Deutschtum. Das heißt: an Ihnen hängt noch mehr als an Thomas Mann heut die Ehre und die Würde des deutschen Volkes. Es ist gewiß ungesund, daß ein Volk sein Zentrum außer sich hat, aber es hat doch einen Vorteil: den, daß alle Anstrengungen von innen her dieses Zentrum nicht verschieben können. Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie der erste sein werden, um den herum sich nach vollzogener Wende wieder etwas wie eine deutsche Kultur konzentrieren wird.

Ich will hier abbrechen und bitte Sie nochmals um Entschuldigung, daß ich Ihnen durch diese Zeilen ein Stück Ihrer kostbaren Zeit geraubt habe. [..]

Erlauben Sie meine besten Grüße und Wünsche!

Ich bin Ihr sehr ergebener

Kuno Fiedler

Aus R. J. Humms Tagebuch:

14. 2. 40 Mi.

Nach Montagnola. Am 18. und 19. Hesse aus dem »Carolin« vorgelesen.

20. 2. 40 Di.

Nicht vorgelesen, bzw. aus dem Biedermann (Goethe). Frau Hesse hatte sich zurückgezogen, weil erkältet. Ich hatte das Gefühl, es schicke sich nicht, ihre Aufmerksamkeit mit meinem Buch mehr in Anspruch zu nehmen als gerade nötig, um ihnen zu zeigen, wie das Ganze sich anläßt. Frau Hesse meinte zwar das Gegenteil, aber heute nach dem Nachtessen, fragte er: »Und was lesen wir heute abend?« und warf auf mich einen seiner blauen Sperberseitenblicke, und ich warf schnell ein: »Goethe«, und er nickte. Sonntag war ich nach dem Vorlesen so zerbrochen, daß ich ein Schlafmittel nehmen mußte. Es war die endgültige Geburt des Buches. Manches, hie und da noch Unbeholfenes fällt ab oder wird sich leicht fügen. Das Buch ist eine Realität geworden, so weit ich es vorgelesen habe; aber ihn nun zu weiterer Mitwirkung zu mißbrauchen, kommt mir anmaßend vor. Ich fühle den ganzen Reichtum seiner Sprache, seiner Phantasie, und die ganze Eintönigkeit und Gräue der meinen. Es sind zwei Epochen. Und ging es auch gestern in der Hauptsache gut, so kommt mir das, was ich zu sagen habe, in seiner Gegenwart unwichtig vor. Es war aber ein unerhörtes Ereignis, ihm diese fünfzig Seiten vorlesen zu dürfen.

Heute morgen bei hellem Sonnenschein und schöner Wärme mit ihm rund um den Hügel über dem See nach Agra spaziert. Samstag fing es an zu schneien als wir unterwegs waren; als wir zurückkamen, lag alles im Winter. Sonntag war es schön, aber tief verschneit. Gestern und heute ist aller Schnee weg. Donnerstag und Freitag sehr kalt; in der Nacht minus 10 Grad.

Las zwischendurch »Krieg und Frieden« wieder. Las nur die Hauptereignisse. Er will es mir schenken.

21., 22., 23.:

Aus dem »Carolin« vorgelesen.

24. 2. 40 Sa.

Er sagte nach der gestrigen Vorlesung: es ist unerhört schön. Es gefällt ihm, wie sich immer die Welt öffnet um die private Geschichte. Heute morgen sagte er auf dem Weg nach Agra: Humm ist ein Gi-Gant, er setzt sich zusammen aus Elegie und Elegant. Er hat so eine nachdenkliche Melancholie und dazu so etwas Schickes, Elegantes. – Ich wollte die Turbine unterdrücken oder anderswo einrücken. Hesse ist nicht für

Weglassung. – Er sagte, es sei reich, es sei unendlich viel los. Er denkt viel darüber nach. – Frau Hesse sagte am ersten Sonntag, als ich erstmals daraus vorlas, es sei für mich kennzeichnend, daß alles bei mir neu anmute, als machte ich wieder die Welt. Sogar über die Sprachmittel müsse ich mir erst klar werden, alles werde stets von vorne angefangen.

25. 2. 40 So.

Hesse meinte, als wir zu lesen aufhörten, daß ihm nicht klar sei, wieso diese Ganiools in die materialistischen Kreise hineingeraten seien, besonders Gania, die doch mehr zu einer ästhetisierenden Introversion geschaffen scheine. Das sei ihm nicht klar, und es sei ihm auch ein wenig widerwärtig. Ich sagte ihm, die eine Erklärung dafür liege in Gantias übergroßer Angst vor der Introversion. (Das irritierte ihn, und er sprach sich etwas subjektiv-verächtlich gegen die Extraversion aus). Er meinte auch, es werde zu oft betont, daß Muhr Gania nicht liebe. (Das stimmt). Er meint, die Eheszene dürfe man ja nicht kürzen, denn sie bilde das Gegenstück zur Welt.

26. 2. 40 Mo.

Es hatte gestern Hesse auch dieser Spruch befremdet: Sie stehe im Dienst. Er kenne bisher nur die zwei reinen Typen: den Insichgekehrten, Ästhetischen, der es öfters bis zur Verschrobenheit treibe, und den Tätigen, Revolutionären. Vielleicht folgende Stelle aus dem Biedermann verwenden: (1206) 13. August 1809, Riemer: Goethe äußerte: daß die Männer zum Dienen, die Weiber zu Müttern gezogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet habe.

Weiter vorgelesen. Frau Hesse fand an der Ballade zu rügen, sie sei leicht antisemitisch und gebe Gantias Vorleben zu unverhüllt preis. Außerdem fehle darin das Stück, wo sie ein Jahr lang kollektiv lebt. In der Tat hatte ich vergessen, dafür Raum zu schaffen. Sie hat Mitleid mit Ganiool. Sie mißverstand das Wort »gruselig«, zuckte zusammen, als ich es las und konnte das andere nicht mehr so recht genießen.

27. 2.:

Mit der Ballade kann ich es so machen, daß ich sage: Man stand zu den Juden ungefähr wie Goethes Mutter zu den Juden in der Frankfurter Judengasse. Man ließ sie gelten, wünschte ihnen nichts Böses, aber hielt sie in einer gehörigen Entfernung. Aber eben weil sie von diesem Verkehr ausgeschlossen blieben, dauerten die Juden Gania schon als kleines Kind. Ein Jude war für sie eines jener unglücklichen Märchenwesen, wie ungefähr die Zigeuner, die kein Heim, keine Teilnahme kennen, und die jeden gutgearteten Menschen dauern müssen, und sie tat schon als junges Mädchen das Gelübde, sich dieser verlassenen Geschöpfe anzunehmen. So wurde Ganiool ihr Mann und ihr Golem.

28. 2. 40 Mi.

Gestern vorgelesen. Heute auf die Felsenrippe jenseits von Agra gegangen. Braungoldenes Gelände, braungoldene, licht sich erhebende Hügel; golden vom vorjährigen Laub, das am Boden liegt, hie und da noch an Gebüschen und Bäumen hängt, wie Goldmünzen; auch das liegende Gras goldgelb. Alles in Dunst getaucht. Stufen auf den Hügeln, Rebgeländer, da und dort eine Kirche oder ein Türmchen, Roccolo genannt. Auf den Wegen hin und wieder gelbe Maisstangen. Hie und da abgebrannte Brombeerbüsche. Rubinien, akazienähnliche Bäume, von schlechtem Holz, rauher, schlechter Oberfläche, aus der manchmal ein Dorn sticht. Kleinere Äste alle bestachelt. Die Erde der Wege weich und federnd, vom Humus. Frisch gekappte Baumstümpfe, goldener Farbe, um die noch die abgesplitterten Schnipsel liegen. Die meisten Bäume mit der Axt gefällt, daher stumpf vertieft, ausgehöhlt; einige halb mit der Axt, halb mit der Säge.

Bis Ende des III. Buches vorgelesen. Darin fiel das letzte Kapitel ab. Schlecht eingeleitet. (Es folgen seitenlange Überlegungen).

29. 2. 40 Do.

Heute abend las ich nicht, sondern wir lasen im Biedermann. Ich mochte nicht weiter lesen, hatte auch von Anfang an gesagt, es wären nur die ersten drei bis vier Kapitel des IV. Buches lesbar, und das andere müsse ich noch für mich behalten. Er wollte aber doch wissen, wie die Geschichte weiterging. Daraus ergaben sich einige nützliche Betrachtungen. Er sagte, *Muhr* (Carolins Familienname) sei die interessante Figur der ganzen Geschichte; Muhr sei der, der aus dem Erlebnis jeweils Folgerungen ziehe und »Entschließungen brauche« (ich fragte »fasse«? Er sagte: »nein, brauche«). Ich erwiderte, Gania sei eben die Welt, das Inkonsequente, das Bröckelige, die Figur, die einer äußerlichen Folgerichtigkeit ermangele. Sie überrumpele ihn dauernd, aber es habe keine Folgen. (Sie ist für mich, dies sei hier vermerkt, die reinste Weierstraßsche Funktion, diskontinuierlich in sich, differenziert, ohne differenzierbar zu sein.) Er lachte und sagte: »Sie ist dauernd aktiv, aber nicht produktiv«. Als er sich zurückgezogen hatte, ließ er mir durch seine Frau noch sagen, er vermisse, was mit Phil geschehen sei, Phil falle ganz in die Versenkung, Phil interessiere ihn viel mehr als Gania.

Sie verstehen durchaus die Schwierigkeiten der Komposition, die sich daher ableiten, daß wir es mit der Sinngebung eines Erlebnisses zu tun haben; oder, wie ich Frau Hesse vor einer Woche schon sagte, daß ich eine Geschichte aus dem Bereich der Wahrheit in das Reich der Wahrscheinlichkeit erheben soll.

1. 3. 40 Fr.

Heute war der letzte Tag. Es war ein Deutscher da aus Hamburg, Re-

daktor am Hamburger Fremdenblatt, ein Dr. M., der auf drei Wochen in der Schweiz war, mit Rappard in Genf Fühlung genommen hatte, auch ein Freund von Giono ist, und uns einen merkwürdigen Eindruck von einem gebildeten, aber tief niedergedrückten Deutschland hinterließ, das neben der Naziwirtschaft existiert. Er meinte, das Rätsel aller, die dächten wie er, sei, was es in Deutschland nach den Nazis geben werde. Er sagte, die Leute erzählten einander in den Trams ganz ungeniert, welchen (verbotenen) Sender sie nachts zuvor gehört und was er gemeldet. Er kenne keinen einzigen, weit und breit, der nazi dächte. Am Hamburger Fremdenblatt hätten sie zwei Nazis, davon sei der eine ein ex-Demokrat, der andere ein ex-Freimaurer.

4. 3. 40 Mo.

Samstag von Montagnola zurück.

BEILAGE ZU BRIEF 62 VOM 11. APRIL 1940:

Auszug aus: Hermann Hesse, Blatt aus einem Notizbuch

(Aus einem Brief¹.) Ich lege dir die letzte Fassung des neuen Gedichtes bei. Denn ich habe, außer den rein formalen Tagespflichten, in diesen vierzehn Tagen eigentlich nichts anderes getan als an dieser Fassung herumzuprobieren, sie ist nach acht bis zehn Zwischenstadien entstanden und soll nun stehen bleiben. Ja, es ist komisch: während die halbe Welt sich in Gräben und Bunkern, in Festungen und Kriegsschiffen, in Werften und Fabriken bereit hält, um unsere bisherige Welt vollends in Staub und Splitter zu schießen, war ich tagelang damit beschäftigt, meinem kleinen Gedicht eine bessere Fassung zu geben.

Das ging so zu: Das Gedicht hatte zuerst vier Strophen und hat jetzt nur noch drei, und ich hoffe es sei dadurch einfacher und besser geworden und habe nichts Wesentliches verloren. In der ersten Strophe nämlich hatte mich die vierte Zeile von Anfang an gestört, sie war offenbar ein Notbehelf, und beim öfteren Abschreiben des Gedichtes für Freunde wuchs mein Unbehagen, jene Stelle klang mir immer mißglückter, immer lückenbüßerischer, immer fataler. Und am Ende fand sich sogar unter den Freunden, die das Gedicht zu lesen bekamen, einer mit zarten Ohren, dem jene Zeile ebenfalls nicht schmecken wollte; er schrieb es mir, ich mußte ihm recht geben. Und jetzt begann ich ernstlich, Zeile um Zeile und Wort um Wort zu beklopfen und zu prüfen, was entbehrlich sei und was nicht.

Nun kann man fragen: wozu ist solch eine Arbeit gut? Neun Zehntel

meiner Leser, ach noch weit mehr als neun Zehntel, merken es überhaupt nicht, ob das Gedicht diese oder jene Fassung hat, obwohl je und je einer merkwürdig richtig reagiert. Ich vergesse es nicht, obwohl es dreißig Jahre her ist, wie einst ein Leser mich um den Text eines kleinen Gedichtes bat. Er hatte es in einer Zeitschrift gelesen, er wußte nicht mehr in welcher, und hatte die acht Zeilen des Gedichtes auswendig behalten – nur eine einzige von ihnen war seinem Gedächtnis wieder verloren gegangen, und als ich nachsah, da war es die schwache Zeile des Gedichts, jene die seit Jahr und Tag in meinem Manuskript mit einem Fragezeichen versehen und der Verbesserung so sehr bedürftig war!

Also die Mehrzahl der Leser wird meiner kniffligen Korrekturarbeit nicht danken, wird sie gar nicht bemerken. Die Zeitschrift, die das Gedicht drucken wird, wird mir, ganz einerlei ob es drei oder vier Strophen habe, ob es gut oder schlecht sei, die üblichen paar Franken dafür geben, die Summe wird etwa dem Tagesverdienst eines gelernten Arbeiters gleichkommen. Meine Beschäftigung mit der Verbesserung dieser Verse ist also für die Welt ein Unsinn, etwas Komisches und Spielerisches, eher schon Verrücktes. Wie kommt ein Dichter dazu, wird sie fragen, sich um seine paar Verschen solche Sorgen zu machen und so die Zeit damit zu vertun?

Antworten könnte man auf diese Frage: erstens ist das, was der Dichter da tut, vermutlich zwar wertlos – denn ist es wahrscheinlich, daß er gerade eines von den ganz wenigen Gedichten gemacht habe, welche ihre Zeit und ihren Dichter überleben? Aber dennoch hat dieser nicht sehr ernst zu nehmende Mann etwas Besseres, etwas Unschädlicheres, Harmloseres und Wünschenswerteres getan als die Mehrzahl der Menschen heute tut. Er hat Verse gemacht und Worte aufs Schnürchen gereiht, der Kindskopf, aber er hat weder geschossen noch gesprengt noch Gas gestreut noch Munition fabriziert noch Schiffe versenkt usw. usw.

Und man könnte auch antworten: Daß der Dichter so seine Wörtchen klaubt und setzt und auswählt, mitten in einer Welt, die morgen vielleicht schon zerstört sein wird, das ist genau das Gleiche was die Anemonen und Primeln und andere Blümchen tun, die jetzt auf allen Wiesen wachsen. Die Wiese wird vielleicht morgen von Granaten zerrissen oder in Giftgas erstickt sein, oder es werden morgen Soldaten kommen und sie aufgraben und Gräben ziehen oder sie dick mit Stacheldrahtzäunen bespicken. Aber die Blumen lassen sich durch diese Möglichkeiten – und es gibt viele Wiesen in Europa, wo diese Möglichkeiten schon mehr Wahrscheinlichkeiten sind – nicht hindern. Sie bilden sorgfältig ihre Blättchen und Kelche, mit vier oder fünf, mit glatten oder gezackten Blütenblättchen, wie es sich gehört, alles so genau und hübsch wie möglich.

So etwa könnte man antworten. Aber außer dem Dichter selber stellt ja gar niemand die Frage.

(Aus: »Neue Zürcher Zeitung« vom 14. 4. 1940)

1 Aus einem Brief an seinen Sohn Martin (1911–1968)

ZU BRIEF 66 VOM 28. MAI 1940:

Aus R. J. Humms Tagebuch:

1. 5. 40 Mi.

Vorgestern war Hesse mit Frau Leuthold hier; gestern waren wir bei ihm. *Sie* (verwundert): »Aber wie kann X Antisemit sein, wenn er doch eine jüdische Frau hat?« *Er* (spitzbübisch): »Ja, weißt du, – man kann schon zum Antisemiten werden, wenn man eine jüdische Frau hat!« *Sie* (lachend): »Na, schaut mal diesen stillen Dulder an!«

Arbeitete all die Tage am IV. Buch [»Carolin«]. Aber dieses Buch ist zum Verzweifeln!

ZU BRIEF 84 VOM 20. FEBRUAR 1941:

R. J. Humm, »In alls gedultig«

Briefe Wilhelm Raabes aus den Jahren 1842–1910

Von diesen schönen Blättern muß man erst ein Räupchen entfernen. Es kriecht auf Seite 107 in einer Fußnote, die sich mit dem Zürcher Tonhallekrawall 1871 befaßt. Zur richtigen Würdigung jenes abgelegenen Sachverhaltes wird der Leser bei Raabe selbst die nötigen Stichwörter finden, so in seinem Brief an Paul Heyse vom 2. März 1875 (S. 141). Auch an zahllosen anderen Briefstellen. Herr Prof. Fehse, der in der Fußnote Seite 337 britische Angelegenheiten so erstaunlich nett und artig beleuchtet, und uns auch den interessanten Brief vom 4. Januar 1900 nicht vorenthält, worin Raabe einem Freund schreibt: »Ich würde es für ein furchtbares Weltunglück, und für unser Volk ganz insbesondere, halten, wenn England von seinem Stuhl im Rat der Völker heruntersteigen müßte!«, brauchte es deswegen nicht mit uns Schweizern zu verderben.

»Und so können auch wir«, schreibt übrigens Prof. Fehse in der Einleitung, »aus diesen Briefen an einem hoheitsvollen Beispiel lernen, die An-

maßung des lauten und doch so flüchtigen Tages an dem Bleibenden und Unzerstörbaren zu messen«. Das können wir in der Tat und werden es tun. Raabe ist der große Dichter jenes geheimen Deutschlands, das seit bald hundert Jahren mit einem entgegengesetzten Deutschland ringt, und von dem wir heute noch glauben, daß es siegreich aus dem Widerstreit hervorgehen wird, um die geistige Führung zu übernehmen. Seine Art ist herb, stolz, klug, überlegen, warnend und mutig. Nie hat Raabe seinem Volk geschmeichelt, war er auch mit allen Fasern seinem Deutschtum verhaftet. Er hat mit tiefem Mißbehagen erlebt, wohin das andere, das politische, ökonomische Deutschland schon in seinen Jahren steuerte. Man lese doch seinen »Schüdderump« wieder, diesen starken, ergreifenden Roman, der so gar nicht optimistisch war, inmitten jenes nationalen Überschwanges, den der junge Raabe doch selber so aufrichtig mitgemacht hat. »Der Schüdderump« (1871) ist das letzte Buch vor jener langen Nacht, die sich über Raabe senkte, als die leichtfertige Schwindelware der neuen Emporkömmlinge den Markt eroberte. Wie hat sich doch Raabe dagegen gewehrt. Und immer war, was er sagte, auf eine rührende Weise ein bißchen schief, und immer war es auf eine nicht minder ergreifende richtig. Er hat gespottet: »Stramm, stramm, stramm, alles über einen Kamm!« Er hat geschrieben: »Aber die armen Jungen dauern mich, die nun den Exerziermeister in irgendeiner Form ihr ganzes Leben nicht los werden, von der Wiege über die Schule hinaus bis in ihr nummeriertes kühles Grab«. Romantischer als Gottfried Keller, doch mit verwandtem Humor begabt, nur nordischer, näher bei Jean Paul und bei den Engländern, ironischer, pessimistischer, ist er der eigenartige Fall eines Dichters, der für das Familienblatt und das bürgerliche Haus zu schreiben glaubt und dabei immer größer ist als sein Vorsatz, dauernd seinen Rahmen sprengt, gar nicht merkt, daß er an dem Publikum vorbeiredet, das zu unterhalten er sich vorgenommen hat. Das deutsche Haus, der deutsche Jüngling, der deutsche Schulmeister, an die sich noch die deutsche Romantik gerichtet hatte, waren keine tragfähige Literaturbasis mehr. Auch Raabe mußte es erleben. Dreizehn Jahre lang war er ein bekannter, beliebter Autor gewesen, als der 71er-Sieg und das neue Kaiserreich über das altväterisch verträumte Land eine ähnliche Zeit brachten, wie sie schon Frankreich nach der Juli-Revolution erlebt hatte. Nun hieß es auch hier: »Enrichissez-vous!«, und auch hier rollten die Kapitalien in die Mühlen neuer, oft abenteuerlicher Gründungen. Es war eine Zeit des Spekulantentums und des Amerikanismus, durch die das kulturelle deutsche Erbe auf zwanzig Jahre hinaus verschüttet wurde und in der nur eine Form Bestand bewies und Halt gewährte, die militärische, die Raabe gar nicht lag. Zwanzig Jahre der schwärzesten Verkennung, der Vergessenheit, der seelischen und materiellen Bedrängnis waren für Raabe

die Folge. Da ihm das Makartsche Genie fehlte, das der Zeit genügen konnte, jenes Prassen und schwelgerische Verhaftetsein an Prunk, Ruhm, Geltung, das uns Balzac manchmal verdächtig macht, der sich in einer ähnlichen »Zeit der Verwilderung« (so nannte die seine Raabe) als ein Meister zu behaupten vermochte; – da er viel zu wenig Windbeutel, viel zu treu und sauber war, ganz und gar nicht priapisch und durchaus kein Royalist, blieb er im Schatten, verkaufte wohl auch ein bißchen, schrieb Jahr für Jahr sein Buch, pilgerte von Verleger zu Verleger, bemühte sich, sein Volk zu erziehen, ohne es zu blenden, begnügte sich mit dem schmalsten Einkommen und einem kleinen treuen Freundeskreis, blätterte aber vergebens in Zeitungen und Zeitschriften, Bücherkatalogen und Autorenverzeichnissen nach seinem Namen. Fand er aber einmal eines seiner Bücher besprochen, so war's mit einer wegwerfenden Bemerkung. Damals war es, daß er auf eine Zeichnung, die ihn darstellte, die Worte schrieb: »In alls gedultig«, die im Briefwechsel manchmal wiederkehren und die die Herausgeber aus mancher Veranlassung als Buchtitel gewählt haben. Erst anfangs der neunziger Jahre lichtete sich die Dunkelheit und erkannte man in Deutschland, wen man vor sich hatte.

Von alledem geben die Briefe ergreifenden Bericht. Und welch ein stolzes Beispiel! Bei soviel Zurücksetzung und Bitterkeit, welche Freiheit in diesen oft grollenden Briefen, welche weitherzige Art, welches köstliche Verdauungsvermögen, welcher Humor und welche Liebe. Recht bissig ist so manche Bemerkung, aber wieviel Zurückhaltung, Takt, Verständnis, Geduld.

Und auch rein menschlich gesehen, ist der Prozeß des langsamen Alterns eines Mannes tief bewegend, der sich in diesen Briefen verfolgen läßt. Als 79jähriger Greis – Greis, weil man damals früher vergreiste als heute, und weil Raabe soviel Unfreundliches erlebt hatte, daß man ihm anmerkt, wie er gegen das Ende seines Lebens das Älter- und Müderwerden als eine Erlösung hinnimmt, – schreibt er kurz vor seinem Tode zwei letzte Briefe, die einzigen, in denen die gewohnte Rüstigkeit und Fülligkeit seines Stiles zerbricht, die alte Flamme zittert und zwei rührende Schreibfehler sich einstellen, ein Satz, der sich nicht mehr recht schließt und ein Wort, das selber zu einem Greislein und Krüppel geworden ist. – Von den vielen Freunden aus der Jugendzeit verblieben ihm zuletzt nur zwei: Wilhelm Jensen und dessen Gattin. Die Briefe an diese – schnell hingeworfene Privatbriefe, Zeugnisse eines urwüchsigen, reinen, großen Gemüts, voll Witz und Schelmerei, gehören zu den schönsten, ungezwungensten Freundesbriefen, die je in deutscher Sprache geschrieben worden sind.

Und nun noch eine Schlußbemerkung. Daß man Raabe wohl als bedeutenden Dichter empfindet, jedoch nicht als eine unübersehbare Erschei-

nung, als ewig gültigen Meister und Lehrer – woran mag das liegen? Meines Erachtens nicht an einem Mangel an gutem Willen bei Publikum und Kritik, sondern daran, daß alle deutschen Dichter, die seither kamen, mit wenigen Ausnahmen sich vom Strom des wilhelminischen Optimismus haben tragen lassen, sich nur selbst liebten und die ernste Frage, die Raabe an der Wende zweier Zeiten darstellte, nicht mehr verstanden. Keiner will ihm verpflichtet sein, keiner kennt ihn recht. Diese wilhelminische Quickheit und Selbstverliebtheit trägt die Hauptschuld daran, daß im Publikum sich das Gefühl der Kontinuität im Literarischen nicht gebildet hat, daß die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts übersprungen wird und daß über Raabe noch immer die Wolke des schwarzen Undanks hängt. Aber Dichter, die ihr Volk lieben, lieben auch einander. Darum vermerkt man es mit besonderer Genugtuung, wenn in einem seiner letzten Briefe der alte Raabe (1909, ein Jahr vor seinem Tod) schreibt: »Gestern hatten wir Spitteler hier. Auch ihm schien es in unserem Kreis zu behagen. »Das ist ja gerade so, als säße ich mal wieder an Gottfried Kellers Tisch«, meinte er einmal.« Und als ein weiteres Zeugnis solcher Verehrung und bewußter Verpflichtung, mag hier zuletzt abgedruckt werden, was Hermann Hesse in seinen »Gedenkblättern« über einen Besuch beim alten Meister schreibt:

»Da stand in der Dämmerung eine sehr große hagere Gestalt, mit dem Anzünden einer kleinen Erdöllampe beschäftigt; sie wandte sich mir zu, nach Bildern erkannte ich Raabes Gesicht, und doch war es anders als auf den Bildern. Schmal und sehr hoch, in einem langen Schlafrock, stand die friedliche und auch feierliche Gestalt, und von ihrer Höhe blickte ein altes, faltiges, spöttisch-kluges Gesicht zu mir herab, sehr lieb und freundlich und doch ein Fuchsgesicht, schlau, verschlagen, hintergründig, das greise Gesicht eines Weisen, spöttisch ohne Bosheit, wissend aber gütig, altersklug, aber eigentlich ohne Alter, woran auch die aufrechte Haltung der Gestalt teilhatte, ein Gesicht, ganz anders und doch dem meines Großvaters verwandt, aus derselben Zeit, von derselben herben Reife, von beinahe derselben Würde und Ritterlichkeit, die ein vielfältiges Spiel alter, erprobter Humore überflog und milderte.«

Wilhelm Raabes Profil in der deutschen Literaturgeschichte wird immer deutlicher erkennbar werden. Die knorrige, alte Wurzel wird noch manchen Schößling treiben, in einem neuen, schöneren, gesunderen Deutschland des Geistes und der Menschenliebe.

(Aus: »Die Weltwoche«, Zürich, vom 14. 2. 1941)

R. J. Humm, Luise Rinser »Die gläsernen Ringe«

Wird der Nationalsozialismus eine neue deutsche Literatur erzeugen? Diese Frage wird in Deutschland viel erörtert. Uns kommt es vor, als werde er sie zumindestens nicht verhindern können. Diese Empfindung haben wir wieder, wenn uns ein Buch in die Hände gerät, wie diese »Gläsernen Ringe«. Diese Dichtung kann man ungescheut neben die besten stellen, die in deutscher Sprache je erschienen sind, aber von Nationalsozialismus weht darin kein Hauch. Und das soll uns nicht wundern. Deutschland ist vielleicht das Land, dessen Dichter sich gegen die Zwecke von Staat, Macht und Repräsentation von jeher am widerspenstigsten gezeigt haben. Ihr großes Vorbild Goethe, der es dem Staat zwar nicht verwehrt, ihn zu unterstützen, wohl aber, und sehr nachdrücklich, ihm in seinen Büchern dreinzureden, und der an einem deutschen Hof lebend, nicht die freiherrlichen, sondern die bürgerlichen Tugenden pries, wird ihnen immer eine schöne Stütze sein. Und vor der Nachahmung einer Literaturgleichschaltung, wie sie dem vierzehnten Ludwig nahezu gelang, steht warnend Lessing. Die deutschen Dichter lassen sich nicht sammeln; sie sind zu sehr zerstreut.

Dieses Buch »Die gläsernen Ringe« hätte in dem anderen Deutschland geschrieben werden können. Es ist auch darum bemerkenswert, weil es von einer Frau ist, und weil es das erstemal seit langer Zeit ist, daß wir von einer deutschen Dichterin wieder sprechen können. Aber seien wir vorsichtig: es ist ihr erstes Buch. Immerhin läßt dieses Buch eine Entschiedenheit des Charakters und eine Kraft der Intelligenz erkennen, wie wir sie bislang nur bei Französinen oder Engländerinnen fanden (oder bei unserer welschen Schriftstellerin Monique de Saint-Hélier). Deutsche Schauspielerinnen, Tänzerinnen oder Malerinnen vermochten es viel eher, sich selbst zu verwirklichen als deutsche Dichterinnen. Unsere Autorin erreicht mit ihrem ersten Buch das Format einer Brontë. Sie ist jung, nur achtundzwanzig Jahre, steht aber fest auf sich selbst. Hochgemut an allen »Belangen« vorbeisehend, schaut sie über das Zeitliche hinweg in das Land der reinen Dichtung hinüber, selbstherrlich und »streng wie ein attisches Götterbild«. Dieser Vergleich wird zur Kennzeichnung einer der Figuren des Buches angeführt; es paßt aber auch auf die junge Autorin.

In diesem Buch kommt vor, daß ein kleines Mädchen eine Lilie ermordet; und dieser Blumenmord, der von einem Kinde verübt wird, benimmt einem den Atem; man muß das Buch weglegen, man kann nicht weiterlesen. Es ist dies nicht dem Rezensenten allein so ergangen, sondern auch anderen, denn das Buch hat schon viele Bewunderer gefunden. Ein Groß-

vater stirbt. Es ist einfach unglaublich, wie jeder Ton hier genau fällt, wie jeder Schritt richtig getan, jede Färbung glücklich gewählt wird, und wie mit beglückenden Überraschungen und Überwältigungen des Lesers gearbeitet wird. Eine Kenntnis der Gesetze von Spannung und Entspannung findet sich hier, die von der sichersten Intuition, von der höchsten Bewußtheit zeugt.

Grausliches, wie bei den Brontë, kommt in dem Buch vor, auch Grausames, wie man das bei Frauenbüchern öfters findet, als müßten sich weibliche Schriftsteller gegen einen starken Widerstand zur Wehr setzen und als brauchte es dazu streitbare, herrische Naturen. Sentimental ist in dem Buch rein gar nichts. Nichts Provinzielles, Patziges, Dumpfes, Unvergores. Das Ganze ist klar, rüstig, heiter, frei; heiter, nicht durch das, was erzählt, sondern durch die Kraft, womit es angepackt und beherrscht wird. Hie und da fällt das Wort »gläsern«, das schon im Titel vorkommt. »Gläsern« und »marmorn« sind Worte, die bei neueren deutschen Autoren manchmal wiederkehren und die für diese Zeit charakteristisch sein mögen, wie das Wort »Ballung« für die Zeit des Expressionismus. Deutet dieses Wort auf Hohlheit und aufgeblasenheit, so könnten jene Worte darauf hinweisen, daß eine gewisse Starre in diesen Seelen herrscht, die vielleicht nur die notwendige Abwehrstellung gegen Zumutungen, Zwang und Aufdringlichkeiten ist. Diese durch Strenge erreichte Exstase (die Menschen stellen sich willentlich außerhalb der Gemeinschaft der Durchschnittlichen) fand sich schon in dem eigenartigen Buch der Italienerin A. M. Ortese »Angelici Dolori«, das vor einigen Jahren erschien und seinerzeit in der »Weltwoche« besprochen wurde. Doch findet sich diese Starrheit und Verzückung, die bei enger veranlagten Naturen leicht zu Zwängerei und Schrulligkeiten führt, sowohl bei der Ortese als bei der Rinser aufgehoben durch das hohe Niveau ihrer Sprache, ihrer Phantasie, ihrer Empfindungen, ihrer Kultur überhaupt. Es ist eine hochgemute Starrheit, eine frohe Entschlossenheit, im Sinne der wahren Dichtung, im Sinne Hölderlins. Von Hölderlin ist im Buch auch oft die Rede. Er dürfte das große Vorbild gewesen sein.

Das Buch ist eine Kindheitsgeschichte und ein Märchen zugleich. Ein kleines Mädchen wächst in einem Frauenkloster auf; dieses Kloster könnte in Frankreich, in der Schweiz, in Italien stehen; wir befinden uns außerhalb der ausgesprochen deutschen Welt, dafür innerhalb der katholischen, was dem Buch von vornherein einen universellen Charakter gibt. In diesem Kloster erlebt das Kind Gemächer, Säle, Blumen, Prozessionen, seinen Großonkel, der Seelsorger des Klosters ist, seine Tante, die diesem den Haushalt führt, dann Kinder, sehr merkwürdige Kinder, ungewöhnliche Begebenheiten, einen Bauernhof, und die gläsernen Ringe: das sind die Ringe, die sich in einem Wasserbecken bilden, wenn man einen

Stein hinein wirft. Zu diesen Ringen kehrt das Mädchen später zurück, nachdem es die Stadt, ein katholisches Pensionat, Lehrerinnen, Mitschülerinnen, Liebe und Eifersucht zwischen den Mädchen, Überschwang und Verstiegtheit bis zur Selbstzerstörung erlebt hat; es kehrt zu diesen Ringen im Klostergarten zurück; es wiederholt das Spiel seiner Kindheit: »Da erkannte ich zum ersten Male, daß nicht das wirre dunkle Leiden der Kreatur, sondern das scharfe Gesetz des Geistes mein Leben leiten würde.« Damit schließt das Buch.

Ganz wundervoll ist, wie die Motive gegeneinander abgewogen sind: der verwilderte Zigeunerjunge, die kleine, morbide Asketin und die nüchternen, tatkräftigen Bauernkinder; der üppige, lachende Klostergarten und das dürrtige, sonnenlose Gärtlein in der Stadt; die weite, humane Religiosität des Großonkels und die enge, bigotte der Eltern; der Glaube an Gottes Wunder und der Glaube an die Macht zu zaubern; kirchliche Geräte und Kleinodien aus dem fernen Osten; die Schulfreundin, die nur in Hölderlinzitate spricht, die schöne, den Mädchen gefährliche Lehrerin, und die Straßendirne, mit ihrer warmen Animalität. Und ebenso bewundernswert ist das Ungestüm der Autorin, gebannt wie es ist durch eine strenge geistige Disziplin. Man findet selten stärkere Dynamik. Die schöne Überheblichkeit der Entwicklungsjahre, die sich unbefangen ausspricht, wetterleuchtet eigenartig über den Dingen, holt sie hervor aus dem Dunkeln wie mit einem Zauberstab, übrigens genau wie bei der Ortese. »Ich schritt kräftig aus, als stünde nicht Rückkehr am Ende dieses Weges. Ich war erfüllt von Hochmut, gegenstandsloser Verachtung und blinder Sehnsucht.«

Das ist die Starre; zugleich aber auch die Geladenheit und Spannung, welche alle Dinge belebt und den Leser erschüttert.

(Aus: »Die Weltwoche«, Zürich, vom 8. 8. 1941)

ZU BRIEF 102 VON ANFANG NOVEMBER 1941:

Kranken-Nacht

Augen, in die ich einst liebend geblickt,
Namen, die einst ich als Jüngling verehrt,
Lieder, die einst meine Träume genährt,
Bilder, von freundlichen Göttern geschickt,
Deren ich Jahre nicht mehr gedacht,
Suchen mich nun, einen kranken Mann,
Strahlend heim in der schlaflosen Nacht,

Blicken mich unergründlich an,
Leuchten wie Sterne ewig und wandellos,
Stehn um mein Lager und lächeln jung,
Lang genährt in der Seele Schoß,
Her gewiegt vom Flusse Erinnerung.
Alle Begnadungen, die ich erfuhr,
Stunden von Liebe, Stunden von Geist beseelt,
Wurden Gestalten, stehen bewahrt und gezählt,
Zeichnen mir durch mein Leben die Gottesspur.

Langsam, nachdem sie so strahlend gestanden,
Regten sie sich wie Tänzer in einem Reigen,
Hoben die Füße, schritten in heiterem Schweigen,
Blickten noch einmal groß, und verschwanden,
Ließen zurück eine tiefe Stille und Leere,
So als ob nirgends mehr Leben und Atem wäre.
Zögernd nur kehrte das Alte und Tägliche wieder,
Tickte die Uhr und tickte der Puls, es kehrten
Treulich die Schmerzen zurück in die Glieder,
Meiner Nächte seit langem vertraute Gefährten.
Lange noch starr ich den hohen Gestalten
Nach ins Leere, ins bildlose Dunkel,
Habe die Augen noch voll von Glanz und Gefunkel,
Schließe sie müd und versuche die Hände zu falten.

ZU BRIEF 109 VOM 2. JANUAR 1942:

R. J. Humm, Hermann Hesses erstes Buch

Man öffnet ihn ergriffen, diesen Erstling, der noch zu einer Zeit erschien, wo Raabe lebte und im selben Jahr wie Fontanes »Stechlin«. Hesse war zweiundzwanzig Jahre alt, als die Schrift veröffentlicht wurde; sie wurde nie wieder verlegt und sie war auch vielen seiner besten Freunde nicht bekannt. Das ist also Hesses »Chronik der Sperlingsgasse«. Doch die Stadt, durch die er uns führt, ist bezeichnenderweise eine innere Stadt und die Figuren, denen wir begegnen, sind Traumfiguren. Hesse begann mit dem Traum. Erst einige Jahre später, mit dem Camenzind, wandte er sich der äußeren Welt zu, der Tageshelligkeit. Das Buch ist der Ausdruck einer reinen Kraft, naiv und rührend jung; es sind Imaginationen eines Jünglings, Vorübungen und erste Klangangabe jener langen Fuge, an die Hesse mit jedem Jahr neue Führer und Gefährten, neue Sätze

und Gegensätze fügen wird. Alles ist seltsam unwirklich, aber der spätere Hesse ist überall zu erkennen. In der Sprache, in der Wahl der Wörter, in den Wendungen und Stellungen. In der Gemütswärme, in der Versonntheit seiner Wege. Und vor allem in der Dämonie, die durch die Lieblichkeit wittert. Das gilt zum Beispiel bei der kindlichsten dieser Geschichten, dem »Fest des Königs«, in der wir vermutlich den allerjüngsten Hesse kennen lernen. Es ist eine balladeske Geschichte von einer Königin und einem Spielmann, so recht von einem Knaben ersonnen, die aber zuletzt eine jähe Wendung ins Grandiose, Tragische, Wahnwitzige nimmt, die zwar immer noch literarisch, angelesen, anmutet, aber doch aufhorchen läßt. Und so läßt sich noch vieles an dem Buch beachten und bewundern: die Fähigkeit, eine Geschichte durchzuführen, ihren Bogen abzuschließen, die Dichtigkeit des Verfassers. Dann die Schau, die es uns gewährt von Hesses inneren, ewigen Regenten, von jenen Archetypen, die durch alle seine Werke wirken, und die wir hier in rührenden Figuren erstmals verdichtet finden. Und schön ist es zu sehen, wie die hohe Romantik nicht durchgehalten werden konnte und überall der Schalk hindurchblitzt, die Sonne der späteren Zeit, die sich dann ganz warm und hell über die letzte dieser Studien, »Der Traum vom Ährenfeld«, ausbreitet, die in van Gogh'schen Farben brennt und mit der das Tor der Welt erreicht wurde. Aus dem Geleitwort erfahren wir die Schicksale dieses Büchleins. Hesse erzählt uns, wie er sich mit diesen Arbeiten eine Schönheitsinsel geschaffen habe, und er erklärt uns, daß dieses sein Dichtertum ein Rückzug aus den Stürmen und Niederungen der Tageswelt in die Nacht, den Traum und die schöne Einsamkeit dargestellt habe. Doch uns will das Buch kein Rückzug scheinen, sondern Eroberung der Ausspannung des Himmelsbogens, Aufrichtung jener Traumwerte, die für das ganze spätere Werk bestimmend bleiben werden. In der Sperlingsgasse war Raabe von einer kleinen Berliner Straße ausgegangen, um sich in die Welt zu verbreiten. Diesen Weg der Erweiterung hat auch Hesse beschritten, aber der Ausgang aller seiner Pfade blieb der Traum, die Insel.

(Aus: »Die Weltwoche«, Zürich, vom 9. 1. 1942)

ZU BRIEF 125 VOM 10. JUNI 1942:

R. J. Humm, Hermann Hesse »Kleine Betrachtungen«

Diese »kleinen Betrachtungen«, die Hermann Hesse der Büchergilde überließ, und die seine Kinder (sein Sohn und dessen Frau) mit hübschen Bil-

dern geschmückt haben, waren seinen Freunden von früher her bekannt; diese sechs Aufsätze, die Hermann Hesse sehr am Herzen liegen, waren schon als ein erlesenes Bändchen gedruckt, das in den Buchhandlungen nicht zu haben war und auch noch des Bilderschmucks entbehrte. Und nun – es ist kein Jahr vergangen – schickt sie der Dichter wieder auf die Reise in die Welt, und auch diesmal wieder nicht in die weite offene Welt, in der sich die Bücher doch sonst bewegen, sondern in die viel geschlossenere, intimere einer Vereinigung von Bücherliebhabern, also der Büchergilde. Ich glaube, diese Zurückhaltung hat ihren Grund. Die meisten dieser Aufsätze, wenn nicht alle, hatten schon da und dort in Zeitungen gestanden; aber erst vereinigt und in ihrer beharrlichen, leisen Betonung derselben Hinweise, erhalten sie den Charakter einer Tendenzschrift. In ihr finden wir, ganz still und fast wie nebenbei ausgesprochen, die Aufforderung, unsere Welt doch nicht allzu ernst zu nehmen, uns lieber aus ihr zurückzuziehen, als uns an ihr aufzureiben, und uns jenem Rest zuzuwenden, der bei genauer Betrachtung ihr einziger, ewiger Bestand ist. Es ist von Blumen, von Farben der Erde und des Himmels in diesem Büchlein die Rede; vom Herbst, vom Sterben einer Zinnie, vom geduldigen Verfassen eines Gedichtes. Also von scheuen Dingen, die es mit den vorlauten Interessen des Alltages gar nicht aufnehmen können und auch nicht wollen. Listig, wie Hermann Hesse ist (denn in der Betätigung seiner Tendenz ist er ein sehr geschickter Stratege), steckt er sie den Leuten auch diesmal verstohlen und wie von hintenherum zu, als einer, der gar nichts gesagt und auch nichts dergleichen getan haben will; und in der Form einer Gabe, also einer Sache, die man geschenkt bekommt und die gar keinen Handelswert hat. Und dies tut er, glaube ich, damit sie ganz nur durch sich selbst wirken, diese scheuen Dinge; und man kann sicher sein, daß er auf diese Wirkung gespannt ist wie ein Sperber. Wird man ein solches Büchlein heute noch immer gern haben? wird man es verstehen? wird man es beherzigen? Und wird einer der Leser doch einmal die Frage stellen, von der Hesse am Schluß behauptet, daß sie niemand außer dem Dichter stellt? Die Frage nämlich: wieso ein Dichter dazu komme, sich mit einem »paar Verschen« wochenlang abzuquälen und alles darüber zu vergessen – Krieg, Politik, alles was unser Gemüt so heftig bewegt –, um dafür schließlich nur ein Paar Fränklein einzustecken und nicht einmal die Befriedigung zu haben, daß sehr viele merken, welche riesige Sorge ihm das kleine Gebilde gemacht hat.

Dies zu erfahren, ist Hermann Hesse, wie ich ihn kenne, neugierig wie ein Knabe, der einer Ameise zusieht und sich wundert, wohin sie ihre Fracht abladen wird. Er ist ganz heillos gespannt, wie das Publikum der Büchergilde auf dieses geschenkte Büchlein reagieren wird, das heißt –

um ein anderes Bild zu gebrauchen –, ob doch dieser oder jener am Köder anbeißen wird, den er ihm hier in seinen Alltag herunterhängt. Und ob es ihm gelingen wird, wieder einige aus der Anbetung des Alltages herauszufischen, ohne ihnen allzusehr weh zu tun. Er fischt mit Blumen, Farben, herbstlichen Stimmungen und dem Verwelken einer Zinnie und zieht den Leser in eine geläuterte, in sich gekehrte Welt hinauf.

(Aus einem Sonderprospekt der Büchergilde Gutenberg, Zürich, vom Juli 1942)

ZU BRIEF 128 VOM 20. SEPTEMBER 1942:

R. J. Humm, Biographische Notiz

Ich wurde in Italien geboren, in Modena, einer lieben, bösen kleinen Stadt, derer ich unter dem Namen »Mondanina« in zwei meiner Bücher gedachte (»Die Inseln« und »Vogel Greif«). Mit »mathematischer Pünktlichkeit«, so bemerkte der Arzt, kam ich am 13. Januar 1895, genau beim Glockenschlag, um 7 Uhr morgens auf die Welt. Es war ein Sonntag. In meinem Leben waren entscheidend: Der Ernst und die Strenge meines Vaters, der Frohmuth und die lebhafteste Phantasie meiner Mutter: Grimms Märchen an ihrem Finger folgend, lernte ich Deutsch lesen. Wir sprachen zu Hause drei Sprachen: Deutsch, Italienisch und Französisch, wozu noch Schwyzerdütsch und Dialètt Mudnés kamen. Ein Buch, das mir im Alter von zehn Jahren in die Hände kam, eine dem kindlichen Verständnis angepaßte Darstellung der Kosmogonie von Kant und Laplace, schlug in mir so helle Funken und so lang nachhaltende, daß ich nach dem italienischen Abitur in Zürich, München, Göttingen und Berlin theoretische Physik studierte. Ich hätte gern herausgebracht, was die Planeten in ihren Bahnen hielt. Als die Relativitätstheorie mir dieses Geheimnis enthüllt hatte, verlor ich jedes Interesse an der Physik, und es überwog in mir die Fabulierlust meiner Mutter. Ich wurde Schriftsteller. Ein ernster, wenn mein Vater aus mir sprach; ein munterer, wenn in mir meine Mutter das Wort führte. Beide waren Schweizer, mein Vater ein Aargauer, meine Mutter eine Zürcherin.

(Aus: »Zürichsee-Zeitung« vom 3. 2. 1967)

Hermann Hesse, Zu einer Neuauflage des »Steppenwolf«

Dichtungen können auf viele Arten aufgenommen, auf manche Weisen verstanden und mißverstanden werden. In den meisten Fällen ist der Verfasser einer Dichtung nicht die Instanz, welcher eine Entscheidung darüber zusteht, wo bei deren Lesern das Verständnis aufhöre und das Mißverstehen beginne. Schon mancher Autor hat Leser gefunden, denen sein Werk durchsichtiger war als ihm selbst. Außerdem können ja auch Mißverständnisse gelegentlich fruchtbar sein.

Immerhin scheint mir der »Steppenwolf« dasjenige meiner Bücher zu sein, das öfter und heftiger als irgendein andres mißverstanden wurde, und häufig waren es gerade die zustimmenden, ja die begeisterten Leser, nicht etwa die ablehnenden, die sich über das Buch auf eine mich befremdende Art geäußert haben. Zum Teil, aber nur zum Teil, kommt die Häufigkeit dieser Fälle davon her, daß dieses Buch, von einem Fünfzigjährigen geschrieben und von einem der Probleme dieses Lebensalters handelnd, sehr häufig von ganz jungen Menschen gelesen wurde.

Aber auch unter den Lesern meines Alters fand ich häufig solche, denen mein Buch zwar Eindruck machte, denen aber merkwürdigerweise nur die Hälfte seiner Inhalte sichtbar wurde. Diese Leser haben, so scheint mir, im Steppenwolf allzu sehr sich selber wiedergefunden, haben sich während des Lesens vollends mit ihm identifiziert, seine Leiden und Träume mitgelitten und mitgeträumt, und haben darüber ganz übersehen, daß das Buch auch noch von anderem weiß und spricht als von Harry Haller und seinen Schwierigkeiten, daß über dem Steppenwolf und seinem problematischen Leben eine zweite, höhere, unvergängliche Welt sich erhebt, und daß der Traktat und alle jene Stellen, welche vom Geist, von der Kunst, von den »Unsterblichen« handeln, der Leidenswelt des Steppenwolfes eine positive, heitere, überpersönliche Glaubenswelt gegenüberstellen, daß das Buch zwar von Leiden und Nöten berichtet, aber keineswegs das Buch eines Verzweifelten ist, sondern das eines Gläubigen.

Ich kann und mag natürlich den Lesern nicht vorschreiben, wie sie meine Erzählung zu verstehen haben. Möge jeder aus ihr machen, was ihm entspricht und dienlich ist! Aber es wäre mir doch lieb, wenn viele von ihnen merken würden, daß die Geschichte des Steppenwolfes zwar eine Krankheit und Krisis darstellt, aber nicht eine, die zum Tode führt, nicht einen Untergang, sondern das Gegenteil: eine Heilung.

(Geschrieben im September 1942)

Übersetzung des Briefes an A. Mondadori, Mailand

Zürich, den 2. November 1942

Geehrter Herr,

der Schweizer Dichter Hermann Hesse, ein Freund von mir, schreibt mir: »Bei Mondadori hätte eine italienische ›Roßhalde‹ erscheinen sollen. Aber neulich ließ der Verlag durch jemand, der in die Schweiz kam, telefonisch mitteilen: er habe sich in Rom erkundigt, wie ich eigentlich in Berlin eingeschätzt werde, und erfahren, daß ich zwar nicht zu den verbotenen, aber zu den unerwünschten Autoren gehöre, und da könne er natürlich kein Buch von mir bringen.«

Erlauben Sie mir, Ihnen mein Erstaunen über diesen sonderbaren Beschluß auszusprechen. Abgesehen davon, daß Hermann Hesse vor fünf Jahren, anlässlich seines 60. Geburtstages, in allen deutschen Zeitungen gefeiert wurde, hat er sich nie unfreundlich über Italien geäußert, im Gegenteil, vom italienischen Volk und den italienischen Sitten immer nur das Beste gesagt; er lebt seit zwanzig Jahren im Tessin, weil er sich in italienischer Umgebung wohl fühlt; er hat sich nie um Politik gekümmert, und er ist Bürger eines Landes, das Italien benachbart ist und mit Italien die besten Beziehungen unterhält. Der Roman »Roßhalde« ist ein vollkommen unschuldiges Buch, das schon vor dem Ersten Weltkrieg erschienen ist. Nach alledem werden Sie meine tiefe Verwunderung verstehen, wenn ich sehe, wie italienische Verleger fortfahren, englische, amerikanische und russische Bücher herauszugeben, die von Autoren aus Italien feindlichen Ländern stammen, ohne sich viel darum zu kümmern, daß sie in Deutschland verboten sind. Und Sie selbst kündigen in Ihrer »Verdi-Biographie nach seinen Briefen«, die vierte und fünfte Auflage von Büchern von St. Zweig an, der ein österreichischer Flüchtling und zudem ein Jude ist.

Ich muß Ihren Beschluß als eine, einem Schweizer Dichter bewußt erwiesene Unfreundlichkeit auffassen.

Sie wissen, daß ich in Schweizer Zeitungen und Zeitschriften wiederholt lange und günstige Besprechungen italienischer Bücher veröffentlicht habe, darunter auch von solchen, die in Ihrem Verlag erschienen sind. Sie werden sich darum nicht wundern, wenn ich, in Anbetracht Ihrer Einstellung mich um Ihre Publikationen nicht mehr viel kümmern werde.

Ergebenst R. J. Humm

Max Geilinger, »Das Wort, sie sollen lassen stahn« oder »Denkbar wär auch folgende Fassung«.

Betrachtungen eines Lyrikers.

Es gibt wenige Gedichte unserer Zeit, die uns so tief beeindrucken können wie Hesses Nebelgang; ich zitiere aus dem Gedächtnis:

»Seltsam, im Nebel wandern . . .
Einsam ist Busch und Stein;
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Nur der ist weise,
Der auch das Dunkel kennt
Das unentrinnbar, leise,
Uns alle trennt.

Seltsam, im Nebel wandern
Leben ist Einsamsein;
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.«

Und wie schön klingt nicht Hesses Ravennagedicht aus mit dem Schlusse:

»Das ist wie alte Lieder sind;
Man hört sie an und keiner lacht
Und jeder geht und jeder sinnt
Bis in die Nacht.«

Dankbar greifst du zum Gedichtbände selbst, diesen Zeilen, die Seelen erschüttern können, noch mit den eigenen Augen nachzufolgen, aber . . . siehe da: das Gedächtnis hat uns im Stich gelassen, und das Ravennagedicht hat tatsächlich folgenden Schluß: »Und jeder geht und jeder sinnt hernach daran bis in die Nacht«, als habe statt des ergriffenen Dichters ein angejahrter Kanzlist die blutleeren Worte »hernach daran bis in die . . .« seiner zögernden Feder abgepreßt.

Und lautet die authentische Fassung des Nebelgangs wirklich so, wie es im Gedächtnis nachklang? Nein; denn sie lautet folgendermaßen:

»Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.«

Ist hier insbesondere die dritte Strophe mit ihrem rhetorischen Anfang »wahrlich!« und der nachfolgenden doppelten Verneinung und dem wohl absichtlich rhythmisch ungefügten Schluß – »von allen ihn trennt« – wirklich besser als das Gedicht, wie es wohl dem einen oder andern im Gedächtnis nachklang?

Was ist da zu tun? Dürfte man vielleicht in Anthologien in einer Fußnote die abgeänderten Zeilen mit dem Vermerk bringen: »Denkbar wäre auch nachfolgende Fassung«?

Zur Verdeutlichung sei hier auf Leutholds Trinklied hingewiesen, wo in der von Gottfried Keller veranlaßten Erstausgabe bei der Strophe

»Uns aber laßt zechen und krönen
Mit Laubgewind
Die Stirnen derer, die noch dem Schönen
Ergeben sind«

das wohl Platenschem Sprachprunk verpflichtete »derer« ohne weiteres gestrichen und daher auch von Professor Faesi in seiner »Anthologia Helvetica« bewußt weggelassen wurde. Oder gilt auch hier der Satz:

»Das Wort sie sollen lassen stahn«, der freilich die Entwicklung von Jahrhunderten unter den Tisch wischen kann?

Selbst dann, wenn die grundsätzliche Stellungnahme auf unveränderte Wiedergabe des ursprünglichen Dichterworts beharrt, gibt es doch zugegebenermaßen Fälle, in denen die Zeitentwicklung die Bedeutung gewisser Worte in einer einst kaum gehauten Weise eindeutig festgelegt hat. So versteht man beispielsweise in landwirtschaftlichen Betrieben unserer Gegend unter »Beschütten« das Begießen mit flüssiger Jauche, so daß der Ausdruck »mit Segen uns beschütte«, wie er in einem Gerhardtschen Liede vorkommt, den einen oder andern befremden dürfte.

Es darf an dieser Stelle wohl auch darauf hingewiesen werden, daß der Zeitablauf nicht nur Begriffe und Worte, sondern – und nicht zuletzt – unser alltägliches Gehaben ändert. Zur Verdeutlichung sei hier nur auf ein Beispiel hingewiesen, nämlich auf die Schlußzeile von Gottfried Kellers herrlichem Abendlied: »Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld« ... »wandl'«, nicht geh' ...; die uns hier fast überraschende Wortwahl weist hier auf eine Zeit hin, wo wohl noch mancher Biedermann nach getaner Arbeit mit wohlbemessenen Schritten, vielleicht den Spazierstock in der Hand oder – wenigstens bei jüngern Jahrgängen – in die rechte Achselhöhle geklemmt sinnend vor seiner Vaterstadt auf- und abschritt. Wer aber, außer Schlafwandlern und Sternen, wandelt heute noch? Man geht, schreitet, holt aus, marschieret, aber wandeln? Nein, das Wort winkt uns wie ein Gruß einer versunkenen Welt, spätern vielleicht nicht ungleich einem andern Wort der Bewegung, dem Worte »schleichen«; bei Walther von der Vogelweide hat dies noch eine rühmende Bedeutung; in seinem Kirchgang in Magdeburg, wo der König Philipp »vil lise« auftritt, »schleicht« ihm als Rose ohne Dorn die hochgeborene Königin »nach«, ein Zeichen dafür, wie sehr die höfische Sitte damaliger Zeiten einen gemessenen Gang verlangte.

Nun ist es glücklicherweise nicht so, daß alle vergangenen Sitten und Anschauungen uns von vorneherein nur schwer verständlich blieben; dem widerspräche unsere seelische Erbmasse, und wenn zum Beispiel der Minnesänger Burkhard von Hohenfels (aus der Gegend von Überlingen) ein unserem heutigen Privatleben fernes Gleichnis bringt und ausruft:

»Wie möcht' ich mit dir streiten,
Die du so gar gewaltiglich
Sitzest auf meines Herzens Turm,
Der ist fest von allen Seiten«

freuen wir uns dieses ritterlichen Bildes und verstehen den Dichter aufs

Wort: trotzdem, um wieviel leichter geht uns doch das Bild vom verlorenen Schlüsselein ein:

»Du bist min, ich bin din,
Des solt du gewis sin.
Du bist beslozen
In minem herzen;
Verlorn ist das slüzelin:
Du muost immer drinne sin.«

Das klingt, weil noch immer Schlüssel verlorengehen, noch heute so quellfrisch, als wäre es diesen Morgen geschrieben.

Im übrigen wird man zusammenfassend feststellen dürfen, daß sich Gedichte, in denen einzelne Worte oder Anschauungen ihre Bedeutung verschoben haben, durch Wortveränderungen auch dem heutigen Verständnis ohne weiteres retten lassen, also: »Mit Segen uns umschütte« statt »beschütte«, oder vielleicht sogar: »Doch noch schreite ich durchs Abendfeld« statt: »Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld« ...

Wie aber, wenn nicht nur einzelne Worte und Anschauungen, sondern auch das sie veranlassende Gefühl sein Gewicht verschoben hat? Man denke an den nach unserm Empfinden übersteigerten Ehrbegriff früherer Zeiten oder an das weitgehende Krähwinklertum von einst, das angeblich in einem thüringschen Kirchenlied folgenden hymnischen Ausdruck fand:

»Schleiz, Greiz, Lobenstein;
Wir bitten dich um Sonnenschein;
Woll'n die andern auch was haben,
Sollen sie's Dir selber sagen.«

Aber man braucht nicht Jahrhunderte zurückzublättern, auf Gesinnungen zu stoßen, die uns Heutigen fremd sind oder doch fremd wurden; man denke nur an Verhaerens »Stadt mit den Saugarmen«, seine »Villes Tentaculaires«; Verhaeren sah sie mit einer freilich mit Grauen gemischten Bewunderung; uns aber ist die Begeisterung für die ständig zunehmenden Steinwüsten ziemlich verflogen, ahnen wir doch in ihnen weniger die Befreiung von dumpfem Dahinleben in erkrankten Vorstellungen (»Chansons de Fou«), als einen neuen Rattenkönig ungelöster wirtschaftlicher und politischer Probleme. In Fällen wie diesen nun, wo sich unsere Gesamteinstellung verschoben hat, werden keinerlei literarische Prothesen oder Operationen am Wort, »keine mögliche andere Fassung« in der Lage sein, alle Willigen zu voller Begeisterung solchen, durch ihre überholte Gefühlslage datierten Werken entgegenzuführen; möglicherweise leben diese zwar später im Pendelschlag der Entwicklung

zu neuer Wirkung auf; möglicherweise aber bleiben sie wie abgestreiftes und aufgegebenes Gut am Wege liegen, auch dann, und gerade dann ein Zeichen dafür, wie sehr die Kunst mit dem Erdgeist zusammen am sausenden Webstuhl der Zeit an der Gottheit lebendigem Kleide wirkt.

(Aus der Sonntagsbeilage der »Basler Nachrichten« vom 24. 1. 1943)

ZU BRIEF 148 VOM 19. AUGUST 1943:

R. J. Humm, Die Farbe Rot in den Gedichten von Hermann Hesse

Als ich einige dreißig Gedichte des jungen Hermann Hesse gelesen, hatte ich eines jener Gesichte, die mir besser als viele Worte den Eindruck des Erlebten manchmal zusammenfassen. Ich sah ein altes byzantinisches Gemälde, auf dem, um einen kleinen Platz, wie auf einer Bühne, schmale, hohe Häuser standen, die wie alte Köfferchen oder Kistchen aussahen, fast keine Fenster und auch kein richtiges Dach hatten, sondern oben von einem kleinen Tonnengewölbe abgeschlossen waren. Jedes war verschieden hoch und verschieden gestrichen: rot, blau, gelb, violett. Und jedes hatte seine kleine Bogentüre, auf dem Platz sah ich Einen hin- und hergehen, es war der junge Hesse, der mit dem Fleiß eines Briefträgers von Haus zu Haus ging, nicht immer der Reihe nach, sondern manchmal quer über den Platz. Er war ganz allein und ganz in sein Tun vertieft; und seine Emsigkeit erinnerte auch an die einer Biene.

Das war der Eindruck, der mir von diesen ersten dreißig Gedichten des jungen Hesse kam. Ich möchte ihn analysieren. Die Häuserchen stehen für mich für die Gedichte, die ich gelesen habe; daß es byzantinische Häuser sind und daß der ganze Eindruck dieser Gedichte sich in einem byzantinischen Bild verdichtete, deute ich dahin, daß ihr Inhalt für mich jenseits aller Zeit und Wirklichkeit steht und mich offenbar ein wenig theatermäßig anmutet. Und daß der junge Hermann Hesse immer wieder diese Häuser betritt und wieder verläßt, kommt mir vor, als wollte es besagen: es sind Kunstgedichte, die Hermann Hesse noch gar nicht so nahegegangenen sind, entstanden aus einer künstlerischen Stimmung oder Laune, der sich der junge Dichter hingab und die er damit aus sich wieder entließ. Man ist gar nicht überzeugt, daß der junge Hesse wirklich über den Tod ergraut (»Reich des Todes«) und manchmal überhaupt so sterbensunglücklich gewesen sei; sondern, etwa wie der Märchenmaler Welti, ist auch er ganz guter Dinge dabei geblieben. Und auch die Architektur, die er um diese kunstgerechten Empfindungen gestellt hat und die sich etwa durch die Worte kennzeichnet: Königskind, Schloß, Prinzessin,

Zypressen, Krone, schweres Gold, Ritterspiele, Königsworte, ist erdacht und nicht erlebt. So hat er, als ein echter Schwabe, der goldenen Residenzchen nachträumt, seine Gedichte gebaut, wie byzantinische Häuser, und konnte, wenn eines stand, friedlich aus ihm wieder heraustreten. Es sind Gaukelspiele, Märchen.

Läßt sich schon bei diesem allerjüngsten Hesse die Richtung vom Gedichtebauer weg zum reinen Lyriker nachweisen? Gewiß! Etwa beim Gedicht »Krankheit«, worin zwar wohl die Götter, die Zypressen, das Liebesschloß, das bekränzte Haupt und ähnliche Requisiten der deutschen lyrischen Regie von damals (es ist die Zeit vor 1900) noch verwendet werden, in dem aber auch schlichte Verse vorkommen, wie diese:

Nun ist der Tag zu Ende.
Leg mir die lieben Hände
Auf Stirn und Haar
Und singe mir! und wende
Von mir der Träume laute Schar!

Und worin, wie man sieht, geradezu gesagt wird, was von allen diesen Träumen (Königskind, Liebesschloß, usw.) im Grunde zu halten ist. Sie sind zu laut und machen nur müde und krank.

Das Merkwürdige nun ist, daß der Weg zur reinen Lyrik, zur wahren Verinnerlichung, in den Gedichten Hesses gleichsam als ein Widerstreit oder eine Auseinandersetzung zwischen zwei Farben sich entwickelt. In den frühesten Gedichten brennt oft eine Farbe Rot auf, leuchtend wie japanischer Lack, die eben nicht die Farbe der Verinnerlichung ist, sondern schon eher der grelle Ton, der eine Überstrahlung der Seele durch träumerliches Beiwerk anzeigt, das zu laut ist, das nur blendet. Ich gebe davon einige Beispiele, wobei ich anmerke, daß dieses Rot in den losgelösten Versen viel dumpfer wirkt, als im Zusammenhang der Gedichte, wo es einen viel grelleren Diskantwert hat. Also etwa:

Die Fahnen flattern stolz und rot. (*Melodie*)

Rote Bänder!
Ihr mahnet mich ... (*Rote Bänder*)

Im Teich ein trüber
Grauroter Schein. (*Teich*)

Die ganze Straße war in Ruh
Und nur dein Fenster war noch rot. (*Der Toten*)

Der Himmel hinter mir ist rot. (*Jugendflucht*)

Eine rote Sonne liegt
In des Teiches tiefen Fluten

Wie ein breites Abendrot
Liegt mein Leben und mein Leiden. (*Sommerruhe*)

Hinter Wald und Hügel
Steht mein rotes Roß. (*Kommt mit!*)

Meine Lieder kleidet
Ein schweres Rot. (*Im Scherz*)

Und lachend mit ihnen ziehn
Sah ich mich frei, stolz, unter Blumen rot. (*Eine andere Welt*)

Und zitternd in verträumten Lüsten
Drückst du verzweifelnd, heiß und wild
Die vollen, schönen, oftgeküßten
Blutroten Lippen auf mein Bild. (*Jahrestag*)

Meine Hand
Läßt eine blutrote Blüte
Zerflattern im Sonnenbrand. (*Liebesmüde*)

Und jeder Vers ist rotes Blut. (*Wie kommt es?*)

Und dabei stehen wir noch immer auf Seite 60 dieses 424 Seiten starken Buches und noch weit zurück am Anfang des Jahrhunderts. Die Beispiele ließen sich vermehren. Bei keinem Lyriker fällt die Farbe Rot so auf, wie beim jungen Hesse. Doch gerade nach dem letzten Bekenntnis (»Und jeder Vers ist rotes Blut«) finden wir die Wendung. Mir scheint sie wenigstens gegeben in den drei aufeinanderfolgenden Gedichten, dessen erstes den Titel hat »Das Wiedersehen«. Mit diesem Gedicht tritt erstmals das Blau in Hesses Lyrik auf; und wenn man dem Rot später wieder begegnet, so ist es nicht mehr das leuchtende Scharlach der allerfrühesten Jugend, das so hell wie Röcke der Parforcejäger durch das Grün der Bilder flitzt, sondern schon das schwere Rot, das da dämmert

--- als eine große
Blutrote, reife Purpurrose. (*Purpurrose*)

Von da an geht der Wechsel zwischen Rot und Blau, dem Schwülen und dem Lichten, weiter (siehe etwa das Gedicht »Fluch«), bis allmählich in dieses Blau das Bild der Kinderzeit eindringt (die »blaue« Kinderzeit; Gedicht »Inspiration«), mit welchem Kinderblau der »sinnvolle Tanz verbrauchter Worte« (das gleiche Gedicht) nicht mehr als rot, sondern als »gelbverdorrte« in der Erinnerung erlebt wird. Das Rot verblaßt. Freilich heißt es im Lied des noch immer jungen Trinkers (dessen Eingang übrigens an Dantes Sonett gemahnt: »Voi che portate la sembianza umile«):

Und auch den Garten kennt ihr nicht,
Den schwülen Träumegarten,
Wo Rosen sterbend warten,
Und jedes *Scharlachblatt* ist ein Gedicht. (*Der Trinker*)

Aber es ist – das Gedicht spricht es ja selbst aus – kein aktuelles, aktives Scharlach mehr, sondern, trotz des »blutrot hellen Kampfes« ein Scharlach, das sich wieder verdunkelt zum Rot eines »im Glase dunkelnden Burgunders«. Es mischen sich in dieses schwüle, erinnerte Rot bereits die warmen, blauen Erinnerungen an Frauen in Gärten, deren Blau das Rot zu einem »rosenroten Traum« mildert und die den Dichter am Schluß dieses trunkenen Liedes schon die Lieder ahnen lassen, die

----- still und ungesagt
In die *blauen Dämmerungen* schweifen.

Ich kann dies nicht weiter ausführen; aber man gehe doch diesen Gedichten nach, anhand des Leitfadens Blau und Rot, übersehe dabei nicht, daß das Rot auch in den jüngsten Gedichten öfters durchschimmert:

Ein Haus bei Nacht durch Strauch und Baum
Ein rotes Fenster glühen ließ ... (*Flötenspiel*, 1940)

und merke sich auch, wie die Gedichte sind, in denen diese beiden Farben nicht auftreten. Man verfolge sie anhand dieser Hinweise, versuche selber sich solche Augenmerke und Blickpunkte zu schaffen, und dann wird man besser sehen, innerhalb welcher eigentümlichen Spannungen sich diese Gedichtfolge entwickelt. Es hat einen schönen Sinn, daß Hesse seine Gedichte zusammenstellte. Wohl steht jedes für sich; aber es ist auch jedes ein Schritt eines inneren Werdeganges, ein Blitzlicht über eine innere Szene. Und von Szene zu Szene baut sich das lyrische Drama dieses Lebens auf.

(Aus: »Du«. Kulturelle Monatsschrift, Zürich, Oktober 1943)

R. J. Humm, Auf Besuch bei Hermann Hesse

Die Redaktion von »Annabelle« hat mich gebeten, eine Reportage über Hermann Hesse zu schreiben. Das Wort bedeutet auf deutsch etwa: Bericht über die Lebensumstände, Verzeichnis der Gewohnheiten, Festhalten des gesprochenen Wortes. Ein Reporter muß sich verhalten wie ein Photograph; seine Person verschwindet hinter seiner Mitteilung; er stellt seinen Gegenstand plastisch zur Schau, und das ist seine Kunst. Nun ist es aber unmöglich, diese Kunst an Hermann Hesse heranzubringen. Er läßt nämlich niemand an sich heran, der ihn nur gegenständlich sehen will, für den er nur Objekt ist. Wer das Glück hat, Hesse zu kennen, der ist auch sein Freund; in seiner Beziehung spielen hundert Imponderabilien, und er kann über Hesse nicht schreiben, ohne zugleich von der tiefen Wirkung, von der inneren Veränderung zu erzählen, die eine Begegnung mit ihm erzeugte.

Hesse ist ein Introvertierter, der es weiß und dazu steht. Er gebraucht das Wort gern. Aus der Introversion, meint er, sei alle Kultur entstanden. Aber nicht nur die leeren Wortemenschen, die Radaumacher, alles, was gerissen, laut und lästig ist und sich so schön in Szene zu setzen weiß, ist ihm widerwärtig; als richtiger Introvertierter verabscheut er allgemein das »Draußen«, alles, was Welt ist; und man hat manchmal das Gefühl, daß er alle, die nicht Hermann Hesse sind, für Extravertierte hält, die er nicht mag. Aber dieser selbe Hermann Hesse, der so sehr auf sich bezogen ist, die Welt immer von sich wegdrückt, dauernd in der Abwehr gegen das »Andere« steht, hat auch ein sehr starkes selektives und attraktives Vermögen, und was er zu sich hindurchläßt, das zieht er dafür ganz tief in seine intime Sphäre herein, macht aus ihm eine der Figuren seines inneren Lebens, mit der er sich lebhaft beschäftigt und der er ewig anhänglich bleibt. Um ein Beispiel zu geben: was ich keinem anderen hätte zumuten dürfen, nämlich ihm aus dem Manuskript eines eigenen Buches vorzulesen, und dies tagelang, und zudem eines Buches, das noch nicht fertig und befriedigend war, das wurde von Hesse auf das entschiedenste verlangt, und zwar nicht nur gelegentlich, sondern an zehn Abenden – und dieses Erlebnis war eines der anstrengendsten, die ich hatte. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß soviel Wohlwollen, soviel Liebe, soviel feines Verständnis, soviel Güte mich fast aufgerieben haben. Um es einfacher zu sagen: entweder mag Hesse einen Menschen nicht, und dann ist alle Mühe verloren, oder aber er *liebt* ihn. Und umgekehrt kann man keine Beziehung zu ihm finden, außer man liebe auch ihn. Ich habe damit zur Genüge verständlich gemacht, daß man über Hesse

nur aus dem Intimsten und Subjektivsten heraus erzählen kann. Wenn man bei Hesse lebt, ist man ein Stück seines Geheges wie seine Pflanzen, seine Aquarelle, seine Bücher. Man fühlt dauernd, daß er sich mit einem beschäftigt, einen innerlich wendet wie einen kuriosen Stein, über den er lächelnd sein »Merkwürdig!« spricht; aber eigentlich gesprochen wird wenig, auch das Wichtigste wird beiläufig und immer zufällig gesagt. Hesse liebt das Absichtliche nicht, er mag auch nicht diskutieren, mit Ratschlägen ist er sparsam; vor allem lebt er in der dauernden Sorge, eine andere Individualität zu verbiegen; er läßt jeden in seiner Art gelten und leben, sobald er ihn angenommen hat.

Ich will doch versuchen, zu erzählen, wie man bei Hesse lebt, also ein bißchen allgemeiner und unpersönlicher reden. Man verbringt die Zeit bei ihm so, daß man zunächst den ganzen Vormittag für sich hat und sogar sehr auf der Hut sein muß, ihm nicht zu begegnen, und falls es einmal geschieht, ihn nicht anzureden. In diesen frühen Morgenstunden ist es nicht angezeigt, ihm auch nur guten Tag zu sagen. Hesse ist noch nicht anwesend; er ist, wie er sagt, noch kein Mensch. Einmal kam er zu mir ins Frühstückszimmer und legte mir einen Brief auf den Tisch, ohne ein Wort zu sagen, und ging wieder weg. Der Brief war an ihn gerichtet, von einem Maler im Dorf, der ihn zur Besichtigung seiner Bilder einlud. Diese Einladung kam ihm nicht gelegen; er hatte sich für diesen Vormittag einen anderen Plan gemacht; ich erfuhr später durch seine Gattin, daß er sich vorgenommen hatte, allen seinen Bäumen mit der Gießkanne Wasser zuzuführen. Nun kam ihm diese Einladung in die Quere. Seine Hilflosigkeit drückte sich darin aus, daß er es mir stumm mitteilen mußte. Ein wenig später kam er zu mir aufs Zimmer und sagte mit gequälter Stimme, er sei so sehr im Druck heute morgen, ob ich ihm nicht helfen wolle; es müßten die beiden Wasserhahnen vor dem Hause geöffnet werden. Das tat ich, und weil ich ihn dann in der Bibliothek mit seiner Frau reden hörte, bot ich mich an, ihm beim Wasserführen zu helfen. Da griff er sich schmerzlich an den Kopf, stöhnte, man möge ihn doch in Ruhe lassen, und verschwand stracks in sein Atelier. Diese Qual, sich damit abfinden zu müssen, daß er Bilder besichtigen werde, wo er doch etwas ganz anderes vorhatte, und jetzt diese andere Plage, seinem Gast erklären zu müssen, wo man Wasser hole und welche Bäume zu begießen seien, das war zuviel für Hesse, es machte ihn krank. Später löste sich diese eigenwillige Störung, die wie so manches an ihm nur eine Begleiterscheinung der starken Eingezogenheit seines Gemütes ist, und um elf Uhr, als wir zum Maler gingen, war er wieder munter und im Atelier ganz vergnügt und angeregt. Der Vormittag ist also der heikelste Abschnitt in Hesses Leben und damit auch im Umgang mit ihm.

Diesen Vormittag verbringt der Gast mit sich allein und meist im Bi-

bliothekzimmer, einem großen, länglichen Gemach, das an dem einen Ende an das Eßzimmer, an dem anderen an Hesses Atelier grenzt. Dieses Atelier, das durch eine kleine Türe mit dem Bibliothekzimmer verbunden ist, befindet sich in einem anderen Haus. Denn Hesse bewohnt zwei Häuser, von denen jedes eine eigene Treppe und einen eigenen Eingang hat; eines für sich und eines für seine Frau, seine Gäste und seine Dienstboten. Das kleinere Haus darf man nicht beschreiben; ich durfte es nur einmal betreten; von außen gesehen, erweckt es den Eindruck eines persönlichen Zwingers, und diesen Eindruck erzeugt Hesse selbst, etwa, wenn man vor seiner Haustüre auf ihn wartet und er plötzlich das Fensterchen aufreißt und durch das Gitter mit den Zähnen bleckt wie ein eingesperrter Wolf, dem sich vor Wut das Fell auf dem Rücken sträubt. Es ist das Haus des Steppenwolfes, und er lebt in seinem Geheimnis, erfüllt von einem eigenen Duft von Wildheit und Poesie. Das andere Haus hingegen, das größere, ist behaglicher, nicht so wüst und gefährlich; und in diesem Haus befindet sich also das schon erwähnte Bibliothekzimmer, das zugleich als Gesellschaftsraum dient. Hier wird Tee getrunken und nachmittags und abends vorgelesen, wobei Hesse liegt, eine Zigarre raucht und hie und da ein Glas Wein zu sich hebt. Das Zimmer ist an drei Wänden von oben bis unten mit Büchern bestellt, und hier kann der Gast die köstlichsten Entdeckungen machen. Ich erinnere mich an ein dickes, altes Buch über Käfer und Schmetterlinge, das mit den prächtigsten Illustrationen geschmückt war, und das noch aus der Zeit der ersten Entdeckungen stammte, aus dem Jahrhundert Linnés, wo man die Verwandlung eines Engerlings in einen Maikäfer vor kurzem erstmals beobachtet hatte. Ringsum ist alles still. Das Haus steht einsam an einer Halde, und durch die großen Scheiben sieht man den Salvatore, den Hügelzug von Carona und dahinter den Generoso. Zwischen jenen Hügeln und der Collina d'Oro, auf der Hesses Haus steht, liegt ein tief eingeschnittenes Tal, durch das ein Sträßlein führt. Unterhalb des Hauses zieht sich ein steiler Rebberg in die Tiefe, und unmittelbar beim Haus beginnt rechter Hand der Wald, von dem ein Stück innerhalb der Umzäunung liegt. Wirft man einen Blick durch den Rebberg, so sieht man schräg rechts unten, wo der Rebberg aufhört und ein Garten in der Halde ausgespart ist, Hesse unter einem großen Strohhut arbeiten, meist über eine Pflanze gebückt, öfters damit beschäftigt, ein Feuerchen anzumachen. Und trotzdem er so fernab arbeitet und ganz und gar von einem nichts wissen will, ist er da. Sehr stark spürt man seine Gegenwart. Bücher, die man liest, prägen sich einem ganz eigen ein. Ich verspürte während meines ganzen Aufenthaltes bei Hesse ein eigentümliches Herzklopfen, eigentlich schon mehr ein Herzpumpen, das ich nie zuvor gekannt hatte, und das von der großen Spannung kam, die die ständige

Gegenwart dieses so unsichtbaren, dieses so zarten und gebrechlichen und doch so starken Menschen in mir erzeugte. Mein Körper verarbeitete bereits eine Verwandlung, von der mein Bewußtsein noch nicht berührt worden war. Ich wußte nur, ich sei bei Hesse. Erst als ich wieder unterwegs nach Zürich war, merkte ich, welche tiefe Wirkung mir von dieser ungemein starken Sammlung, diesem dichten, in sich beschäftigten Wesen gekommen war. Kein Mensch ist unaufdringlicher als Hesse, keiner behutsamer in der Behandlung seiner Freunde, und doch übt diese Verinnerlichung und Eingezogenheit den tiefsten Einfluß aus. – Er arbeitete unten im Garten und ich saß in der Bücherstube und las Bücher, wie ich es zu Hause ja auch tue; und dabei ging etwas vor sich. Es ist kaum in Worte zu fassen.

So gegen elf Uhr ist Hesse aus dem Garten verschwunden; man hört ihn selten ins Haus treten, obschon er vor dem Fenster vorbei muß. Nun kommt seine Frau und meldet, daß man spazieren geht. Man trifft sich auf dem Vorplatz und begrüßt einen Hesse, der ganz heiter und aufgeräumt ist, zu Scherzen aufgelegt, wie den schon erwähnten, daß er das Fensterchen seines Zwingers aufreißt und wie ein Wolf die Zähne fletscht, wobei er das Kinn in wilder Verzweiflung gespannt und schräg zum Himmel emporschiebt. Dieses Kinn ist überaus ausdrucksvoll. Wenn Hesse erbost und grimmig ist, drückt er es weit vor, und man sieht es wie eine Vermaledeung über die Dinge streichen. Und ebenso drückt er es schräg vor, aber diesmal mit freundlicher Gesinnung, als frage er: »Nun, du kurioser, lieber Kauz, wie steht es heute morgen mit dir?«, wenn er einen begrüßt. Seine blauen Augen blicken mich schräg nach oben an, und er nickt einigemal, überaus lieb und warm, als ob er aus einer Gegend der Merkwürdigkeiten jetzt in eine andere komme, aber als gehöre diese liebe, spaßige Merkwürdigkeit, der er jetzt die Hand reicht, zum selben Gehege. Dauernd im Wunderlichen lebend, ist er auch dauernd zu Scherzen aufgelegt. Einmal, als wir nach einem Spaziergang aus dem Wald traten (wir hatten die Taschen aus einem besonderen Grund voller Steine) schaute er, sein Kinn schief und haßerfüllt hervorstreckend, zu seinem eigenen Haus empor und knurrte: »Auch wieder so ein Schieber, der sein Haus dort oben aufgestellt hat, während unsereiner sich mit Steinen schleppen muß!« Und das kam so unvermittelt und drollig, daß man laut lachen mußte. Hesse versteht es ausgezeichnet, sich die Zeit zu vertreiben. Er ist reich an Einfällen, wie er sich auf dieser schlechten Welt ein kleines Vergnügen ablisten könne. Da tritt er eines Morgens aus seinem Häuschen, stützt die Hand aufs Knie und klagt über Rheumatismen, die ihn die ganze Nacht kein Auge hätten zutun lassen, geht stöhnend und mißgelaunt einher, bis er stehen bleibt und fragt: »Können Sie das auch?«, vom Weg springt und die Halde hinunterrennt wie ein

junger Hase: macht man es ihm nach, so verstaucht man sich unfehlbar den Fuß. Oder er kann stehenbleiben, aufmerksam das Kinn vorschieben und fragen: »Können Sie einen Satz machen mit Dachziegel?« Und wenn er den prächtigen Satz hersagt, in dem er das Wort »Dachziegel« so wunderfein hineinverarbeitet hat, dann freut er sich wie ein Spitzbube.

Das ist der Spieltrieb bei Hesse; derselbe, der ihn so emsig Aquarelle malen und auf alle Wunderlichkeiten des Lebens achten läßt, etwa auf den Tessiner Bauern, der in der Eisenbahn immer nur zwei Worte vor sich hin sprach: »Coraggio!« und dann wieder: »Pazienza!« Derselbe Spieltrieb, der ihn auch Gott als einen lächelnden Bastler erleben läßt. Er ist wie Lao-Tse ein Greis-Kind, ein knabenhafter Weiser, dessen Freunde, die im Vergleich mit ihm so veräußerlicht leben, dauernd aus einem Verhältnis ins andere fallen, einmal, als hätten sie an ihm einen Vater, einmal einen Sohn. Und wenn ich das Wort »Greis« vorhin verwendete, so nur, weil er das Wort gern selber gebraucht, gern seine Gebrechlichkeit hervorhebt und sogar manchmal von einer Gehirnerweichung spricht, an der er leide. Denn Hesse ist immer selbstironisch und die von ihm erreichte Lebensstufe nur Schein. Die Jugend ist in Hesse lebendig geblieben, und diese Jugend guckt durch alles hindurch, spielt aus ihm als eine fortwährende Schelmerei. Es gibt keinen schalkhafteren, keinen spitzbübi-schen Mann als Hesse. All die geistigen Abenteuer, alles, was er an Geisteswissenschaften durchgearbeitet, indische Weisheit, chinesische Lebensklugheit, Psychoanalyse, abendländische Philosophie, Weltliteratur, der unermeßlich weite Horizont, den seine Lektüren ihm vermittelten, das alles ist ein Reichtum, den seine knabenhaft gebliebene Seele nur um so reizvoller erscheinen läßt.

Hesse ist ein ungemein fleißiger und vielseitiger Leser. Er ist kein Ästhet, der nur Bücher einer bestimmten Art und Haltung liest und wie ein Bonze innerhalb einer Pagode ausgewählter Ideen und Evaporationen lebt. Sein Wissen ist universal und radikal; er liest sozusagen alles, auch die unverdaulichste, materialistischste Linksliteratur; er kennt nicht nur seinen Buddha, er kennt auch seinen Lenin, – es gibt kein Gebiet, außer dem der Naturwissenschaften, auf dem er nicht gleich gut bewandert ist.

Mathematik freilich liegt ihm nicht, und ich glaube, er hielt mich für ein Genie, weil ich die Relativitätstheorie verstanden habe. Nein, Hesses Seele ist nicht voller Zahlen, ob er auch sehr wohl um die Schönheit der pythagoräischen Gedanken weiß und wie die Harmonie des Weltalls nur das Knistern und Singen zahlloser leiser Zahlen sei, die wie namenlose Seelen in den Dingen sich regen – etwas davon verlautet in seinem »Glasperlenspiel«, in dem schließlich auch die sublimste ars combinatoria zur Anwendung kommt, wie man sehen wird, wenn man seinen »Joseph Knecht« lesen wird – Hesses Seele ist viel mehr als mit Zahlen angefüllt

mit Blumen, Blättern, Pflanzen, Farben, Himmeln und Horizonten, und mit dem unbeschreiblichen, warmen Gold, das das gefallene Laub im Vorfrühling über die Collina d'Oro streut . . .

Man durchwandert sie nach allen Richtungen, macht jeden Morgen eine andere kleine Tour. Einmal geht man auf schwindligem Pfad hoch oberhalb des Agnosees, dann verliert man sich wieder in den lichten Wald, gelangt zu einem erstaunlich einsamen Fleck, auf dem zwischen Bäumen sich ein Rocolo, ein Vogelfangturm, erhebt; erreicht das äußerste Ende der Collina, wo man auf schmalen Grat zu einer Kuppe gelangt, um deren Füße der See sich dehnt, bunte Häuserchen spiegelnd; kommt auf Wegen, die sich in warme Mulden schmiegen, und durch Wälderchen und Dörfchen wieder nach Hause, und bleibt den ganzen Tag erfüllt von Bäumen, Sonnenflecken, Veilchen, Hügeln und bunten, warmen Dingen. Schlägt man ein Buch auf, so ist das Gedruckte nicht mehr schwarz-weiß; es spielt durch die Zeilen ein Lied. Ein Lied von Hesse.

(Aus: »Annabelle«, Zürich, Nr. 70, 1943)

ZU BRIEF 154 VOM 3. JANUAR 1944:

R. J. Humm, Hermann Hesses »Glasperlenspiel«

Ein Bekannter brachte mir neulich einen chinesischen Kaisermantel ins Haus. Man sieht auf solchem Mantel – dessen prachtvolle Arbeit und viele Symbole zu beschreiben ich mir hier versagen muß – eine Anzahl grüner Drachen, die emporstreben und mit ihren Krallen nach bläulichen Scheiben greifen, aus denen rote, in ihrer Form an Korallen gemahnende Blitze oder Emanationen hervorzüngeln. Diese Scheiben sind ein Symbol der Vollkommenheit, und die Drachen stehen da für die Beamten, die in der Hierarchie des chinesischen Reiches nach höheren Graden streben. Diese Hierarchie hatte im alten China einen intellektuellen Charakter, sie war nach Graden der Gelehrsamkeit gestuft; die Drachen sind der Geist, der edle, gute Dämon der emporstrebenden Menschen. Von diesem Kaisermantel kam mir ein eigenartiges Bild für die Struktur der Menschheit: Als ob alle die Forscher, Philosophen, Künstler, Dichter, deren Namen durch die Jahrhunderte zu uns klingen, alle die Pythagoras, Campanella, Dante, Newton, Mozart, lauter in die menschliche Materie eingewebte, schönheits- und erkenntnisturstige Drachen gewesen wären. Die menschliche Substanz stellte sich mir dar als eine graue, von glänzenden Goldfäserchen durchsetzte Masse; als ein dunkler, aus den Tiefen der Zeiten emporsteigender, von tausend dämonischen Flämmchen leuchtender Strom.

Die Flämmchen, das waren die Kämpfer, die Erneuerer, die Verschönerer der Welt. Als ich tags darauf Hesses Glasperlenspiel zu lesen begann, fand ich mich durch diesen Kaisermantel und die Erläuterungen seines Besitzers, eines subtilen Kenners Chinas, auf das schönste und natürlichste in dieses Buch eingeführt. Es war eine in ähnlichen Vorstellungen sich bewegende Geistesgeschichte, die mir zudem ein Bild von dem weiteren Verlauf ihres Stromes gab. Nicht nur war in dem Buch vielfach von China die Rede und ging es, mit lächelndem Wissen und Willen des Verfassers, öfters betont chinesisch darin zu (in Kastalien herrscht schönste Hierarchie, der höflichste Zeremonialstil findet sich darin ausgebildet), sondern ich gewann auch eine Vorstellung von dem Ende, das es mit diesen freundlichen, segenspendenden Dämonen nehmen könnte. Kastalien ist ein Kloster von Drachen, von letzten, müden Geistesheroen. Sie züngeln nicht mehr durch die Materie der Menschheit. Sie haben sich abgesondert. Sie sind auch kaum mehr schöpferisch. Zwischen Geist und Welt hat sich ein tiefer Abgrund aufgetan. Hesse zeichnet uns lächelnd das betrübliche Bild einer Spätzeit, in welcher der Geist, von der Welt gar zu hart angefaßt, sich in eine schöne Klausur zurückzieht, nur noch spielt, nur noch Höflichkeiten und Formen hergibt, die Welt nicht mehr anregt, nicht mehr befruchtet.

Wie auf besonnten Hügeln, zu deren Füßen sich ein Nebelmeer erstreckt, liegen die verschiedenen Schulen, aus denen Kastalien besteht. Die Welt ist weit draußen, weit unten; ihr Geräusch dringt nur leise zu den Klosterinsassen empor. Hie und da wandern die Schüler von einem Konvikt zum andern, aber ihre Abwendung von der Welt ist derart, daß die Dinge, denen sie unterwegs begegnen, vom Verfasser nicht erwähnt werden. Sie gehen wie in einem Nebel, in dem nur ihre Gedanken leuchten. Sie leben auf ihren Hügeln, gleich »künstlich gezüchteten Singvögeln«, nur den Problemen ihres Glasperlenspieles und den Sorgen ihrer schön gestuften Rangfolge. Suchen sie Anschluß, so nur mit Geistesverwandten, etwa mit den Mönchen eines Benediktinerklosters. Sie werden vom Staat genährt, denn so weit geht die Einsicht der Normalen jener Spätzeit. Diese, die unten in den Nebeln hausen, mit ihrer Industrie, ihren Zeitungen, ihrer Politik, erkannten, daß von solchen Hochburgen des Geistes Richtungen und ein Qualitätsgefühl ausgehen, die zur Erhaltung einer anständigen menschlichen Höhe auch unter ihnen unentbehrlich seien. Sie sahen auch ein, daß ihnen der Unterhalt einer solchen Elite doch immer bedeutend billiger zu stehen kam, als die ewigen Kriege, an denen ihre Vorfahren aus dem »feuilletonistischen Zeitalter« zu tragen hatten. Es wird uns das Bild einer befriedeten, chinesisch gewordenen Menschheit gezeichnet. Eins ihres Oberbaus zumindestens; denn vom Unterbau erfahren wir zunächst nicht viel.

Erst im letzten Drittel des Buches hören wir mehr von der realen Welt, die Kastalien umgibt, ja, das Buch wächst sich schließlich zu einer großen Auseinandersetzung zwischen den Kastaliern und ihrer Umwelt aus. Josef Knecht, dessen Werdegang vom Schüler bis zum Glasperlenspielmeister wir verfolgten, ist von der Unfruchtbarkeit des gelehrten Betriebes auf Kastalien so durchdrungen und des ihn quälenden Konfliktes zwischen Ästhetisch und Ethisch, Magisch und Mystisch, so müde, daß er beschließt, Kastalien zu verlassen, um als einfacher Schulmeister einer ihn ersprißlicher dünkenden Aufgabe in der realen Welt zu dienen. So erfahren wir also mehr von der Beschaffenheit der Gesellschaft und des Staates in jenem künftigen kastalischen Jahrhundert, in dem nur noch blasse Erinnerungen an das unsere leben. Doch was dabei verwundert, ist ihre Ähnlichkeit mit den unseren. Und hier setzt auch die Kritik an, die an das Buch anzubringen wäre. Eher eine Frage, als eine Kritik. Die Wirklichkeit, die Hesse um sein Kastalien zeichnet, ist die schweizerisch-bürgerliche von heute. Es gibt da Landbesitz, bürgerliches Patriziat, Parlamentarier und Jungliberale; ferner deuten Hunderte von Anzeichen darauf hin, daß diese schweizerisch-bürgerliche heutige Welt, die um jenes ferne Kastalien projiziert wird, noch immer mit Vorstellungen aus der kleindeutschen Feudalzeit infiltriert ist. Das alles nimmt sich wunderlich genug aus, es befremdet. Eine Umwelt, die ein Kastalien trägt und ernährt und die Einsicht in dessen Wichtigkeit hat, kann man sich nur von Grund auf anders aufgebaut denken; ihr staatlich-gesellschaftliches Gefüge dürfte eine viel größere Ähnlichkeit mit einem ägyptischen oder chinesischen Beamten-, Mandarinen- oder Priesterstaat haben als mit dem freisinnig-demokratischen Staatswesen von heute. Diese Inkongruenz führt das Buch in die Bereiche des Dichters zurück, nimmt ihm den Wert einer Utopie (so hat man das darin gezeichnete Bild Kastaliens schon vielfach genannt) und verleiht ihm dafür den, eine Selbstdarstellung und Selbstkritik zu sein.

Es ist der Roman Hesses und seiner Introversion. Es ist hier das Bild seines äußersten Rückzuges gegeben, den er antrat in der Epoche der höchsten Gefahr. Es ist der Roman eines deutschen Dichters – des letzten deutschen Klassikers! – im Zeitalter des vordringenden Nationalsozialismus. Ihn deuten, heißt die Exegese dieser Flucht versuchen. Man kann in dem Roman fast auf die Seite genau den Punkt angeben, an dem die Seele des Dichters wieder begann, sich der Welt hinzuwenden, vermutlich, weil an dem Tage auch in der Außenwelt ein Aufatmen durch die Menschen ging und die Gefahr endlich gebannt schien. An diesem Tag hebt Hesses Kritik an diesem selben Kastalien, in das er sich zurückzog, an. Dieses Kloster Kastalien ist das ausgebreitete Bild des Gemütes des Dichters, eine weite Schilderei seines inneren Lebens. In dem Buch wird Hegel

öfters erwähnt. Man könnte »Das Glasperlenspiel« eine Phänomenologie des Geistes Hesses nennen, die in Bildern, in einer Geschichte, gegeben wird, anstatt in Begriffen. Eine Erhellung durch Hegel läßt sich auch in der Auffassung vom dialektischen Ablauf der Geschichte erkennen; und ebenfalls darin, daß das Problem vom Herrn und vom Knecht, vom Führer und vom Gefolgsmann – ein ständig wiederkehrendes Problem in allen Büchern Hesses, dieses Dichters der geistig gestuften Freundschaften und ihrer magischen Beziehungen – hier philosophischer abgewandelt wird. Lange vor Hegel, und wer wüßte es besser als Hesse, hatten schon die Chinesen ein dialektisches Weltbild, eine Auffassung der Dinge also, die sie zwischen den Extremen ein Gleichgewicht suchen hieß, da das Extrem nur seinen Gegensatz zeitige. Das »Glasperlenspiel« ist getragen von dieser Weisheit; es schwingt zwischen den beiden Polen chinesisch-konfuzianischer und deutscher idealistischer Philosophie. Und wenn Josef Knecht zuletzt den gefährlichen Gegenpart findet, den ganz im Weltlichen hausenden, ganz dem Körperspiel (nicht mehr dem geistigen Glasperlenspiel) hingeebenen Jüngling Designori, den Repräsentanten eines ungeistigen, herrischen, soldatischen und extravertierten neuen Geschlechts, und, durch diesen herausgefordert, scheitert und – ohne sich eigentlich aufzuopfern – zugrunde geht, so möchte man in diesem tragischen Ende fast einen Schiffbruch des gesamten Idealismus bekannt sehen, der im Untergang eine letzte, traurige Weisheit hinterläßt. Ich meine: das ganze Buch ruft, aus seinem Gegensatz, weil es sich doch in Grund und Boden selbst verneint, nach dem Materialismus, als dem Letzten, an das zu glauben uns noch gegeben sei.

Ob das die Absicht des Dichters war?

Der – immer symbolische – Zufall wollte es, daß keine Stunde, nachdem ich das Buch zu Ende gelesen hatte, ein Fliegeralarm ertönte, der mich in die blaue Uniform des Luftschützlers – die wenig Ähnlichkeit mit einem Mandarinemantel hat – hinein in einen Unterstand, fünfzehn Meter unter der Erde – wo es zwar recht nett und kameradschaftlich, aber kaum kastalisch zugeht – hinunternötigte. Dort verstand ich dann besser, warum wir uns nicht an diesen wenig tröstlichen Schluß des Buches halten sollen. Auch dieses Buch ist, wie alle Bücher Hesses, ein chinesischer Kaisermantel, der von den goldenen Äderchen seiner herrlichen Geistigkeit durchwirkt ist; von Schabernack, Humor, tausend kleinen, lachenden, unverwüstlichen Drachen seiner kindlichen, göttlichen Laune. Es ist ein Strom von nährenden roten Blutkörperchen, im Wort, im Satz, in jeder Idee, in jedem Geräusch. Diese ewige Substanz unseres Dichters, die wärmt und erhellt, die ist es, die uns Leser immer wieder anzieht, zu ihm zurückruft, uns mit ihm abzugeben heißt, um das funkelnde, schmeichelnde Glasperlenspiel kleine, begeisterte Schmarotzer, die von

ihm zehren. Es ist die in ein Buch projizierte warme Menschlichkeit Hesses, dieses unzerstörbare Radium seines Herzens, das uns auch in diesem Buch fasziniert.

Unersättlich, wie wir sind, sind wir aber auf das nächste gespannt. Auf das Wort vom Glasperlenspiel, so dünkt mich wenigstens, sollte noch eines folgen. Hesses vernichtende Kritik an seinem Kastalien muß man ernst nehmen; sie fordert geradezu heraus, eine Zumutung auszusprechen: Hesse möchte noch einmal in das traurige Gesicht der Welt blicken. In eins, das wirklicher ist, als jenes Designoris. Dieser ist schließlich nur ein Herr, ein vergangenes Wesen. Wer sich aber in der Welt mit kräftigen Ellenbogen vorwärtskämpft, dem Dichter noch unerreicht, von diesem nicht gebändigt, ist Genosse Desociali ...

(Aus: »Die Weltwoche«, Zürich, vom 10. 12. 1943)

ZU BRIEF 163 VOM 19. JULI 1945:

R. J. Humm, Aus alten Tagebüchern

Brupbacher und Hesse

3. I. 45, Mi. (Zwei Tage zuvor war Brupbacher gestorben): Fritz Brupbacher und Hermann Hesse habe ich immer als verwandt empfunden, und das wundert mich selber, denn es war doch ein großer Unterschied im Formgefühl, in der Pflege von Gedanke und Wort und auch im Umgang mit dem eigenen Ich. Und doch waren sie einander ähnlich, in ihrem knabenhaften Trotz, in ihrem Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Verwöhntheit und beide in ihrer Altersabgeklärtheit. Beide Erotiker, beide subjektiv, beide egozentrisch und individualistisch. Bei Brupbacher konnte sich der Gedanke zwar nie frei entfalten; er blieb eingeeengt in den Schranken des Materialismus, des Zynismus, der Sophistik. Und doch gibt es in seinen Büchern Wendungen, die auch bei Hesse – bei diesem mehr, wenn er sich unterhält – vorkommen. Zum Beispiel der Satz: »Einer, der mir sehr gefiel, war Franz Pfemfert«¹. Das hat etwas Nettes, Verbindliches. Kein Machtmensch schreibt so. Und beiden gemeinsam war die Auflehnung gegen den Spießler; die Gereiztheit war ganz ähnlich. Beide waren auf verschiedene Weise aufsässig, rebellisch, Brupbacher als Revoluzzer, Hesse als still für sich Murrender, Kochender, Mißgestimmter. Sie waren Kinder derselben Zeit, und hier fällt die Betonung auf *Kinder*. Beiden eigen war die Kindlichkeit; es war nämlich nur kindliches Trotzen, wenn Brupbacher Bücher schrieb, etwa mit dem Titel: »Mit Pistole und Pessar«. Im Alter lachte er vergnügt darüber. Und hier

fällt mir ein, daß sie auch das Spitzbübische gemeinsam hatten. »Der Steppenwolf«, Hesses Protest gegen die bürgerliche Welt, ist so recht eine stillvergnügte, nur selten grimmige Spitzbüberei gewesen. Brupbacher war ausgeglichener, im Verkehr mit seinen Freunden beherrschter; Hesse ließ sich manchmal gehen. Dafür war Brupbacher weniger gesammelt in seinen Büchern. Beiden haftete etwas Privates an; beide lebten den ungebundenen Menschen, wie man sich diesen im Zeitalter des Jugendstils vorstellte. Beide sind »commencement de siècle«, und beide wurden aus den Vorkommnissen des nachfolgenden Massenzeitalters nie recht klug. Sie blieben Anarchisten, Brupbacher als Politiker, Hesse als Poet. Anarchisten mit einem Widerwillen gegen die Weltgeschichte, die für sie ein Erzeugnis von Spießern war. Während wir, die Jüngeren, das Böse unseres Zeitalters besser erspüren. Sie empfanden weniger deutlich als wir, oder sie wollten es nur nicht zugestehen: wie machtlos der Geist ist, wie naiv, wie kindlich, wie wenig der schrecklichen Wirklichkeit gewachsen, insbesondere jener von Künstlern, Dichtern, Individualisten. Wir sind resignierter; sie hingegen konnten noch ganz munter beleidigt sein, sich ärgern, innerlich aufbegehren, ohne Bedürfnis, die Sache zu verstehen. Vom Unleidigen fühlten sie sich persönlich betroffen; darum konnten sie nicht bis zum Kern des Bösen vordringen, denn dieses meint nicht Heinz oder Kunz, Brupbacher oder Hesse, es meint uns alle; aber als innerlichst Unpolitische, als Anarchisten, konnten sie dieses »uns alle« nicht ertragen; sie wiesen es ab; es verletzte sie, daß sie mit uns andern in einen Topf geworfen sein sollten. Das Gefühl für den Staat war beiden fremd. Auf seinem Sterbelager las Fritz Brupbacher immer nur das eine Buch: den Band von Hermann Hesses Gedichten.

(Auszug aus einem Feuilleton in der Zürichsee-Zeitung vom 3. 2. 1967)

1 Franz Pfemfert (1879-1954), Publizist, seit 1910 Redakteur der politisch-literarischen Zeitschrift »Der Demokrat«, Gründer der sozialrevolutionären Zeitschrift »Die Aktion«. Er vertrat den radikalen Rätegedanken gegen die Sozialdemokratie, später gegen den Stalinismus; emigrierte 1940 nach Mexiko, wo er auch starb.

ZU BRIEF 165 VOM 30. SEPTEMBER 1945:

Hermann Hesse, Rigi-Tagebuch*

(August 1945)

Die Post bringt jetzt zuweilen seltene Überraschungen, auch gestern gab es eine: Briefe aus Deutschland! Irgend jemand war aus Stuttgart in die

Schweiz gelangt und hatte Briefe für mich von ein paar schwäbischen Freunden mitgebracht, die sandte er mir und bot mir auch an, meine Antworten weiterzuleiten. Es waren nicht zufällige Briefe von Unbekannten, sondern erwartete von Freunden, und wenn ich auch über die größten meiner deutschen Sorgen nichts Neues erfuhr, so bekam ich doch zum erstenmal von einigen deutschen Intellektuellen, die weit über dem Durchschnitt stehen, direkte Mitteilungen über ihre Erlebnisse und Gedanken seit dem Zusammenbruch. Es sind unter diesen meinen Freunden natürlich keine Gläubigen des Dritten Reiches oder gar Nutznießer der Hitlerherrschaft; sie alle sind vom ersten Tage an wache und tief beunruhigte Zeugen seines Großwerdens und seiner Herrschaft gewesen, viele von ihnen haben sich in Leiden und Opfern treu bewährt, haben Amt und Brot verloren, sind in Gefängnissen gesessen, haben jahrelang wissend und ohnmächtig dem anwachsenden Unheil und der immer greller aufschießenden Teufelei zusehen müssen, haben seit dem Beginn des Krieges mit blutendem Herzen ihrem eigenen Volk die Niederlage und sich selber oftmals den Tod gewünscht.

Die Geschichte dieser Schicht des deutschen Volkes ist noch nicht geschrieben, ihre Existenz im Auslande noch kaum erkannt. Ein Teil dieser Leute war früher liberal und süddeutsch-demokratisch gesinnt, ein Teil katholisch, ein großer Teil sozialistisch.

Diese Menschen nun, von denen ich glaube, daß sie zur Zeit die leidgeprüftesten, reifsten und weisesten in Europa sind, haben teils bewußt und willentlich, teils unbewußt und instinktiv versucht, sich völlig von allem Nationalismus zu befreien. Der kämpfende Franzose, Italiener, der hungernde und leidende Holländer oder Grieche, der schwergeprüfte Pole, ja selbst der verfolgte, zu Herden in Folter und Tod getriebene Jude – sie hatten alle in ihrem für uns unausdenklichen Leide noch das eine: Gemeinsamkeit, Schicksalsgenossen, Kameraden, ein Volk, eine Zugehörigkeit. Das hatten die Hitlergegner und Hitleropfer innerhalb Deutschlands nicht, oder nur soweit sie schon vor 1933 organisiert waren, und diese, soweit sie nicht schon umgebracht waren, verschwanden fast alle in die Höllen der Gefängnisse und Straflager. Übrig blieben die nicht organisierten Gutgesinnten und Vernünftigen, und sie fanden sich von Spionage, Spitzeltum, Denunziation immer mehr ins Enge getrieben, lebten in einer zuletzt kaum mehr atembaren Atmosphäre von Gift und Lüge, sahen die Mehrheit ihres Volkes von einem scheußlichen, ihnen unverständlichen und böartigen Rausch ergriffen. Ich glaube, daß die Mehrzahl derer, welche diesen zwölf Jahre dauernden Angsttraum überlebt haben, gebrochen und zur aktiven Teilnahme an einem Wiederaufbau nicht mehr fähig ist. Wohl aber können sie unendlich viel beitragen zur geistigen und moralischen Erweckung ihres Volkes, das vorläufig

noch gar nicht begonnen hat, das Geschehene und von ihm zu Verantwortende ins Bewußtsein einzulassen. Der müden Stumpfheit des Volkes steht bei jedem Wachgebliebenen eine ungeheuer empfindliche Bereitschaft für die Bewältigung der Schuldfrage, ein höchst zart und wund gewordenes Gewissen gegenüber.

Eines nun ist allen Äußerungen dieser wahrhaft guten Deutschen gemeinsam: die höchste Sensibilität für den Ton jener Aufklärungs- und Strafpredigten, welche jetzt, etwas spät, von den demokratischen Völkern an das deutsche gerichtet werden. Zum Teil werden diese Aufsätze und Broschüren, wirkungsvoll gekürzt, von den Besatzungsmächten propagiert. Das geschah auch mit dem Essay von C. G. Jung über Deutschlands »Kollektivschuld«, und die einzige Schicht des deutschen Volkes, die zur Zeit überhaupt ein Ohr für diese Äußerungen hat und bereit wäre, zu lernen, reagiert auf sie mit einer Empfindlichkeit, über die man erschrickt. Kein Zweifel: die Predigten haben in sehr vielem vollkommen recht; nur erreichen sie das deutsche Volk nicht, sondern statt seiner gerade die wertvollste und edelste Schicht, wo das Gewissen längst überwacht ist.

Ich kann jene Aufsätze, die ich Predigten nenne, meinen schwäbischen Freunden gegenüber nicht in Schutz nehmen, ich gebe sie preis. Ich habe diesen Freunden überhaupt nichts zu sagen. Wie sollte ein Mensch, der in einem unzerstörten Hause sitzt und täglich zu essen hat, der in den letzten zehn Jahren zwar Ärger und Sorgen, aber keine unmittelbare Bedrohung oder gar Vergewaltigung erfahren hat, diesen in jedem Leid Geprüften etwas zu sagen haben! Aber wenigstens in einem Punkt kann ich den Freunden drüben einen Rat und Zuspruch geben. Mögen sie mir in allem andern weit überlegen sein, in einem Punkt habe ich ältere Erfahrungen als sie, nämlich in der Loslösung vom Nationalismus. Die habe ich nicht unter Hitler oder unter den alliierten Bomben, sondern in den Jahren 1914 bis 1918 vollzogen und sie wieder und wieder revidiert. Und so kann ich meinen Freunden in Schwaben schreiben: »Das einzige in euren Briefen, was ich nicht ganz verstehe, ist eure Empörung über gewisse Artikel, die euer Volk über seine Schuld aufklären wollen. Ich möchte euch recht laut zurufen: Versäumt nicht wieder das wenige Gute, was der Zusammenbruch euch anbietet! Damals, im Jahre 1918, konntet ihr eine Republik statt einer Monarchie mit schlechter Verfassung haben. Und jetzt könnt ihr, mitten im Elend, wieder etwas haben und erleben, ein neues Stück Entfaltung und Menschwerdung, das ihr vor den Siegern und den Neutralen voraus habt: Ihr könnt den Wahn jedes Nationalismus, den ihr ja im Grunde längst schon haßt, durchschauen und euch von ihm befreien. Ihr habt das schon weitgehend getan, aber doch noch nicht weitgehend, nicht gründlich genug. Denn wenn ihr diese

Entwicklung in euch vollends vollzogen habt, dann werdet ihr über das deutsche Volk und die Kollektivschuld noch ganz andere Worte, dann werdet ihr jede Beleidigung oder Provokation ganzer Völker lesen oder anhören können, ohne euch im mindesten mitbetroffen zu fühlen. Tut diesen Schritt vollends zu Ende, und ihr werdet, ihr wenigen, eurem eigenen und jedem andern Volk an Menschenwert überlegen und einen Schritt näher bei Tao sein.«

* Letzte Hälfte des Tagebuchs mit den von Humm diskutierten Passagen.

ZU BRIEF 170 VOM 10. NOVEMBER 1945:

In Th. Manns Offenem Brief an Walter von Molo vom 7. September 1945 heißt es: »... ich habe Euch, die Ihr dort drinnen saßet, nie beneidet, auch in Euren größten Tagen nicht ... Beneidet habe ich Hermann Hesse, in dessen Umgang ich während jener ersten Wochen und Monate Trost und Stärkung fand – ihn beneidet, weil er längst frei war, sich beizeiten abgelöst hatte mit der nur zu treffenden Begründung: »Ein großes, bedeutendes Volk, die Deutschen, wer leugnet es? Das Salz der Erde vielleicht. Aber als politische Nation – unmöglich!« (T. M.: Briefe II, S. 441)

ZU BRIEF 181 VOM 10. JANUAR 1946:

R. J. Humm an Walther Meier (Red. der »Neuen Schweizer Rundschau«)
19. November 1946

Sehr geehrter Herr Dr. Meier,

Auch ich freute mich herzlich, daß Hesse den Nobelpreis erhielt. Er war längst fällig; nicht nur aus literarischen, sondern (ähnlich wie bei Spitteler) auch aus politischen Gründen. Die Aufsätze, die Hesse in »Krieg und Frieden« sammelt, waren mir fast alle noch gut in Erinnerung. Ich las sie als Student in den Lesesälen der Universitäten Göttingen und Berlin, und weil sie mir im Gedächtnis haften geblieben waren, konnte ich später nie begreifen, daß man von Hesses Weltferne so gern sprach oder davon, daß er in einem Elfenbeinturm hause. Er hat sich zum wesentlichen politischen Geschehen immer geäußert, und hat auch immer auf der richtigen Seite gestanden; viel früher als manch anderer. Thomas Mann räumt es auch offenherzig ein, und ich vermute, daß seine Anregung bei dieser Verleihung entscheidend gewesen sei.

Nun wurde ich von der »Weltwoche« gebeten, einen Aufsatz über Hesse

zu schreiben, und ich konnte mich dem nicht entziehen. Aber ich wäre Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie durch die Vermittlung von Frau Hesse, mit der Sie, wie Sie mir schreiben, in Verbindung stehen, Hesse die Zusicherung meiner unverbrüchlichen Verehrung und meiner aufrichtigen Freude an seinem Nobelpreis zukommen lassen würden. Meine Gesinnung sei unverändert, und in dieser Gesinnung sei auch mein Aufsatz geschrieben.

Meine Beziehung zu Hermann Hesse erfuhr leider dieses Frühjahr eine Trübung.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr R. J. Humm.

R. J. Humm, Bruder Klaus und Hermann Hesse

Seitdem man erfuhr, daß Hermann Hesse den Nobelpreis verliehen bekam, werde ich von Zeitungsreportern bestürmt, die mich beschwören, ihnen doch zu sagen, wo Hesse sich aufhält. Ich weiß es nicht; außer seiner Frau und einigen Freunden weiß es kein Mensch; er hält sich irgendwo verborgen, wo er den Ansturm der Welt glücklich zu überstehen hofft. Nun werde ich gebeten, über ihn zu schreiben. Die Aufgabe ist nicht leicht, und ich will ehrlich zu erklären versuchen, warum.

Hermann Hesse war zeit seines Lebens der Gestalter und Darsteller seiner selbst, und wenn ein anderer über ihn schreibt, so hat dieser andere stets das Gefühl, Unvollkommenes, Ungenaues, nicht ganz auf Hesse Passendes zu schreiben. Hermann Hesse weiß auch über sich zu viel. Keinen Gedanken vermag man über ihn vorzubringen, den er nicht ebenfalls gedacht hätte, keinen Gesichtspunkt zu suchen, den er nicht längst kannte und in seiner Einseitigkeit belächelte. Er ist ein alter, geübter Glasperlenspieler. Schlägt man eine Note an, so greift er schon den Akkord, den man vorhatte; ja er ist imstande, die ganze Sonate zu spielen, die man über ihn improvisieren wollte. Das Schwierigste ist aber, etwas zu komponieren, das völlig außerhalb seiner Seelenharmonien liegt. Er erlebt das als schaurige Dissonanz. Er rechnet einen zu jener bösen Welt, die ihm so viel zuleid getan hat; er will nur von sich aus erklärt und verstanden werden. Er nannte sich einmal einen Jünger Jakob Burckhardts. Aus allen seinen Werken spricht die eigenartige Struktur seines Geistes, welche die Umwelt gern in der Organisation der Jüngerschaft und der Gefolgschaft auffaßt.

Das heißt, er ist ein Magier, ein überfahrender, einfangender Geist, der zaubern, bezaubern und verzaubern will, und es auch kann. Seine ungeheure Belesenheit macht, daß er sich überall zu Hause fühlt; er hat die gesamte Welt des Geistes besetzt, und jeder Punkt dieser Welt ist ihm eine Position in seinem Zauberspiel. Er ist auch ein vollkommener Chi-

nese und glaubt an die Korrespondenz zwischen innen und außen, zwischen Geist und Wirklichkeit. So macht er jeden zu seinem Tempelbruder. Er zieht ihn hinter sich her wie Orpheus die wilden Tiere. Buddha, Christus, Mozart, die höchsten Begriffe erhebt er als Kuppel über die Wüste des Zeitlichen und läßt sie weithin im Zauber der schönsten deutschen Sprache leuchten; man betritt seine Pagode, zieht die Schuhe aus, verneigt sich, läßt sich willig führen, und zuletzt erfährt man das Erstaunlichste: daß alles Spiel war, höchste Kombinatorik, wunderbarer Wohlklang, sublimste Technik, und daß hierin wahrer Gottesdienst sich kundgebe, weil man vom unbedingten und endgültig letzten Gott nichts wisse, und dies die einzige Möglichkeit sei, ihm nachschaffend nachzuspüren. Hesses ganzes Werk ist ein Priestertanz vor dem höchsten, unbekannten Gott. Sein Leben ist eine Tanzlegende. Jede Erscheinung der Wirklichkeit, Mensch oder Baum, ist ihm ein Prisma, durch das er Farben wahrnimmt, die ihm höchst bedeutsam sind zur Erkenntnis des Gottes, den er sucht, unentwegt und immer. Alles, Buddha, Mozart, Christus und seine allernächsten und allerfernsten Freunde sind ihm Gottesdienst-Werkzeuge, und fügen sie sich nicht, so wirft er sie an den Rand seines Universums, in das Ungewisse dessen, was er den Ungeist nennt.

Darum ist es schwer, über Hermann Hesse etwas zu schreiben. Entweder man verfällt ihm ganz und wiederholt nur schlechter, was er selber sagt; oder man steht außerhalb seiner Sphäre, dann muß man aber befürchten, ihn zu verletzen und schreibt lieber Unverbindliches und oberflächlich Offizielles.

Ich habe oft gedacht, daß es eine reizvolle Aufgabe wäre, einmal einen Vergleich zwischen Hermann Hesse und dem alten Bruder Klaus im Ranft zu ziehen. Es ließe sich eine hübsche Novelle schreiben: Bruder Klaus auf seiner Wiese im Gespräch mit Hermann Hesse. Ich glaube, der sanfte Mann vom Ranft wüßte diesem größten unter uns lebenden Dichter manches zu sagen, das dieser in sein Spiel eigentlich nur beiläufig aufgenommen hat; namentlich über die Introversion, in der er die größte Erfahrung hatte, über ihren Sinn und ihren namentlichen Wert, und über die Vorzeichen, unter denen sie zu stehen habe, damit sie heilsam und menscheitsverbindend sei. Und ich glaube, er würde zwischen zweierlei Introversion unterscheiden, der mystischen und der magischen. Davon ausgehend, würde er vielleicht versuchen, Hermann Hesse zu erklären, warum er so schmerzlich bei jeder Berührung mit der Welt leide.

In den letzten Beiträgen in Hesses Buch *»Krieg und Frieden«* spricht sich eine unendliche Resignation aus. Aus zahlreichen Briefen, die er aus Deutschland erhielt, mußte Hesse erfahren, daß man auf dem Plan des Dichterischen mit ihm verbunden bleiben konnte und doch sich auf dem

anderen, dem politischen, unbelehrbar erwies. Und das ist die große, überaus schmerzliche Enttäuschung Hermann Hesses, sofern man wenigstens nach diesem Buch urteilen kann: Verehrung zu erfahren von Menschen, die der unendliche Liebesdurst des Dichters in seine Sphäre herein-gezogen hat, die in dieser Verinnerlichung Trost finden, und die dennoch seine Gedanken nicht verstehen. Wie erklärt sich dieses Mißverständnis?

Ich glaube, der alte, fromme Mann vom Ranft würde auf diese Frage, an die unsereins nur behutsam herangehen kann (deshalb habe ich mir auch den Bruder Klaus als Schutzpatron geholt), Hermann Hesse vielleicht folgendes sagen: »Du bist einer der größten Dichter deutscher Sprache, du bist einer der schöpferischsten Geister, du bist von Gott aus seiner edelsten Substanz gemacht. Neben dir bin ich nur ein armer, bäuerischer Klausner; ich habe keine Schriften hinterlassen. Und dennoch: wenn uns ein Dichter oder Maler hier auf dieser Wiese darstellen wollte, welchen von uns beiden meinst du würde er den Arm schützend um die Schulter des andern legen lassen? Vermutlich mich. Denn mein Typus und Archetypus ist dieser: ich bin vom Vater her geprägt; du aber von der Mutter. Du hast als Dichter den Zauber eines Kindes oder eines Knaben ausgeübt; du sprichst die Menschen in allem an, was kindlich und weiblich in ihnen ist. Auch wenn du mannhaft für das Gute einstehest, tust du es auf eine kindliche, knabenhafte Weise. Das mußt du einsehen, dann wirst du dich weniger quälen, weil du mit deinen Worten zum Frieden die Menschen nicht in ihrer Ganzheit erfassest. Die Art des wirksamen Friedensstifters ist nicht die des freundlichen Sohnes, der in das Schöne verliebt ist und überall die Mutter sucht, die ihn verstehe; sondern es ist die des väterlichen Mannes. Du erwartest von den Ministern, im Namen Beethovens und der Bergpredigt, Besonnenheit, Duldsamkeit und Vernunft. Auf eine schöne, deutsche, dichterische Weise erwartest du, daß sie durch die Bildung zu einer vollkommeneren Auffassung ihres Amtes gelangen. Du berufst dich auf Burckhardt. Und du tust gut daran; aber alle diese Anrufungen und dein ganzes Mahnen darfst du nie anders auffassen, denn als Klage und Stoßseufzer und Bekenntnis deines Gewissens. Magische Kraft im Politischen gewinnst du dadurch nicht. Wirkungen, unmittelbare, wirst du nie erzielen. Eben weil die Bildung weiblicher und kindlicher Natur ist, so verletzlich und überempfindlich, daß – wie du ja in allen deinen Büchern zeigst – sie am besten in Klöstern gedeiht. Sie ist nicht von dieser Welt. In Stans hatte ich es mit verwegenen Burschen zu tun, Bruder, die kaum je ein Buch gelesen hatten. Ich kam ihnen nicht mit der Musik, und auch die Bergpredigt ließ ich in jenem Augenblick aus dem Spiel. Hätte ich vom Tao etwas gewußt, ich hätte es wie ein Juwel unter einen Balken meiner Hütte vergraben. Ich kam ihnen mit praktischen Ratschlägen, und meine Autorität war nicht die des glasper-

lensspielenden Zauberers, sondern die des Vaters, über den ein einziger, senkrechter Gottesstrahl fiel. So habe ich sie gewonnen. Sie spürten, ein Mann spreche zu ihnen, ein friedfertiger, milder Mann, gewiß, der anders war als sie, aber kein knabenhafter, sondern ein herber, väterlicher Mann. Kein Dichter, kein Musiker, kein Maler: ein Mann der Tatsachen, und ein Mann zudem, in dem vieles abgestorben war, das du liebst, und das er zum Weltlichen rechnete. Schau, lieber Bruder, der Fehler, den du begehest, und der dich immer in Kummer und Verzweiflung stürzen wird, ist der, daß du die Welt in ein mütterlich-weibliches Element einzuziehen und sie darin festzulegen trachtest. Du mußt der Welt ihren Lauf lassen. Wie immer sie auch sei, in ihr ist auch der Vater, der zu dir steht. Er schützt dich. Und darein solltest du dich ergeben.«

So vielleicht würde der alte Klausner sprechen. Und ich wüßte keine würdigere Begegnung auf dem Boden unserer alten Eidgenossenschaft mit diesem großen Dichter, der, wie keiner, der die höchste Ehrung erhielt, welche diese arme Welt zu vergeben hat, sich über diese nämliche arme Welt so schmerzlich quält.

(Aus: »Die Weltwoche«, Zürich, vom 22. November 1946)

Die Dokumente der Korrespondenz zwischen Hermann Hesse und Rudolf Jakob Humm, wie sie hier vorgelegt werden, sind nahezu lückenlos erhalten und reichen weit über den Rahmen eines literarischen Zwiegespräches hinaus. Vergleichbar nur noch der ähnlich brisanten, vor allem auch politischen Auseinandersetzung mit Thomas Mann, Alfred Kubin, dem sozialistischen Schriftsteller Heinrich Wiegand und Romain Rolland, zeigt unsere Edition einen ungewöhnlich empfindlichen und dezidiert strengen, aber auch besorgten und hilfreichen Hermann Hesse gegenüber dem jüngeren, noch nicht recht anerkannten Kollegen Humm. Ihre bei aller Verschiedenheit der Temperamente jahrelang gepflegte Freundschaft, die mehrmals Spannungen und Zerreißproben ausgesetzt ist, bietet auch den mit Hesse und Humm vertrauten Lesern viele neue und differenziertere Einsichten. Daß die für beide fruchtbare Beziehung schließlich zu einem eklatanten Zerwürfnis führt, kann man schon relativ früh vermuten. In bestem Wissen und Gewissen wird Humm immer wieder versuchen, sich öffentlich für Hesse zu engagieren, ohne dabei die manchmal gegenteilige Wirkung seines spontanen Einsatzes miteinzukalkulieren. Denn, je älter er wurde, hat sich Hesse allem Spektakulären zunehmend verweigert, teils aus Abneigung gegen die allzu konjunkturbestimmten und schlagworthaft simplifizierenden Mechanismen des Kulturbetriebs, teils um nicht auch noch durch eigenes Zutun seine tägliche Post (im Laufe seines Lebens hatte Hesse über 35 000 Briefe zu beantworten) zu vervielfachen. Denn R. J. Humm war – diese Proportion kann beim Lesen eines separaten Briefwechsels allzuleicht übersehen werden – einer von Hunderten gleichzeitigen Briefpartnern Hermann Hesses. Um beiden Positionen ein Höchstmaß an Glaubwürdigkeit zu sichern und die objektive Wiedergabe nicht zu beschneiden, haben die Herausgeber auch Briefbeilagen und andere zusätzliche Unterlagen miteinbezogen. Wo immer es notwendig im Sinne des ablaufenden Dialoges war, diese weiteren Informationen unmittelbar zur Hand zu haben, erscheinen sie im Anschluß an den jeweiligen Brief bzw. in den dazugehörigen Anmerkungen. Der

Anhang beschränkt sich auf nicht unbedingt notwendige, aber wünschenswerte Ergänzungen. Zur rascheren Orientierung ist ein Personenregister angefügt. Alle Briefe sind ungekürzt wiedergegeben, doch wurden offensichtliche Flüchtigkeitsfehler korrigiert und an einigen wenigen Stellen, die entsprechend gekennzeichnet sind, Namen oder kurze Passagen aus Diskretionsgründen gestrichen. Die Daten wurden vereinheitlicht; eckige Klammern stehen für Datierungen oder Ergänzungen der Herausgeber. Der Vollständigkeit halber sind auch die wenigen kurzen Mitteilungen Frau Lili Humms an Hermann Hesse aufgenommen worden.

Wir danken an dieser Stelle besonders R. J. Humm und seiner Gattin für wertvolle Hilfe, vor allem bei den Anmerkungen, sowie Herrn Heiner Hesse, dem Sohn Hermann Hesses, für seine selbstlose Mitarbeit. Anstelle einer Einführung von seiten der Herausgeber wurden dem Briefwechsel R. J. Humms Erinnerungen an Hesse vorangestellt, so daß keine interpretatorische Verzerrung die ansonsten für sich selbst sprechenden Briefe übertönt. Vor allem aber sollte auch keine Wertung der individuell so verschiedenen inneren und äußeren Positionen suggeriert werden.

Frankfurt/Main, im Oktober 1976 Ursula und Volker Michels

REGISTER

der in Briefen, Anmerkungen und Anhang erwähnten Personen und Namen von Zeitungen, Zeitschriften, Organisationen etc. sowie der Werke Hermann Hesses und Rudolf Jakob Humms. Die Titel von Publikationen Hesses und Humms sind kursiv gesetzt.

- Académie Française 53
 Aegeus (auch Aigeus) 138, 148, 149 f
 Aischylos 118
 Aithra 148, 149 f
 Akademie der Künste, Berlin 164
 »Die Aktion« 323
Die Aktivisten (R. J. H.) s. *Carolin*
 Alexander der Große 108, 110, 148
Allein (H. H.) 117
Alte Musik (H. H.) 97
 Alter, Georg 272
 Androgeos 148
Die Anemonen (R. J. H.) 47
 »Annabelle« 203, 204, 205, 216, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 313, 318
 »Die Annalen« 256
Ansprache in der ersten Stunde des Jahres 1946 (H. H.) 254, 255 f
 Aphrodite 151
 Apoll(o) 22, 98, 102, 138
 »Arche Noah« 96, 97, 99, 101, 102
 Astarte 147
 Athene (-Apaturia) 149, 150
 Atlantis (Verlag) 121, 123 f, 125, 128
 Attenhofer, Elsie 163
Auf Besuch bei Hermann Hesse (R. J. H.) 224, 226, 227, 313 ff
 »Aufbau«, New York 247
 Augeias 147
 Augustin (Verlag) 125
Aus alten Tagebüchern (R. J. H.) 238, 322 f
 Averroës 192
 »AZ« 17
 Bach, J. S. 97, 141
 Bachofen 96
 Bächtold, A. 60, 62, 167, 168, 206, 207
 Ball, Hugo 85
 Ball-Hennings, Emmy 84, 85, 129, 130, 195, 252
 Balzac 5, 160, 168, 294
 Basler, Otto 235
 »Basler Nachrichten« 216, 217, 309
 Becher, J. R. 277
 Bédier 238
 Beethoven 29, 329
Bei uns im Rabenhaus (R. J. H.) 24, 89, 163
Beim Einzug in ein neues Haus (H. H.) 113
 Bekessy 249 f
 Benziger (Verlag) 163, 202
 Berkeley 213, 214
 »Berliner Tageblatt« 20
 Bermann Fischer (auch Verlag) 39, 79, 198, 280
 Berndl, L. 173, 177
 Bernhard, Georg 30, 32, 33, 280
Besinnung (H. H.) 235
 Biedermann, F. von 89, 102, 103, 287, 288, 289

Bimba, s. Hesse, Hellen
Blatt aus einem Notizbuch (H. H.)
 102, 103, 104, 290 ff, 301
 Bodmer, Elsy 152 f
 Bodmer, H. C. 152
 Böhmer, Gunter 79, 110, 111, 157,
 158, 197, 198
 »Bonniers Litterära Magazin« 32,
 53, 274
 Borgia, Alex. 193
 Brecht, B. 20, 21, 277
 Brenner, Paul Adolf 44, 238, 239,
 251
 Brentano, Bernard von 66, 67, 234,
 235, 276
 Bretscher, Willy 28, 32
Brief an eine Dichterin (H. H.)
 271
Brief über die Novelle (R. J. H.)
 238, 251, 252, 253
 Briod, Blaise (Gatte von Monique
 de Saint-Hélier) 37
 Brontë, Anne 114
 Brontë, Charlotte 114, 251, 252,
 296, 297
 Brontë, Emily 112 f, 114, 296,
 297
Bruder Klaus und H. H. (R. J. H.)
 258
 Brunnhofer, Dora 118
 Brupbacher, Fritz 81 f, 83, 86, 89,
 234, 237, 238, 239, 322 f
 Brupbacher, Paulette 81, 82, 83,
 86, 237
 Buddha 317, 328
 Büchergilde Gutenberg, Zürich 22,
 58, 62, 70, 96, 98, 107, 118, 125,
 138, 167, 168, 171, 191, 192,
 193, 202, 203, 208, 209, 221,
 223, 225, 226, 232, 238, 258,
 259, 282, 300, 301, 302
 »Der Bücherwurm« 53

Bühl (Verlag) 47, 216, 237, 238,
 239, 251, 271
 Bühner, Jakob 29, 32, 109, 110
 Burckhardt (Familie) 264
 Burckhardt, Jakob 327, 329
 Burkhard von Hohenfels 307
 Calonder, Felix 196
 Campanella 318
 »Caricature« 168
 Carigiet, Zarli 163
Carolin (R. J. H.) 21, 22, 23, 24,
 37, 47, 48, 50, 66, 70, 73 f, 79,
 80, 82, 83, 86, 98, 107, 108, 110,
 112, 115, 117, 119, 123 f, 128,
 136, 137, 160 f, 166, 167, 168,
 170, 173, 176, 178, 184 f, 188 f,
 190 f, 195, 196, 199, 201, 202,
 221, 225, 232, 234, 287 ff, 292
 Carlsson, Anni 104, 105, 178, 179,
 180, 219, 220
 Carossa 196
 Cervantes 176, 177
 Cham 168
 Chamberlain 62
 Chamisso 52, 53
 Charbonneaux 95, 96, 98
 »Charivari« 167, 168
Chinesisch (H. H.) 68, 69
 Christus 255, 328
 Christus, Petrus 161, 163
 »Civitas Nova« 40, 41, 285
 Classen, Werner (Verlag) 98, 251
 »Claudine« s. Zuppinger
 Codet, Louis 171, 172
 Konzett & Huber AG 168
 Cook, J. 51
 »Cornichon«, Cabaret 139, 160,
 163, 170, 171
 »Corona« 32, 34, 43, 68, 282
 Courbet, G. 238
 Cronin 233, 235

- Dädalos 151
 Danegger, Mathilde 163
 Dante 312, 318
 Daudet 172
 Daumier 167, 168
 Decker, R. v. (Verlag) 110
 Defoe 176, 177
 Delachaux, Marguerite 137, 139, 206, 207
 Delacroix 168
Dem Frieden entgegen (H. H.) 247
 Demeter 152
Demian (H. H.) 5 f, 11, 78, 133, 154, 179, 286
 »Der Demokrat« 323
 Descartes 214
Dichtung und Erlebnis (R. J. H.) 47, 48
 Diebold, Bernhard 229, 232
Dienst (H. H.) 180
 Diogenes (Verlag) 237
Don Quichote und der Traum vom Goldenen Zeitalter (R. J. H.) 70, 71 f, 73
Donna Margherita und der Zwerg Filippo d. i. Der Zwerg (H. H.) 79
 Doré 168
 Dostojewski 62, 110 f, 113, 114
 Droysen 108, 110
 »Du« 139, 166, 168, 183, 218, 219, 222, 312
 Duhamel 53, 54

 Ehrenstein 54
 Ehrismann, Albert 44, 50, 51, 52, 87, 89, 90, 108 f, 110
 Eidgenössische Techn. Hochschule, Zürich 222
Die Eidgenossenschaft (H. H.) 40, 41, 284 f
Ein Brief (H. H.), auch u. d. T. *Zinnien* 123, 124, 126
Eine andere Welt (H. H.) 311
Eine Bibliothek der Weltliteratur (H. H.) 250, 251, 252
Eine Stunde hinter Mitternacht (H. H.) 171, 177, 178 ff, 191, 299 f
Einem Freunde (H. H.) 215 f
Einmal Herz, wirst du ruhn (H. H.) s. *Media in Vita*
 »Die elf Scharfrichter«, Cabaret 252
 Erasmus 170, 262, 264, 265
Erinnerung an Hans (H. H.) 26, 34, 282
Erinnerungen an Othmar Schoeck (H. H.) 282
Ernst Morgenthaler (H. H.) 237
Eugen Siegel (H. H.) 282
 Europa 147
 Europa (Verlag) 32, 244

Fabulierbuch (H. H.) 163
 Faesi, Robert 306
Die Farbe Rot in den Gedichten H. H.s (R. J. H.) 104, 217 f, 219, 222, 223, 309 ff
 Fehse, W. 129, 292 f
 Feuz, Ernst 125
 Fiedler, Kuno 54, 55, 56, 61, 62, 196, 285 f
 Fischer, S. (auch Verlag) 11, 12, 14, 17, 33, 35, 39, 64, 66, 77, 130, 144, 145, 275, 279
 Fischli, Hans 60, 62
Flötenspiel (H. H.) 85 f, 89, 90, 96, 101 f, 103 f, 104 f, 290, 301, 312
Fluch (H. H.) 312
 Fontane 5, 156, 299
 Forester 170
 Forster, Georg 51, 52

- Forster, Johann Reinhold 51
 Frank, Leonhard 276
 »Frankfurter Zeitung« 20, 30, 32, 33, 232, 280
Die Freigelassenen (R. J. H.) s. Carolin
 Fretz & Wasmuth 187, 197
 Freud 77
Freunde bis in den Tod (R. J. H.) 238, 251, 252
 Frey, A. M. 276
Friede (H. H.) 76 f, 78
Friedensinseln (R. J. H.) 105, 106
 Früh, Eugen 47
 Früh, Huldreich 239
 Furtwängler 196

 Gasser, Manuel 137, 139, 177, 178, 215, 226, 227, 234
 Gavarni 168
Gedenkblätter (H. H.) 34, 35, 103, 104, 113, 223, 224, 237, 281 ff, 295
Die Gedichte (H. H.) 187, 197, 216, 217, 219, 220, 309 ff, 323
 Geiler, Voli 163
 Geilinger, Max 216, 217, 305 ff
 Geiser, Karl 5, 6, 11, 13, 14, 15
 George, Waldemar 15
 Gerber, Emil 113
 Gerhardt, Paul 307
 Geroe-Tobler, M. 110, 111, 236
 Gervinus 52
Gespräch zwischen Sokrates und Kallikles (R. J. H.) 44
 Gessner, Robert 51
 Gestapo 54, 275
Der gestohlene Koffer (H. H.) 253
 Gide 16
 Gimmi, W. 172
 Giono 170, 290
 Gitermann, Valentin 125

 Glaeser, E. 276
Die Glaskugel (R. J. H.) 216
Das Glasperlenspiel (H. H.) 21, 26, 32, 37, 38, 39, 43, 45, 46, 47, 48, 57, 63, 68, 69, 71, 72, 87, 106, 120, 132, 139, 141, 142, 156, 159, 162, 180, 191, 192, 196, 197, 219, 220, 223, 224, 225 f, 228 ff, 233 f, 235, 237, 262, 317 f, 318 ff, 327, 330 f
Gleichnis (R. J. H.) 6, 236, 237, 239, 247, 269 ff
Glimmer und Blüten (R. J. H.) 47, 216, 236, 237, 247, 250, 252, 271
 Goebbels 32, 112
 Goethe 84, 89, 102, 103, 104, 144, 176, 177, 239, 262, 278, 287, 288, 296
 Gogh, V. van 170, 300
 Gogol 204, 224, 234
 Gorki 43
 Goverts, H. (Verlag) 130
 Gozzoli 161, 163
 Grabers, Willy 130
 Graf, O. M. 276
 Grandville 168
 Greiner, Leo 251, 252, 253
 Gretler, Heinrich 136, 139, 163
 Grimm (Brüder) 302
 Grothe'sche Verlagsbuchhandlung 129
 Guardini, R. 110, 111
 Gundert, Wilhelm 223, 224

 Haas, Willy 15
 Habe, H. 246 f, 248 f, 250, 252, 254, 256, 257
 Häcker, Wilhelm 57
 Hagsberg, Kurt 130
 »Hamburger Fremdenblatt« 290
 Hauptmann, G. 165

- Haußmann, Conrad 77
 Haussmann, Erich 91
 Haussmann-Wenger, Ruth 91, 166
 Heer, J. C. 225, 226
 Hegel 30, 320 f
 Heiden, K. 31, 32
Der Heiland (H. H.) 120
 Held, Kurt; s. Klaeber
 Helios 147, 151
 Hemmerli, Felix 127 f, 130
Hermann Hesses erstes Buch (R. J. H.) 177, 178, 299 f
Hermann Lauscher (H. H.) 264
 Herodot 43
Herr Claassen (H. H.) 282
 Hesse, Bruno, Heiner und Martin (Söhne H. H.s) (gemeinsam genannt) 18, 19, 20, 58, 197, 207
 Hesse, Bruno 20, 143, 145, 226, 227
 Hesse, Christine 226, 227
 Hesse, Frida 226, 227
 Hesse, Hans 25, 26, 226, 227, 282 f
 Hesse, Heiner 20, 21, 121, 144, 145, 151, 157, 191, 197, 207, 228, 239, 300
 Hesse, Hellen 197, 198
 Hesse, Hermann (amerikanischer Feuilletonist) 16, 17, 18, 272 f
 Hesse, Klara 145, 226, 227
 Hesse, Maria (geb. Bernoulli) 197, 202, 203, 214
 Hesse, Marie (Mutter von H. H.) 252
 Hesse, Martin 20, 54, 143, 144, 145, 197, 224, 225, 292
 Hesse, Marulla 49, 50
 Hesse, Ninon (geschiedene Dolbin, geb. Ausländer) 5, 7, 8, 13, 14, 15, 16, 26, 28, 29 f, 33, 34, 36, 37, 38, 39, 41, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 54, 56, 57, 58, 62, 63, 64, 67, 68, 69, 71, 75, 77, 79, 80, 83, 89, 95, 96, 98, 102, 103, 105, 107, 109, 110, 111, 113, 116, 117, 118, 119, 123, 125 f, 129, 130, 133, 134, 138, 139, 141, 143, 144, 151, 155, 158, 159, 162, 163, 164, 168, 169, 172, 178, 187, 188, 191, 193, 196, 202, 203, 207, 215, 216, 219, 220, 221, 223, 227, 235, 239, 244, 253, 254, 255, 259, 260, 287, 288, 289, 314, 315, 316, 327
 Hesse, Silver 197
 Hesse, Simon 143, 145, 226, 227
 Hesse-Rabinowitsch, Isa 121, 144, 145, 191, 197, 239, 300
 Hettner, Hermann 51, 88, 89, 243, 244
 Heyse, Paul 292
 Hiltbrunner, H. 212, 214
 Hirschfeld, Kurt 256
 Hitler 31, 32, 46, 55, 57, 61, 64, 97, 98, 99, 101, 102, 173, 176, 247, 324, 325
 Hodler, F. 234, 235
 Hölderlin 297, 298
 Hoffmann, E. T. A. 62
 Hofmannsthal 263, 264
 Hogarth 177, 178
 Hohl, Ludwig 37
 Hürlimann 124
 Huizinga 170
 Humm, Ambrosius 48, 81, 83, 90, 92, 93, 94 f, 116, 135 f, 137, 151, 159, 160, 161 f, 170, 180, 201, 211, 224, 234
 Humm, Bruno 49
 Humm, Lili 5, 30, 39, 44, 45, 46, 48, 49, 50, 52, 54, 56, 57, 58, 59, 60, 65, 67, 68, 71, 72, 77, 79, 83, 84, 85, 89, 95, 96, 98, 103,

- 105, 106, 113, 114, 116, 118,
 135, 157, 161, 167, 170, 177,
 191, 195 f, 200, 202, 204, 212,
 218, 224, 250
 Humm, Madeline 46, 59, 62, 83,
 92, 105, 106, 107, 113, 114, 116,
 118, 121, 151, 212, 237
 Hunziker, Max 128, 130
 Hyppolit 150

 Ida (Haushaltshilfe bei Hesses) 57
Im Nebel (H. H.) 216, 305 ff
Im Scherz (H. H.) 311
In alls gedultig (R. J. H.) 127, 128,
 129, 292 ff
In Epikurs Garten (R. J. H.) 250,
 251, 252
 Information 15, 16
 Inglin, Meinrad 45 f, 48, 50
Innerlichkeit und Verantwortung
 (R. J. H.) 47
Die Inseln (R. J. H.) 22 f, 24 f,
 26 ff, 29 f, 32, 34, 166, 168,
 273 ff, 302
Inspiration (H. H.) 312
 Isenberg, Carlo 57
 Isenberg, Karl 57
 Isenberg, Lise (Frau von Carlo
 Isenberg) 57

 Jacobi 171
 Jacques, Olli 186, 187
 Jacques, Norbert 187
 Jaekle, Erwin 123 f, 125
Jahrestag (H. H.) 311
 Jean Paul 293
 Jensen, Wilhelm (und Frau) 294
Jugendflucht (H. H.) 311
 Jung, C. G. 83, 153, 241, 242, 243,
 244, 324

 Kallikles 44

 Kandinsky 111
 Kant 214, 302
 Karlweis, Marta; s. Wassermann
 Karlweis, Oscar 48
 Keckeis, Gustav 160, 161, 163, 184 f
 Kehlmann, Lilly 63, 110, 158, 164,
 187
 Keller, Gottfried 51, 116, 127,
 226, 293, 295, 306, 307
 Kerényi, Karl 153, 226, 227
 Kerényi, Magda 153, 226, 227
 Kesser, Hermann 66, 67
Kinderseele (H. H.) 79
Kindheit des Zauberers (H. H.)
 259
Kirchenkonzert (H. H.), auch *Al-
 te Musik* 96 f
 Kirke 147
 Klæber, Kurt 84, 85
*Klagelied auf den Dichter Emil
 Bumms* (H. H.) 163, 164 f
 Klaus, Bruder von Ranft 327 ff
 Klee 111
 Kleiber, Otto 250, 251
Klein und Wagner (H. H.) 79, 259
Kleine Betrachtungen (H. H.) 152,
 166, 168, 191, 192, 193, 300 ff
Kleine Freuden (H. H.) 13
 Klingemann, A. 134
Klingsors letzter Sommer (H. H.)
 86, 89, 91, 145
 Knittel 112, 113, 114, 174, 177
Knopfannähen (H. H.) 12, 13
 »Kölnische Zeitung« 13
 Kolb, A. 32, 276, 279
Kommt mit! (H. H.) 311
 Konfuzius 321
 Korrodi, E. 28, 32, 206, 207, 275,
 278, 279
 KPI 83
Der kranke Mann aus Exotien
 (R. J. H.) 45, 47

- Kranken-Nacht* (H. H.) 165, 166,
 168, 181, 298 f
Krankheit (H. H.) 310
 Kraus, Karl 249
 Krebs, Margarete 272
Krieg und Frieden (H. H.) 326,
 328 f
Kriegerisches Zeitalter (H. H.) 64,
 69, 70
 Kruck (Frau) 221 f
 Kruck, Hans 221 f
 Kubin 61, 62
 Künzli 99
 »Kulturwille« 20
Die Kunst des Müßiggangs (H. H.)
 111, 123, 236
 Kybele 147, 151, 152

 Laban, R. von 62
 La Fontaine 168
Der lahme Knabe (H. H.) 62
 Landauer, Gustav 20, 21
 Landry, Ch. F. 107, 110
 Lang, J. B. (und Frau) 81, 83, 84,
 85, 110, 111, 195, 196, 220
 Langen, A. 253
 Langland, W. 73 f, 76, 142
 Lanyi, Jenö 156
 Lao Tse 265, 317
 Laplace 302
 Lasker-Schüler, E. 277
 Lavater 51, 70
 Lavater-Sloman, M. 203, 204
Legenden (H. H.) 163
 Lenin 22, 274, 317
 Lenz, Max 163
 Lesch, Walter 163
 Lessing 296
 Leuthold, Alice 106, 292
 Leuthold, Heinrich 306
 Lichtenberg 177, 178
Liebesmüde (H. H.) 311

Lieblingslektüre (H. H.) 251
 Lienert, Meinrad 62
 Lindsay, Kennedy 249
 »Linkskurve« 85
 Linné 127, 129, 315
Das Linsengericht (R. J. H.) 5, 11,
 12, 13, 16, 232, 269 f, 271, 273
 Lion, Ferdinand 34, 35, 66, 67, 75
 »Die Literarische Welt« 14, 15, 20
Eine Literaturgeschichte in Rezensionen und Aufsätzen (H. H.)
 53, 219
 Locke 213, 214
 Loos, C. I. 212, 214
 Ludwig XIV 108, 214, 296
 Lykurg(os) 55, 56

 Maass, Joachim 131, 133 f, 137, 139
 Machiavelli 224, 225, 234, 235,
 238
Magie des Buches (H. H.) 201,
 202, 251, 252
 Makart 294
 »Manchester Guardian« 63
 Mann, Elisabeth 56
 Mann, Erika 278
 Mann, Golo 75, 76, 156
 Mann, Heinrich 156, 276, 277, 278
 Mann, Katia 156
 Mann, Klaus 278
 Mann, Monika 156
 Mann, Thomas 16, 19, 26, 28, 30,
 32, 34, 35, 44, 55, 56, 67, 86,
 155 f, 157, 160, 170, 202, 230,
 247, 249, 250, 254, 256, 257,
 260, (275 ff), 278, 279, 280, 286,
 326
 Marcuse, Ludwig 281
 Maria (Haushaltshilfe bei Humms)
 187, 218
 Marsyas 21, 22, 23
 Marti, Else 152

- Marton, Jenö 225, 226
 Marx 255
 »Maß und Wert« 34, 35, 44, 67, 75, 283
 Max von Baden 77
 Medeia 147, 148
Media in Vita (H. H.) 237
Der Meermann (H. H.) 159 f, 163
 Meid, Hans 111
 Meier, Walther 209, 326
Melodie (H. H.) 310
 Metz, M. S. 130
 Michels, Volker 13, 21, 111, 203, 205, 224, 236
 Minos 147, 148
 Minotaurus 147, 148, 150
 Moeschlin, Felix 29, 32
Der Mohrle (H. H.) 282
 Moilliet, Louis 143, 145
 Molo, W. von 249, 250, 326
 Mondadori (Verlag) 208, 209, 210 f, 212, 304
 Morgarten (Verlag) 35
Die Morgenlandfahrt (H. H.) 27, 46 f, 48, 62, 78, 133, 142, 145, 179, 259, 262, 263
 Morgenthaler, Ernst 236, 237
 Morgenthaler, Sascha 236
 Moscherosch 105, 106
 Mount Holyoke College, Mass., USA 133
 Mozart 86, 134, 141, 237, 318, 328
 Mühlestein, Hans 29, 32
 Müller, Georg 253
 »Mündner Zeitung« 249, 250
 Muggli, Rosa 159, 162
 Mumenthaler, Max 53
Musik (H. H.) 97, 205
 Musil, Robert 50, 51, 52, 53, 66
 Mussolini 223

Nachtgedanken (H. H.) 235

Narziß und Goldmund (H. H.) 79, 133, 179, 286
 Natalina (Buzzari), Haushälterin bei Hesses 172, 188, 197
 »Die Nation« 33, 34, 281
 »National-Zeitung«, Basel 5, 11, 35, 36, 64, 102, 103, 104, 183, 228 f, 234, 251, 271, 274, 284
Neue deutsche Bücher (H. H.) 53
 »Die Neue Rundschau« 20, 32, 39, 47, 66, 67, 68, 71
 »Neue Schweizer Rundschau« (NSR) 209, 217, 219, 220, 251, 256
 »Das neue Tage-Buch« 31, 32, 275, 279, 281
 »Neue Zürcher Zeitung« (NZZ) 28, 32, 63, 98, 102, 103, 109, 126, 206, 207, 217, 219, 234, 275, 278, 292
 Newton 88, 318
 Niehans, Max (Verlag) 47
 Nietzsche 52, 194
 Novalis 100
Die Nürnberger Reise (H. H.) 57

 Oeding, Karl 272
 Okeanos 147
 Oltner Buchgemeinschaft (auch: Vereinigung Oltner Bücherfreunde) 70, 71, 73, 196
 Oprecht, Emil (auch Verlag) 23, 51, 124, 125, 243, 256, 274
 Oprecht, Hans 225, 226
 Oprecht & Helbling AG 16
 Orlik, Emil 111
 Ortese, A. M. 297, 298
 Osswald, Paolo 89
 Osswald-Toppi, Margherita 86, 89, 91
 Otto, Theo 170, 171
 Owlglafß 59

- Pange, Pauline Gräfin de 130
 Paracelsus 171
 »Pariser Tageblatt« 30, 32, 280
 Pascal 143
 Pasiphae 147, 150
 Peirithoos 98, 102, 138
 Perse 147
 Pétain, Ph. 109, 138
 Peter Camenzind (H. H.) 170,
 171, 285, 299
 Pfemfert, Franz 322, 323
 Phaeton 147
 Philippson, Paula 219, 220
 Philipon, Ch. 168
 Pittheus 148, 149 f
 Platen 306
 Plato(n) 149, 261
 Plutarch 136, 148, 149, 151
 Poggi, Franz 83, 135, 138
 Poe, E. A. 62
 Polignac, Duchesse de 263
 Poseidon 147, 148, 149, 150
 »Prager Tageblatt« 38
 »Press & Publication Section of
 the Twelfth U.S. Army Group«
 247
 Pringsheim, Peter 156
 Pro Helvetia 66, 67, 251
 Prosa (H. H.) 181 f, 183 f
 Proust 160, 283
 Pulver, Max 263 f
 Purpurrose (H. H.) 311
 Pythagoras 318

 Raabe 119, 120, 127, 128, 129,
 131, 144, 282, 292 ff, 299, 300
 Rainer, Margrit 163
 Ramuz, Ch. F. 107
 Rappard 290
 Rascher (Verlag) 114
 Rasser, Alfred 163
 Rauschnig, H. 97, 98, 99, 101

 Ravenna (H. H.) 305
 Reclam (Verlag) 251
 Regler, Gustav 276
 Reich des Todes (H. H.) 309
 Renn, Katharina 163
 Rentsch, Eugen 161, 163, 184 f,
 186, 190, 191, 193
 Revolution in Viola (R. J. H.) 40,
 41, 42
 Rhea 152
 »Die Rheinlande« 79
 Riemer 288
 Rigi-Tagebuch (H. H.) 241 ff, 245,
 246, 247 f, 255, 256, 323 ff
 Rilke 263, 264
 Rinser, Luise 144, 145, 151, 152,
 153 f, 157, 296 ff
 Rogner, Hans 136, 139, 151
 Rogner, Wera 136, 139
 Rolland 26, 29, 117, 130, 212,
 279
 Rosenbaum, Wladimir 234, 235
 Roshardt, Walter 82, 84
 Roßhalde (H. H.) 208, 209, 210,
 304
 Rossi, Paolo 34
 Rote Bänder (H. H.) 310
 Rousseau 58, 99, 206, 207, 212 ff,
 220, 222
 Rückert 169

 Saint-Hélier, M. de 35, 36 f, 38,
 283 f, 296
 Saint-Simon 213, 214
 Samson, Jean-Paul 82, 83
 Sauerländer (H. R.) (Verlag) 48
 Schaffner 174, 177
 Schall, Franz 223 f
 Schehila 251, 253
 Scherrer, Paul 221, 222
 Schickele, René 276
 Schiller 107

- Schlegel, A. W. 127, 129, 234, 235
 Schlotterbeck, F. 242 f, 244
 Schmid, Karl 196
Das Schneckenhaus (R. J. H.) 250, 251
 Schoeck, Hilde 204, 205, 206
 Schoeck, Othmar 204, 205, 206, 282
 Schürch, J. R. 113
 Schumacher, Hans 217, 219
 Schwab, Gustav 169
 Schwarzschild, L. 28, 31, 32, 275, 277, 279, 280 f
 Schweizer-Spiegel (Verlag) 125
 Schweizerischer Gewerkschaftsbund 34
 Schweizerischer Schriftstellerverein (SSV) 225, 226
 Seidel, Ina 52, 53
Seltsam, im Nebel zu wandern, s. Im Nebel
 Shakespeare 160, 163, 190, 199, 200, 202
 Shaw 261
Siddhartha (H. H.) 79, 133, 179, 223, 224
Siebenschawl (R. J. H.) s. *Der Wicht*
 Silone 82, 83, 128, 130
 »Simplicissimus« 59, 163, 164
 Sinclair, Emil (Pseud. für H. H.) 11
Sind wir Schweizer unglücklich? (R. J. H.) 249
 Sokrates 23, 44
 Soldenhoff 108, 110
Sommerruhe (H. H.) 311
 Sozialdemokratische Partei der Schweiz 17
Späte Prosa (H. H.) 253
Späte Prüfung (H. H.) 235
Spätsommer (H. H.) 118 f
 Speiser, Andreas 45, 47
 Spitteler 295, 326
Springinsfeld und Sauerkloß (R. J. H.) 45, 48
 Staackmann (Verlag) 48
 Stadler, Th. W. 86, 89, 187, 188, 189, 201, 202
 Staël, Mme de 127, 129
 Stämpfli, Wilhelm 58, 192, 244
 Stalin 63, 246, 323
 Steiger, E. von 246
 Steiger, Peter 106
 Steinberg (Verlag) 163, 259
Der Steppenwolf (H. H.) 17, 78, 133, 179, 202, 203, 208, 209, 239 f, 262, 286, 303, 315, 323
 Stifter 221
Stiller Abend (H. H.) 13
 Stocker, Josef (Verlag) 252
 Strasser, Charlot 58
Stufen (H. H.) 132, 138, 139
Stunden im Garten (H. H.) 79, 133, 198
 »Süddeutsche Zeitung« 250
 Suhrkamp, Peter (auch Verlag) 32, 35, 39, 64, 130, 131, 208, 209, 214, 219
 Tacitus 40
 »Die Tat« 125
Teich (H. H.) 310
 Tell 138
Tessiner Herbsttage (H. H.) 282
 Tetzner, Lisa 85
 Thackeray 219
 Theseus 98, 138, 147, 148, 149, 150 f, 152, 169
Theseus und der Minotaurus (R. J. H.) 135 f, 138, 146 f, 148 ff, 159, 167, 169, 192, 193, 201 f, 220
 Thukydides 40
 Thurn und Taxis 263

Tolstoi 5, 90, 91, 111, 113, 115,
 287
Der Toten (H. H.) 310
 Tranquilli, Secondino; s. Silone
Traumfährte (H. H.) 241, 244,
 247, 259
Der Trinker (H. H.) 312
Tristan (R. J. H.) 238
Trost der Nacht (H. H.) 130, 131

Über einen Teppich (H. H.) 111,
 236, 237
Über Gedichte (H. H.) 237, 238
 Unruh, F. von 276
 »Unsere Meinung« 80, 266
Unterm Rad (H. H.) 133, 134,
 152, 158
 Urban (auch Verlag) 11, 12 f, 13 f,
 271

 Valangin, Aline 203, 204, 235
 Vallès, J. 238, 239
 Vaucher, Ch. F. 60, 62, 163, 203,
 204
 Verdi 304
 Verhaeren 308
Viel Streit um wenig Wolle (R.
 J. H.) 34, 279 ff
 Vischer, Friedrich, Theodor 43
 Völkerbund 196, 278
 »Der Völkische Beobachter« 278
Vogel (H. H.) 145
 Vogel, Traugott 112, 113, 152
Der Vogel Greif (R. J. H.) 160,
 161, 163, 166, 168, 170, 171,
 185, 259, 302
 Volkshochschule, Zürich 47, 86 f,
 106, 125
 »Volksrecht« 16 f
 »Vossische Zeitung«, Berlin 12, 13

 Wallenstein 107

Walser, Hermann 130
 Walther v. d. Vogelweide 307,
 308
 Wackernagel, Rudolf 264
 Walter (Verlag) 247
 Warens, Mme de 212, 214
 Wassermann, Jakob 48, 121, 277
 Wassermann-Karlweis, Marta 46,
 48, 121, 277
 Wassmer, Max 143, 144, 145
Weg nach Innen (H. H.) 79
 Weierstraß 289
Weihnacht des Alten (H. H.) 204
 Weilenmann (Frau) 199, 202
 Weilenmann, H. 125, 202
 Weiss, Walter 126 f
 Welti, A. J. 170
 Welti, Albert 145, 309
 Welti, Emil 85, 144
 Welti, Helene 139, 144, 192
 »Die Weltwoche« 73, 76, 127, 129,
 131, 139, 143, 145, 152, 157,
 158, 177, 178, 204, 228, 229,
 230, 235, 247, 249, 250, 251,
 258, 295, 297, 298, 300, 322,
 326, 330
 Wenger, Lisa 91, 165 f
 Wenger, Ruth s. Haussmann
 Werfel 247, 276
Der Wicht (R. J. H.) 98
 Widmer, Th. 208, 209
Wie kommt es? (H. H.) 311
Das Wiedersehen (H. H.) 311
 Wiegand, Heinrich 18, 20
 Wiemann, B. 85
 Wiener Akademie 62
Winterabend (H. H.) 13
*Wird Theseus aus Kreta zurück-
 kehren?* (R. J. H.) 138, 139
 Wirtschaftsbund bildender Künst-
 ler, Zürich 47
 Wölfflin, H. 251, 252

- Wotruba 60, 61, 62
 Wrede, Mathilda 174, 178
 Wüstenberg, H. L. 256
 Wulff, Katja 60, 62

 Zangger (Familie) 92, 94, 96
Zehn Gedichte (H. H.) 58, 59, 61, 62, 70, 72, 73, 75
 »Die Zeit« 26
 Zeller, Bernhard 53
 Zeus 98, 147, 148, 149, 150
Zinnien (H. H.), s. *Ein Brief*

 Zollinger, A. 23, 24, 26, 30, 34, 112, 123
 Zürcher Schauspielhaus 227, 256
 Zürcher Tonhalle 292
 Zürcher Volkshochschule, s. Volkshochschule
 »Zürichsee-Zeitung« 302, 322
 Zuppinger, Mabel (Pseud. »Clau-dine«) 204
Zwei Aufsätze (H. H.) 236, 237, 238
 Zweig, Stefan 247, 304
Der Zwerg (H. H.) 79

INHALT

R. J. Humm
Anstelle eines Vorwortes 5

Briefe 11

Anhang 269

Editorische Notiz 331

Register 333

Pl - Touri

